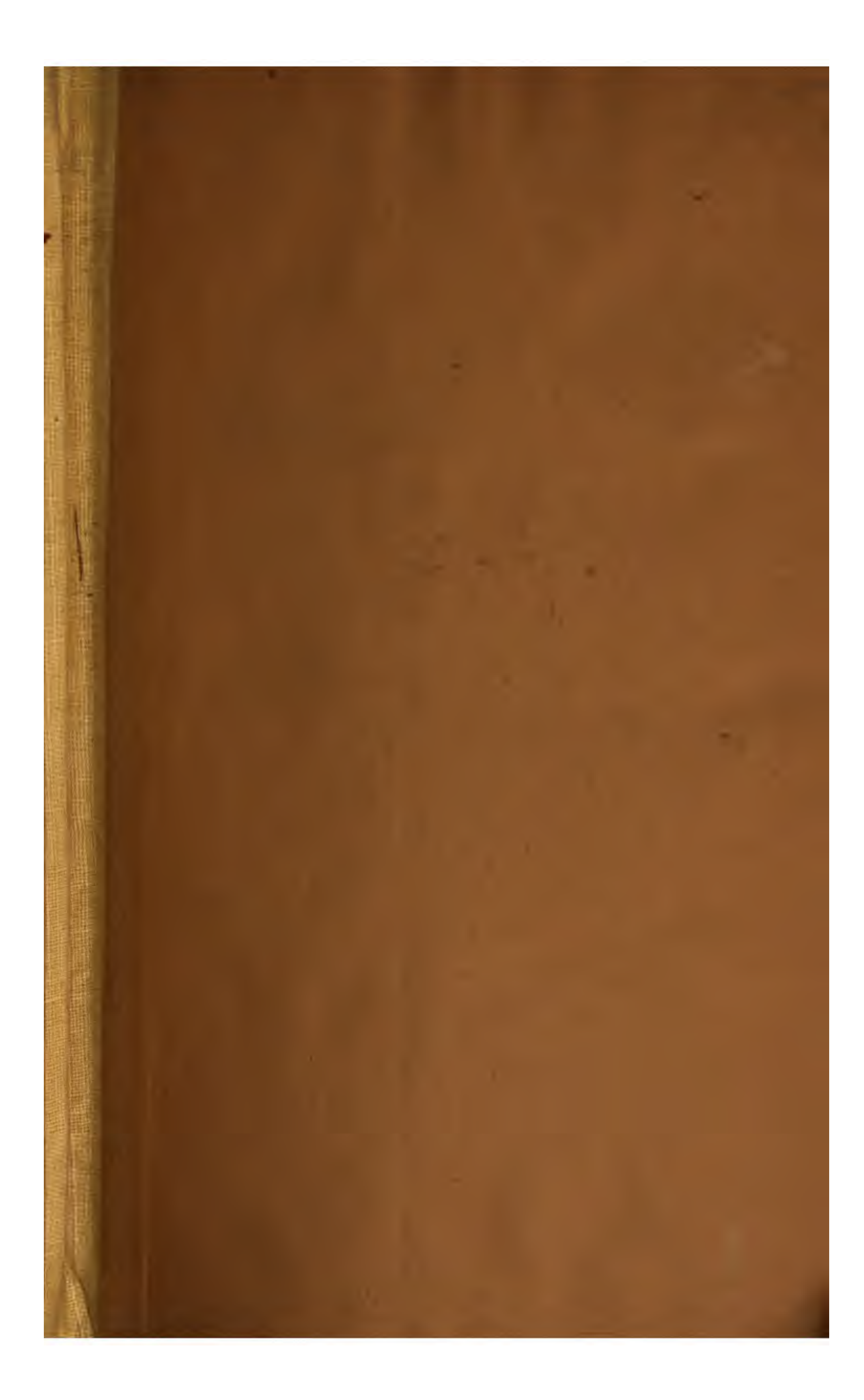

3 2044 102 829 769





Marokko.

Marokko.

Briefe

von der

Deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez

im Frühjahr 1877

von

Ludwig Pietsch.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

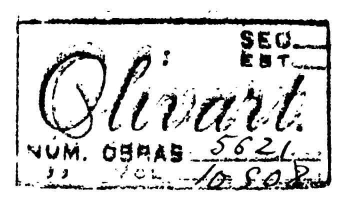
1878.

Inhalt.





Marokko.



Marokko.

Briefe

von der

Deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez

im Frühjahr 1877

von

Ludwig Pietsch.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1878.

Inhalt.

Prolog.

Eine folgenreiche Begegnung. — Die christlichen Gesandtschaften zum Nachfolger des Propheten.

Von welchen Zufälligkeiten hängt oft die ganze Gestaltung unsers Lebensschicksals ab! Wie oft werden die wichtigsten Wendungen desselben dadurch herbeigeführt, seine Richtung dadurch bedingt und entschieden, daß man in einem gewissen Moment gerade eine gewisse Straße und die eine bestimmte Strecke derselben passirte und nicht eine andere, vielleicht funfzig Schritte davon entfernte! In meinem eigenen Dasein wenigstens habe ich diese Erfahrung häufig genug zu machen gehabt. Kaum je zuvor aber ist mir die Abhängigkeit vom scheinbar äußerlichsten Zufall in so eindringlicher Weise zum Bewußtsein gebracht worden, als durch den, welchem ich die schöne Bereicherung meines Lebens um die in den folgenden Briefen geschilderte Episode desselben danke.

Am 20. März 1877 kehrte ich Nachmittags von einem Besuch in der Stadt nach meiner draußen im fernen Westen Berlins gelegenen Wohnung zurück. Statt, wie es eigentlich meine Absicht war, den Weg zum Brandenburger Thor hinaus zu wählen, ging ich ohne Grund und bestimmte Absicht die Wilhelmstraße hinunter der Leipziger Straße zu. Am Wilhelmsplatz kommt mir ein Marineoffizier entgegen. Ich erkenne in ihm einen guten Bekannten, den ich seit ein paar Jahren nicht mehr gesehen hatte, während welcher er und ich durch Geschick und

Beruf meist nach sehr entgegengesetzten Richtungen auseinander getrieben worden waren: Corvettenkapitän Zembsch, den besonders während des letzten spanischen Karlistenkrieges oft und mit Ruhm genannten Commandeur der damals längs der spanischen Küste kreuzenden deutschen Kriegsfahrzeuge Nautilus und Albatros, als welcher er die Ehre unsrer Flagge so energisch zu wahren wußte.

Gleich bei der ersten Begrüßung ruft er mir zu: „Wie ich Sie sehe, fällt es mir ein — ich hätte schon an Sie schreiben sollen — Sie müßten doch eigentlich mit uns kommen.“ — „Ja wohin denn?“ — „Ah, Sie haben doch von unsrer Gesandtschaft an den Sultan von Marokko nach Fez gelesen; von den kaiserlichen Geschenken, die unser Ministerresident in Tanger ihm zu bringen hat; von den Offizieren, die ihn dabei begleiten und die Armee vertreten sollen; und daß das Auswärtige Amt mich beauftragt hat, diese Herren und die Hauptstücke der Geschenksendung nach Tanger zu führen? Die Partie wird interessanter als irgendeine, die Sie noch mitgemacht haben. Denken Sie doch: Große Karavane, der Sultan gibt die Pferde, Kamele, Maulthiere, Mannschaften; zwölf Tage unterwegs quer durch die Wildniß ins Unbekannte hinein; dann zwei bis drei Wochen bei ihm zu Gast in Fez! Reizt Sie denn das nicht? Ich dächte, das müßte so recht was für Sie sein. Und das Auswärtige Amt und Weber, unser Resident, werden schwerlich Einwendungen dagegen erheben, daß Sie die Expedition begleiten und die Chronik der Reise in der Vossischen schreiben. Nun, kommen Sie mit?“

Verlockend genug klang des Kapitäns Vorschlag. In meinem eigenen Willen lag sicher kein Hinderniß. Soweit ich aus der Analogie früherer verwandter Fälle schließen konnte, würde ein solches ebenso wenig auch von den Herren Besitzern und der Redaction meiner Zeitung der Ausführung in den Weg gelegt werden. „Das Auswärtige Amt — quien sabe? Aber, Kapitän, da sehen Sie zu!“ Die geringste Sorge machte mir die Möglichkeit eines Widerspruchs von seiten unsers Ministerresidenten in Tanger. Waren doch seit unserer beider Großväter Jugend unsere Familien aufs innigste und engste be-

freundet, geistig und gemüthlich ineinander verwachsen; nannten wir uns doch, solange wir denken konnten, Vettern; hatte er doch in meines Vaters Hause einen Theil seiner Knabenjahre verlebt, und ich in dem des seinigen — des verehrten unvergeßlichen Mannes in jenem ostpreußischen Landpfarrhause im trauten waldumkränzten Kirchdorfe, in welchem das des hochwürdigen Vicars Mr. Primrose zu Wakefield noch einmal fast Zug für Zug zur schönen erquicklichen Wirklichkeit geworden war — das Paradies meiner Kindheit, die reinsten und beglückendsten Freuden meines ersten Jünglingsalters gefunden. Wie viele Jahre auch zwischen dem Damals und dem Heute liegen mochten, während welcher Länder und Meere uns trennten: Beziehungen solcher Natur lassen, wo sie einmal existirt hatten, wo sie in den mit der Muttermilch eingesogenen Stimmungen wurzeln, keine völlige Entfremdung mehr im Leben eintreten. Nach dieser Seite hin konnte ich sicher sein.

„Und bis wann habe ich mich reisefertig zu machen, Kapitän?“ — „Am 1. April fahre ich ab, via Paris-Marseille.“ — „Gut, ich gebe Ihnen Bescheid; ich denke, wir fahren zusammen.“

Drei Tage später war alles geordnet. Zu umständlichen Reisevorbereitungen hatte ich weder Lust noch Zeit. Nie habe ich mich bei ähnlichen Anlässen damit geplackt, und nie habe ich es zu bereuen gehabt. Das einzige Stück Extragepäck, welches jedenfalls mitzuführen den Mitgliedern der Expedition von Tanger aus anempfohlen war, das Feldbett für die nächtlichen Bivuaks während der Karavanenreise, findet und kauft man zweifellos am besten in Marseille. Sich mit Flinten und Revolvern zu belasten, überlasse ich den Nimrods und den Soldaten der Gesandtschaft; Tränkchen, Pillen, Schutzmittel gegen alle möglichen Krankheits- und Verletzungsgefahren mitzunehmen, den Besorgten und Kränklichen.

Leider aber bleibt auch wenig Zeit zu andern, wichtigern Vorbereitungen. Studien über Land, Leute, Natur, Verfassung

von Marokko lagen mir, wie sicher der ungeheuern Mehrzahl selbst meiner gelehrtern Landsleute, bisher gänzlich fern. Kaum die Titel der vorhandenen Werke waren mir bekannt, in denen Europäer, welche das den meisten noch so fest verschlossene und halb fabelhafte Land persönlich bereisten, ihre Beobachtungen und Erfahrungen der übrigen Welt mitgetheilt haben. Als das inhaltreichste und zweckdienlichste gilt noch immer das Buch von Gerhard Rohlfs: „Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet" (Bremen 1873). Rohlfs' Aufenthalt fiel in die ersten sechziger Jahre. Der berühmte Reisende hat es durch heroische Opfer möglich gemacht, viel tiefer, als es Europäern und Christen sonst vergönnt war, in die Kenntniß der socialen Zustände des Kaiserreichs einzudringen. Er führte mit bewunderswürdiger Selbstverleugnung die Rolle eines zum orthodoxen Glauben und zum Bekenntniß des Propheten Bekehrten durch, leistete Verzicht auf alles und jedes, was selbst dem uncultivirtesten abendländischen Menschen das schlechthin Unentbehrliche erscheint, und scheute vor keinen Gefahren, Schrecknissen, Demüthigungen zurück, um seiner Forscherleidenschaft zu genügen.

Manches, wie wir seitdem durch eigene Beobachtung erkannten, hat sich in den 15—16 Jahren, welche zwischen jenem Aufenthalt des genannten kühnen Pfadfinders der geographischen und ethnographischen Wissenschaft und dieser unserer Gesandtschaftsreise liegen, auch dort verändert. Wenigstens empfingen wir zuweilen diesen Eindruck bei Vergleichung der Rohlfs'schen Schilderungen mit der nun selbst angeschauten Wirklichkeit. Aber der Grund davon beruht vielleicht zum größern Theil in der Verschiedenheit der Standpunkte, Beleuchtungen und Bedingungen, von und unter welchen Rohlfs, und derjenigen, unter welchen wir, als Theilnehmer und Angehörige einer mit ausgesuchten Ehren und Zuvorkommenheiten aufgenommenen Kaisergesandtschaft, Menschen und Zustände zu sehen bekamen.

Aber woher diese eigenthümliche Art von Gesandtschaft? Was veranlaßte sie und erweckte bei dem Auswärtigen Amte des Deutschen Reichs den Gedanken ihrer Entsendung und der Mitgabe von besondern Geschenken an den Sultan jenes Reiches?

Gerade auf diese, bei jenem Anlaß vielfach laut gewordenen Fragen gab mir das citirte Buch von Rohlfs sehr erwünschten und befriedigenden Bescheid. Folgendes ist der Extract seiner Mittheilungen hierüber. Es ist allgemein Sitte und Herkommen in dem nordwestafrikanischen Kaiserreich, daß jeder neue Vertreter einer fremden Regierung von der Hafenstadt aus, wo ihm sein Posten angewiesen ist, seinen Antrittsbesuch in Fez bei dem Nachfolger des Propheten macht, um diesem seine Creditive und die Geschenke seines Monarchen oder Gouvernementschefs zu überreichen. Diese Sitte wurzelt in jenen, noch nicht gar so lange beseitigten, demüthigenden und dennoch allseitig angenommen und streng beobachtet gewesenen ältern Tributverpflichtungeu der christlichen Mächte, welche mit Marokko in friedliche Handelsbeziehungen getreten waren. Am frühesten war es Frankreich gelungen, feste Tractate mit dem Kaiserreich zu schließen. Von 1630 datirt der erste. Der Tribut aber, welchen Frankreich an den Sultan zahlte, hatte gleich von Beginn an die Form von Geschenken; auf 100000 Thlr. soll sich der Werth der alljährlich nach Fez gebrachten französischen Geschenksendungen belaufen haben. England war Marokko jederzeit ein so nützlicher Verbündeter und verstand den eigenen Vortheil in allen Beziehungen mit ihm so gut zu wahren, daß seine Geldtribute und Geschenke viel mehr den Charakter der Gaben eines mächtigen Beschützers als der eines Schutzbedürftigen hatten. Dänemark und Schweden zahlten, jenes bis 1844, dieses bis zu Bernadotte's Regierung, jährlich gegen 20000 Thlr. Oesterreich hat seine ältern Tributzahlungen von 10000 Zecchinen schon 1765 eingestellt; in dem 1856 abgeschlossenen neuen Tractat hat es Geschenke wie Tributzahlungen verweigert; seine Vertretung überließ es erst Dänemark, dann England. Spanien, seit 1767 in diplomatischen Beziehungen zu Marokko, zahlte 1000 Thlr. an jährlichem Tribut und 12000 Thlr. bei jedem Consulatwechsel, welche Summe vertragsmäßig zur Erhaltung einiger spanischer Klöster in marokkanischen Städten verwendet werden sollte. Das letzte dieser Klöster ging 1822 ein. Nach der derben Züchtigung des marokkanischen Uebermuths in dem spanischen Kriege von 1860 hat jede Tributzahlung Spaniens

natürlich aufgehört, und das Kaiserreich hat seinerseits wol heute noch an seinen Kriegsentschädigungen zu zahlen. Spanische Bevollmächtigte theilen mit den Beamten des Sultans die Hafeneinkünfte, um der Regierung allmählich zu ihren Forderungen zu verhelfen. Die Holländer zahlten seit 1685 bis 1815 Tribut, der jährlich 15000 Thlr. betrug; dann erst kamen sie zu dem verständigen Entschluß, dem Sultan einfach zu erklären, daß sie nichts mehr zahlen würden. Selbst Nordamerika hatte sich von 1795 — 1845 zu ähnlicher Tributzahlung in Form von jährlichen Zwangsgeschenken im Werthe von 15000 Thlrn. bequemt. Nur Rußland hat niemals in ein derartiges Verhältniß gewilligt.

Italien trat, als es zum einheitlichen Reich geworden war, in einen neuen Vertrag mit Marokko ein, wodurch der seit 1825 zwischen diesem und dem Königreich Sardinien bestandene, welcher letzterm die Lieferungspflicht von Zwangsgeschenken von jährlich 25000 Frs. auferlegte, zu seinen Gunsten verändert wurde.

Deutschland, solange es noch ein machtloser geoprapхischer Begriff war, überließ es Hamburg und den Hansestädten, sich durch den englischen, Preußen, sich durch den schwedischen Generalconsul in Tanger vertreten zu lassen.

Und nun die Frage: wäre es wünschenswerth für das Deutsche Reich, eine Vertretung in Marokko zu haben? Rohlfs glaubte sie bejahen zu müssen; und da die deutschen Interessen dort mit denen Englands in keinem Punkt collidirten, so hielt er es für nicht unpraktisch, den unter allen fremden Consuln am höchsten angesehenen und beliebtesten, den englischen Consul Sir Drummond Hay, mit der Vertretung des Deutschen Reichs zu betrauen. Andernfalls, bei der Ernennung eines eigenen deutschen Ministerresidenten, dessen Amt natürlich nur einer in orientalischen Sitten und Geschäften durchaus heimischen Persönlichkeit übertragen werden könne, sei es nothwendig, mit der Anknüpfung directer diplomatischer Beziehungen ein Geschenk zu verbinden. „Aber einige tausend Chassepots, dem Sultan gegeben, würden eine ebenso angenehme Gabe für ihn, wie eine ersprießliche für uns sein.“

Das Deutsche Reich hat in Bezug auf die Räthlichkeit und Wichtigkeit der Anknüpfung directer Beziehungen zwischen ihm und der Regierung des Sultans geurtheilt wie Rohlfs und danach gehandelt.

Im Jahre 1873 entsendete es zum ersten mal einen eigenen Vertreter deutscher Interessen in der Person des Consuls von Jülich nach Tanger. Zwei Jahre später löste ihn der gegenwärtige Ministerresident Dr. Theodor Weber ab, welcher eine Reihe von Jahren als deutscher Generalconsul für Syrien zu Beirut mit Auszeichnung wirksam gewesen war und sich die gründlichste Kenntniß orientalischer Sitten, Sprachen, Politik und Menschenart erworben hatte.

Wie es der neue italienische Gesandte bereits 1875 gethan hatte, sollte er, der deutsche, nun endlich auch den durch Sitte und Gebrauch vorgeschriebenen Zug nach Fez, der Residenz des Sultans, antreten; nicht zwar um demselben Tribut oder Zwangsgeschenke zu überbringen, sondern die Ehrengaben, die Pfänder gleichsam der erklärten Absicht, gute Beziehungen zwischen beiden Reichen und Regierungen zu knüpfen. Von den durch Rohlfs vorgeschlagenen tausend Chassepots freilich hatte das Auswärtige Amt mit gutem Grund vorgezogen, abzusehen. Einige prächtige kunstreiche Erzeugnisse der heimischen Edelmetall-, Bronzeguß- und Ciselir-, Email- und Porzellanindustrie, des Kaisers Bildniß, einzelne Proben der im deutschen Heere gebräuchlichen Schuß- und Hiebwaffen und eine Eiserzeugungsmaschine: diese Gegenstände waren als Geschenke für den Sultan ausersehen. Ein Theil derselben war bereits in directer Sendung nach Marseille befördert worden; der Rest blieb der Obhut des Kapitän Zembsch anvertraut, welcher sie persönlich dorthin mitzunehmen beauftragt war. Die Mehrzahl der zur Gesandtschaft commandirten Offiziere und derer, welche die Vergünstigung erhalten hatten, sich ihr freiwillig anzuschließen, hatte den Landweg durch Spanien nach Gibraltar dem vom Kapitän und mir gewählten vorgezogen; den andern, welche theils früher als wir über Paris, theils über Straßburg-Lyon gereist waren, hatte jener Marseille als Rendezvousplatz behufs der gemeinsamen Einschiffung zur Weiterfahrt bezeichnet.

In der Mittagsstunde des ersten Ostertags, 1. April 1877, fuhr endlich auch ich in Begleitung des Kapitän Zembsch mit dem Jagdzuge der Lehrter Bahn Paris, der ersten Station dieser großen Tour, entgegen.

Der Prolog ist zu Ende; er räumt den Platz meinen auf verschiedenen Halt- und Raststellen dieser Reise geschriebenen Briefen.

I.

Ostertage in Paris.

Dem Frühling entgegen. — In Paris. — Wandlungen und Unwandelbares. — Theaterabende. — Ein Künstlerschicksal. — Zwei Gemäldeausstellungen.

Paris, 3. April 1877.

Ein echter schöner goldner Frühlingstag ist ein „inniges Entzücken" und ein sehr gutes Ding überall in der Welt. Aber in keiner Stadt dieser Erde — so dünkte mich immer, und so empfinde ich es heut in neuer Stärke — zeigt er doch ein reizenderes Gesicht als in Paris, in dessen Straßenkoth ja sogar, nach eines kundigen Beurtheilers Behauptung, die Sterne sich schöner spiegeln sollen als irgendwo anders im klarsten Element. Ungeduldige Nordländer-Gemüther ziehen es, wenn sie den Frühling daheim gar nicht mehr erwarten können, häufig vor, ihm direct nach Süden entgegenzufahren und ihn wol schon im Februar oder März hinter den Alpen in seinem Neste aufzusuchen. Andere, zu denen auch ich gehöre, wählen dazu — ebenso wie zu jenen Fahrten, bei welchen es sich darum handelt, dem heimischen Herbst zu entfliehen — noch lieber einen Weg, der ihnen Vorwand und Möglichkeit bietet, eine erste Station an der Seine zu machen. Sie finden wenigstens vom 1. April ab hier den Gesuchten in seiner ganzen lachenden Anmuth und erhalten doch noch eine reichere Zugabe von allerlei sonstigem

höchst Wünschenswerthen mit in den Kauf und als Zehrung mit auf die Weiterreise, als sie anderswo zu empfangen hoffen dürfen.

Der Uebergang von dem noch kaum mit einer leisen Lasur zarten Grüns angestrichenen heimischen Winter zu dem französischen Frühling ist ein ziemlich plötzlicher, trotzdem sich hier keine Alpenwand zwischen den Osten und Westen drängt. Kurz vor Compiègne sah und fühlte man gestern zuerst deutlich den Eintritt des Wechsels der Scene. Die Fruchtbäume in den Gärten und saftig grünen Feldern waren mit Blüten bedeckt. An den Kastanien borsten die vollen Blattknospen. Aus dem jungen Wiesengras schimmerte es goldgelb und weiß von Blumen. Und statt der feuchtkalten halbwinterlichen Luft, die bis dahin selbst in die geschlossenen Coupés eindrang, und statt des trübverhangenen Himmels wehte nun ein weicher linder Lufthauch, leuchtete der Frühlingssonnenschein aus dem nur von fest geballten, langsam schwimmenden weißen Wolken hier und da durchzogenen Blau über der so lieblich und festtägig geschmückten Welt.

Paris kennt officiell keinen zweiten Ostertag. Aber obgleich alle Magazine und Läden offen stehen und das gewohnte Werktagsleben die Straßen mit seinem geschäftigen Gedränge und brausenden Lärm erfüllt, sieht doch alles, in diesem Sonnenschein wenigstens, so festlustig aus, wie es sich für einen solchen Frühlingsfeier- und Frühlingsgeburtstag ziemt. Die Hauptmasse derer, welche ihn als solchen behandeln, Geschäft und Arbeit so gut wie am gestrigen Ostersonntag ruhen lassen und der schönen Himmelsgabe eines so heitern Wetters die verdiente Ehre anthun wollen, sie zu genießen — und die fleißigen Kleinbürgerfamilien stellen trotz ihrer typischen Eigenschaft unermüdlicher Thätigkeit im Geschäft doch fast das stärkste Contingent dazu — sie wurde besonders von zwei fast gleich starken, gerade heut wirkenden Kräften und Lockungen nach zwei entgegengesetzten Richtungen gezogen. Im Osten, an der Barrière du Trône, fand der berühmte Ostermarkt, der foire des pains d'épices, und das damit verbundene allgemeine Rendezvous aller Saltimbanques, starken Männer, Feuerfresser, Riesen-

weiber u. s. w. von Frankreich statt. Und die durch alles Erlesenste und Beste so verwöhnte pariser Bevölkerung bewahrt jenen Ueberbleibseln und Erbstücken aus alten harmlosen Zeiten noch immer die gleiche treue Anhänglichkeit. Der Jahrmarkt eines deutschen Kleinstädtchens mit seinen Carrousels, Menagerien, Pfefferkuchen- und Würfelbuden kann sich keiner allgemeinern Popularität bei den Bewohnern rühmen, als dieser pariser bei den Söhnen und Töchtern der Hauptstadt der Civilisation.

Der andere, heut nach Westen lockende besondere Magnet ist das erste Rennen des Frühlingsmeetings auf der Bahn im Bois de Boulogne. Die Scene dieses prächtigen Schauspiels ist der berühmte weite grüne Plan, auf welchem am 1. März 1871 Kaiser Wilhelm die Revue über die zum Einzug in Paris bestimmten Truppen hielt. Die große Hauptstraße des Bois, die Longchamps-Allee, mündet darauf. Auf allen Wegen, die zum Gehölz führen, besonders in der ganzen Breite der Champs Elysées, wälzte sich nun ununterbrochen ein ungeheurer Menschenstrom zu Wagen, zu Pferd und zu Fuße fort, während die Bahnzüge von St. Lazare immer wieder Tausende hinausbeförderten nach der Station Boulogne.

Unter den schon mit dem ersten reizenden Grün bedeckten Kastanien des Tuileriengartens, zwischen seinen immergrünen Gebüschen und weißen Marmorstatuen tummelt sich bereits die alte sommerliche Kinderlust. Wie ein lebendiges lichtfarbiges Blütenmeer ist dies Gewimmel anmuthig bewegter, lustiger, festlich geschmückter kleiner Mädchen und Buben über alle Wege und Plätze hin ausgestreut. Hier sind sie noch besser als weiter draußen jenseit des Concordienplatzes vor dem gefährlichen Chaos der Wagen und Pferde geschützt. Und sie sowie die Ballschlägerpartien machen sich diese Sicherheit und Ungestörtheit gründlich zu Nutz. Noch immer blickt die Ruine des verbrannten Herrscherschlosses mit ihren schwarzgeräucherten Steinmassen und leeren Fensterhöhlen düster und hohläugig auf das lebensfrische Treiben in dem Garten davor; aber große Stücke derselben sind bereits niedergerissen und weggeschafft, damit sich der künftige Neubau an der Stelle erhebe, und an dem abschließenden neuen riesenhaften Pavillon des wieder aufgeführten

Verbindungsflügels mit dem Louvre längs der Rue Rivoli ist man eben thätig, bereits das steil ansteigende Pyramidendach zu decken. Diese Stadt versteht es, im großen Sinn und Stil zu planen und, was sie geplant, durchzuführen in einer Großartigkeit, Solidität und Schnelligkeit wie keine andere.

Wie blitzen die rauschenden Wasserstrahlen der prächtigen bronzenen monumentalen Brunnen des Concordienplatzes im Sonnenglanz, welcher den Granit des uralten Obelisken im Centrum dieses weiten Rundes mit zart goldiger Rosenfarbe zu überziehen scheint! Welcher feine bläuliche Duft über der Ferne dort, wo der Triumphbogen hoch über die Häuserkolosse zu seinen Seiten aufragt! Zwischen den hohen steinernen Quais und unter den weiten Bogen ihrer mächtigen Brücken rollt die grünliche Seine zur Linken breit und reißend dahin und trägt Dampfer nach Dampfer, bis zum Sinken überladen, stromabwärts nach Westen. Zu beiden Seiten des breiten Mittelwegs, auf dem ein undurchdringlich scheinender Wagenstrom zum Triumphbogen hinflutet, bildet zunächst die Menge der Zuschauer auf den gemietheten Stroh- und Eisenstühlen Spalier. Heute haben die Stuhlverleiherinnen einen Tag des goldenen Segens, und diejenigen, welche sie so glänzend in Nahrung setzen, haben etwas zu sehen für ihre paar Centimes Leihgeld. Die gesammte große und elegante Welt von Paris rollt an ihnen in offenen und geschlossenen Wagen vorbei zum Bois und zum Rennen. Der Marschallpräsident und seine Gemahlin fehlen natürlich nicht darunter, sowenig wie die ersten Männer und die hübschesten und berühmtesten Frauen, die Fremden wie die Einheimischen. Aber lustiger und mannichfacher noch sind die Bilder auf der andern Seite, deren Schauplatz jenes weite Ganze von schmucken Gartenanlagen, koketten Pavillons, Theatern, zierlichen Restaurantgebäuden, Circus, Schaukeln, kleinen Ausstellungen, Spielwaarenmagazinen im Freien abgibt, welches den Namen der Champs Elysées führt. Schon haben sämmtliche Guignolbühnen ihre Sommersaison eröffnet. Die Kinder, die Bonnen und die Soldaten drängen sich in dichten Reihen, entfernt von denselben auf den Stühlen und Bänken stehend, vor den primitiven winzigen Theatern, auf welchen jene unsäglich

komischen pariser Kasperles die uralten Späße, Streiche und Prügelscenen aufführen, an denen jedes neue Geschlecht immer dasselbe innige Vergnügen finden wird, das jedes vorangegangene daran gefunden hat. Zwischen der Menge der Promenirenden bahnen sich die prächtigen Ziegenböcke ihren Weg, die Gespanne kleiner offener eleganter Kinderequipagen, welche immer aufs neue dicht gefüllt sind von den kleinen Herren und Damen, die sich mit lautem Jubel von den gehörnten, meckernden, schellenklingelnden, langvliеßigen Spalthufern auf und ab fahren lassen. Das ist alles unverändert geblieben in allem Wechsel der Geschicke, hat jeder Wandlung der Zeiten getrotzt. Dynastien und Verfassungen mögen stürzen, die Stadt mag mit Blut überschwemmt und von den Flammen mit Vernichtung bedroht werden — Guignol, die Ziegenböcke, die russischen Schaukeln und all die andern Herrlichkeiten dieser Kinderparadiese der Champs Elysées und des Tuileriengartens bleiben unberührt davon und sind am nächsten ersten Frühlingstage wieder genau so auf ihrem alten Posten und werden von ihrem Publikum mit genau demselben Eifer und Entzücken benutzt und genossen, als ob nichts inzwischen vorgefallen wäre.

Sie stehen mit dieser Unveränderlichkeit ziemlich allein in Paris. Gerade was seiner Natur nach als das Festeste, Dauerbarste gelten müßte, das steinerne Paris, wechselt unausgesetzt. Bei jedem meiner nun seit 1874 alljährlich wiederholten kurzen Besuche finde ich gewisse Partien der Stadt wie sie waren gar nicht mehr oder doch in völlig verwandeltem Zustande wieder. Trieb das Kaiserreich das Hinwegschaffen des alten Paris und das Aufführen eines neuen im großen Stil und mit durchgreifender Energie, so thut dies die Republik oder das heutige Stadtregiment erst recht. Jenen jüngsten Straßendurchbruch, zu welchem vor einem Jahre noch keine Hacke in Bewegung gesetzt war, den der großen Avenue de l'Opéra, die in enormer Breite und gerader Linie vom Opernplatz bis zu dem mit den beiden Brunnen geschmückten Platze am Théatre français, zwischen dem Palais Royal und der Rue Rivoli führt, finde ich nun vollendet. Mitten durch das dichte Chaos von alten wunderlich übereinander gethürmten, ineinander ge-

schachtelten Häusern des Quartier St. Honoré ist dieser breite Weg getrieben, Luft und Licht und eine unschätzbare Entlastung der bisherigen, mit Ausnahme der Rue de la paix meist engen, Verbindungsgassen zwischen diesem Theil der Rivolistraße und den alten Boulevards schaffend. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß im nächsten, im Weltausstellungsjahr das jetzige ungeheure Trümmerfeld dieses Durchbruchs, den heut die zerrissenen alten hochragenden Häuserleichen zu beiden Seiten einfassen, einer der schönsten glanzvollsten Boulevards von Paris geworden sein wird. Der Contrast der heimischen berliner Misère, wie z. B. der einen winzigen und doch nie zu erledigenden Schloßfreiheit-Angelegenheit, mit diesem ganzen Stil der Auffassung und des Vorgehens in solchen Dingen empfindet sich hier besonders peinlich.

Es sieht in Paris nicht danach aus, als ob man sich durch Deutschlands Ablehnung und durch die Sorge des Krieges veranlaßt fände, den Weltausstellungsplan aufzugeben. Immer weiter auf Passy und Auteuil zu längs der Seine dahinschlendernd, unentschlossen noch, ob ich zum Rennen hinausfahren sollte, befand ich mich endlich an der Jenabrücke und am Fuß des Trocadero. Unter allen der Wandlung unterworfenen Stellen von Paris war diese hier und ihr Gegenüber, das Champ de Mars, während der letzten zwölf Jahre eine der vorzugsweise davon heimgesuchten.

Wieder einmal ist der ganze Boden jenes vom Flußufer nördlich ansteigenden Abhanges und dieser riesigen Sandebene revolutionirt von den Hacken und Spaten der Arbeiter. Auf seinen eigenen Siegesfeldern soll nun das Kaiserreich von seiner glücklichen Erbin geschlagen werden. Was es damals, vor zehn Jahren geschaffen hatte: dort das kolossale eiserne concentrische Ringlabyrinth, der Ausstellungspalast, und jene Welt von Annexen, Nebenbauten, Tempeln und Palästen inmitten reizender baumreicher Parks und blumenprangender Kunstgärten; und hier am Trocadero die prachtvolle Terrassenanlage und der breite Stufenweg zur Höhe des rasenbedeckten Hanges: — das war von Haus aus zum Wiederzerstörtwerden bestimmt. Das Marsfeld wurde wieder zum öden sandigen Manövrirplatz. Während der Belagerung von Paris bedeckte es sich in seiner

ganzen Ausdehnung mit den Holzbaracken eines großen Lazareths. Auf dem Trocadero aber lagerten die rheinischen Regimenter unsers elften Armeecorps während der drei Tage der Occupation, welche dem Einzug folgten, und blickten mit frohem Siegerstolz, aber nicht ohne einen gewissen Aerger, daß sie sich damit begnügen mußten, auf das niedergeworfene und ihnen nun dennoch verschlossene schöne Centrum von Paris hinab.

Heute ist der wohlgepflegte breite Hang vorläufig wieder zu einer wüsten Sandschlucht geworden. Aber auf seiner obersten Höhe beginnt bereits die neue, groß angelegte Schöpfung sich aus diesem chaotischen Wust zu entwickeln. In weiter sanftgeschwungener Viertelkreislinie zieht sich dort der mächtige steinerne Unterbau einer künftigen Terrasse, der Krönung des Hügels, hin; in der Mitte dieser Linie aber springt halbkreisförmig, die convexe Seite gegen die Seine hin gewendet, eine Art Bastei daraus hervor. Von der endlichen Gesammtform des ganzen Hügels wie von der Bestimmung dieser Anlagen läßt sich natürlich aus dem wenigen bisjetzt Ausgeführten noch nichts errathen. Die ganze Nachbarschaft des Trocadero ist in Mitleidenschaft gezogen durch diese vorbereitenden Arbeiten für die Weltausstellung; überall ist man am Demoliren ganzer Häusercarrés, am Abtragen der Höhen jenes Seineufers, am Ausfüllen der Schluchten, an den Erdarbeiten für Neubauten und Anlagen thätig. Das Marsfeld drüben aber ist ein riesenhafter Bauplatz geworden. Noch sieht man an seiner südlichen Grenze das lange Gebäude der Militärschule mit den Kuppeln der drei Pavillons über all das dort aus dem Boden wachsende gelbgraue Gemäuer und Gerüst hervorragen; noch sucht man vergebens, Plan und Gestalt in diesem scheinbar wirren Durcheinander zu erkennen. Aber wenige Monate noch, und sie werden klar zu Tage treten, und ein Jahr noch — und alles wird vollendet und die Form jenes Inhalts sein, welcher die erste Weltausstellung „ohne Deutschland“ ist.

Zum Rennen ins Bois de Boulogne zu gelangen, gab ich auf, von stärkern Neigungen bestimmt. An den stillen hoch ummauerten Parkgärten von Passy und Auteuil vorüber, immer längs der Seine nach Westen hin fuhr ich den reizenden lieben

wohlbekannten waldigen Bergen entgegen, welche Paris hier ringsum im weiten Kranz umgeben, die aber der Stadt und deren Vertheidigern im Belagerungswinter reichlichen Anlaß geboten haben, diese sonst so anmuthige schönheitreiche Umrahmung zu verwünschen, da gerade sie ihren Bedrängern einen sehr fatalen Einblick und Einwurf nach Paris hinab gewährte. Jenseit der hohen Bogen des Viaducts vom Point du Jour sehe ich ungehemmt diese Höhenkette von Süd nach Nord sich hindehnen, vom Plateau von Chatillon dort zur Linken bis zur dräuenden Kuppe des Mont Valerien zur Rechten, dazwischen die Wälder, Schlösser, die tausend Villen und die kleinen Ortschaften Fleury, Meudon, Bellevue, Sèvres, St.-Cloud, Surèsne.

Aus der Enceinte, die nun wieder das harmloseste Gitterthor schließt, geht es auf der schnurgeraden Landstraße schnell weiter, direct zur Sèvresbrücke. Keine Trümmerspur erinnert mehr an jene und die folgenden noch schlimmern schicksalsvollen Tage. Die malerische von Bomben zerfetzte Hausruine des französischen Beobachtungspostens, hart an der Brücke zur Rechten der Landstraße, ist wieder dasselbe saubere Häuschen und Gartenrestaurationslocal wie vordem. Die Villen von Bellevue und die an der Kronprinzenschanze drüben zur Linken leuchten wieder frisch und schmuck aus dem noch so feinen nur schüchtern sich hervorwagenden Grün und den dichten weißen und rosigen Blüten heraus. Jede Wunde im Gestein scheint vernarbt und vergessen. Nur neben dem schlanken gothischen Thurm des Städtchens St.-Cloud am Ostabhange des waldgekrönten Bergrückens zur Rechten unterscheidet man noch einige Brandruinen, wie die des Schlosses höher darüber, zwischen den dunkeln Baumkronen. Die palastartigen Neubauten der Porzellanmanufactur sind längst wieder ihrer Bestimmung übergeben; die alten Gebäude weiter nach Sèvres hinein liegen scheinbar verlassen und öde jenseit der tiefen breiten mit blütenvollen Gärten gefüllten Schlucht an der Straße. Rechts von dieser, immer ansteigend, führt auch mein Weg hinauf. Da ist jeder Lärm der Welt verklungen und vergessen; da liegt die tiefe holde Stille über den Gärten und Parks und den halb darin versteckten Villen und reizenden kleinen Schlössern.

Nur der ersten Vogelstimmen Gesang und Gezwitscher durchtönt diese grüne, blütenreiche, Paris so nahe und doch so entrückte Einsamkeit. Bei jedem Wiedersehen bestärkt sich in mir nur der erste Eindruck, wie viele neue und allerschönste Eindrücke sich auch zwischen diese nach kürzern oder längern Fristen wiederholten Besuche drängen mochten. Hier haben höchste Lebenscultur, künstlerischer Geschmack, feiner Natur- und Schönheitssinn und Reichthum der Mittel durch verständnißreiche und liebevolle Benutzung und Ausgestaltung des in Fülle von der Natur dieser Landschaft Gegebenen ein so ideales Buenretiro für die Glücklichen der Erde geschaffen, wie es wenigstens diesseit der Alpen nicht seinesgleichen hat. Hier ist gut sein. Aber ach, mir ist zum Hüttenbauen, wie ich es am liebsten möchte, diesmal noch weniger Frist und Muße vergönnt als je zuvor; es muß geschieden sein!

Wer nur zwei Tage und zwei Abende für Paris zur Verwendung hat — und ich bin in dieser Lage —, wird wenigstens den einen derselben, und sei es auch der des schönsten Frühlings- oder Sommertags, dem Theater opfern. Unter allem schlechthin Vollkommenen, was uns die Stadt der Städte zu bieten vermag, steht das Schauspiel doch immer in erster Reihe — neben dem Dejeuner bei Magny, Noel, Brébant u. a. Schwierig wird nur die Wahl gemacht durch die Menge des gleichzeitig und beinahe gleich gut Gespielten. Der Montag war mir durch den Streifzug in jenes Land, „wo meine Freunde gehn", dafür verloren gewesen. Gestern, Dienstag traf es sich aber so glücklich, daß mir die Mühe der Wahl erspart blieb: das Théâtre français hatte Molière's „Amphitryon" neu einstudirt, und gestern fand die erste Vorstellung statt. Ueber das Wohingehen? blieb mithin selbstverständlich kein Zweifel.

Während der Zeit der schärfsten Beschießung von Paris, am Molièretage, 15. Jan. 1871, hatte die Comédie Française das übermüthige und geniale Gedicht des großen Meisters des französischen Lustspiels zum letzten mal gespielt. Die Künstler wurden an jenem Abend benachrichtigt, daß „wegen gänzlichen Mangels an Holz und Kohlen ihre Garderoben nicht geheizt

werden könnten". Als Jupiter in der Schlußscene in den Wolken erscheint, um dem armen Amphitryon den leidigen Trost zuzusprechen, welcher ihn mit der Aussicht auf den ungewünschten Stiefsohn Hercules versöhnen soll, erdröhnte damals, den Bühnendonner übertäubend, der Donner des schweren Geschützes, und der Darsteller, mehr von der patriotisch-moralischen Erschütterung überwältigt, als von jenem Schall erschreckt, fand zuerst kaum Stimme und Athem zu seinen Worten.

Heut führte das Theater seine glänzendsten Kräfte ins Feld vor einem bis auf jedes letzte Plätzchen besetzten Hause. Die blonde schlanke sympathische Adelina Dudley spielte die Alkmene; und niemand könnte mit größerer Zartheit auch das Bedenklichste sagbar machen und das, was Molière „la chaste ardeur" der liebenden, so angenehm getäuschten Ehegattin nennt, zu so liebenswürdigem, nie verletzendem Ausdruck bringen, wie sie es that. Den prächtigsten Gegensatz zu ihr bildete durch die derbe Manier und die himmlisch offenherzige Unverblümtheit der Sprache und des Benehmens Dinah-Felix als Cleanthis, das Weib des Sosias. Mounet-Sully, der gefeierte erste heroische Liebhaber der Bühne, gab den Jupiter in verführerischer Majestät. Das Größte aber schufen Thiron als Sosias und Mr. Got als Mercur. Dem Genuß, einem solchen Spiel zuzusehen, einem solchen Sprechen dieser Verse zu lauschen, kommt keiner gleich, den uns die Bühne gewähren kann; es war geradezu sublim. Bevor ich sie hier nicht gesehen und gehört habe, hätte ich an der Möglichkeit gezweifelt, daß die Dinge, welche den Inhalt der Handlung und des Dialogs dieser Amphitryon-Komödie bilden, auf irgendeiner Schaubühne gesagt werden könnten. Aber was zu derb, fast unmöglich bei der Lektüre erscheint, wirkt, wenn so gegeben, so gesund, so lustig und so vollendet graziös zugleich, daß es die behaglichste Heiterkeit erweckt und das Anstößige uns nur ein Product der großartigen Unbefangenheit dünkt, welche die Zeit des Dichters und ihrer Menschen in Bezug auf diese Dinge besaß. Das köstlich muntere, schalkhaft geistreiche Vorspiel: der Dialog der Nacht mit Mercur in den Wolken, kam, dank der vorzüglichen Inscenirung, dem Spiel des müde auf sein Wolkenbett hingelagerten Mr. Got, und der reizenden

Erscheinung und Sprache der Darstellerin jener mildherzigen Göttin (der Besitzerin eines Paars der schönsten und vollkommensten Arme, die sie vorzüglich ins rechte, nicht blos elektrische, Licht zu setzen verstand!) zu einer Wirkung, die sich der Dichter nicht glücklicher geträumt haben kann. Man fühlte sich durchaus in die eigenthümliche poetisch-ironische Stimmung der wunderlichen Spottdichtung versetzt, welche die Götter so wenig schont wie die großen Helden und hohen Frauen. Und keinen Augenblick hat das Stück selbst diese Stimmung zerstört. Daß gewisse, nicht — oder nicht eigentlich — frivole, aber dafür unverschämt natürliche Dinge nur in französischer oder italienischer Sprache gesagt werden und nur von einem romanischen Publikum ohne wahre oder geheuchelte Entrüstung, heiter und unbefangen hingenommen werden können, dafür war mir die Aufführung dieser Komödie, in der man sich, weder der Kürzung wegen noch in usum Delphini, auch nur ein Wort zu streichen erlaubt hatte, vor diesem auserlesenen Auditorium ein neuer schlagender Beweis.

Eine höchst interessante Ausstellung ähnlicher Art, wie sie Director Jordan in der berliner Nationalgalerie veranstaltet, findet gegenwärtig hier in der Académie des beaux Arts statt: die des „Werks", das heißt der Zeichnungen, Studien und Bilder, Eugène Fromentin's (geb. 1820 zu la Rochelle), des im vorigen Jahre am 26. August verstorbenen genialen Schilderers der Natur und des Menschenlebens, besonders der halbwilden Reitervölker Nordafrikas, mit dem Pinsel des Malers und der Feder des Schriftstellers. Die Ausstellung umfaßt 91 Oelbilder und 51 Zeichnungen und Aquarellen; sie entstammen allen Perioden seines Künstlerlebens, das 1846 durch eine Reise nach Algier in seiner Richtung bestimmt wurde. Er hat sich dann zu einem der feinsten malerischen Beobachter des Orients herausgebildet, aber weder in der Farbe noch in der Wahl und Auffassung der Gegenstände den Poeten verleugnet. Er war der erste vielleicht, der als Maler den afrikanischen Orient so scharf, richtig und fein gesehen hat, wenn er auch nicht über jene großartigere Macht des coloristischen Genies wie Delacroix, Decamps und Regnault gebot. Weil er die

Feder mit gleicher Meisterschaft führte wie den Pinsel, haben manche auch aus seinen meisterhaftesten Gemälden des Beduinenlebens und der nordafrikanischen und ägyptischen Natur immer nur den „Dilettanten" erkennen wollen. Diese Gesammtheit der Schöpfungen seines reichen Talents und reifen gründlichen Könnens, die charaktervolle, auf genauestem Studium ruhende Darstellung der afrikanischen Menschen und Pferde, afrikanischer Luft und Landschaft, der bezaubernde Schmelz des Tons und das geistreiche, oft an Knaus erinnernde Machwerk lösen jedoch jene Beschuldigung in nichts auf.

Und im Anblick all dieser prächtigen, so verlockend geschilderten afrikanischen Lebens- und Naturbilder, dieser Halte von Reiterkaravanen, dieser heißen Lüfte und steinigten Wüsten, dieser Zeltlager mit den ruhenden Kamelen, den weidenden Rossen — wie beglückend war mir da die Gewißheit: bald ist das alles nicht mehr blos Bild und Traum für dich, sondern schöne lebendige Wirklichkeit, die dich umgeben soll, die Welt, in der du leben wirst für viele Wochen!

Marseille, 7. April.

In jeder Stadt, welche der Sitz eines großen schaffenskräftigen Kunstlebens ist, dessen beste und wichtigste Früchte als ruhmvolle Zeugnisse des Genius und der Culturhöhe der Nation in besondern öffentlichen Museen oder Nationalgalerien gesammelt werden, drängt sich mir bei deren Durchmusterung immer die Frage auf: wo soll man endlich hin damit? Wie langsam und sparsam man auch ankaufe, und wie groß und zahlreich auch die für solche Sammlungen verfügbaren Räume seien — endlich muß doch der Tag kommen, wo alle Räume überfüllt sind. Da man aber nie daran denken wird, die alten Bilder, wie etwa die alten Acten unserer Gerichtshöfe, von Zeit zu Zeit zu vernichten, und man doch auch nicht immer wieder neue, neuere und allerneueste Nationalmuseen erbauen und anfüllen kann, so ist schlechterdings nicht abzusehen, wie es schon nach ein bis zwei Jahrhunderten mit dieser Art der Kunstförderung

durch den Staat, mittels des Ankaufs hervorragender neuer Werke zu allen den alten, werden soll. Die Rechnung auf die kräftige Mitwirkung der Elementarmächte, der langsam aber sicher fortschreitenden Vernichtung, der Communen, der social-demokratischen Petroleurs und Nitroglycerinisten, oder der großen, und schonungsloser als die letzten geführten, Kriege der Zukunft ist doch eine zu unsichere. Die chemische Wissenschaft, die Sorgfalt der Conservatoren, die Polizei- und Militärmacht, endlich die „Sentimentalität" und Humanität unserer und wol auch der folgenden Zeiten werden viel zu kräftig jenen genannten zerstörenden Gewalten entgegenwirken, als daß wir von deren Arbeit einen Ausweg aus dem Dilemma erwarten können. Also bleibt die Frage immer noch ungelöst: wohin endlich mit allen den Kunstwerken?!

Am zudringlichsten naht sie sich mir immer in Paris. So diesmal wieder im nationalen Museum der zeitgenössischen Kunst, im Palais des Luxembourg, und nicht minder auch im Louvre.

Bis zehn Jahre nach dem Tode eines Meisters verflossen sind, werden seine vom Staat angekauften Werke im Luxembourg aufbewahrt, dann übersiedeln sie nach dem Louvre, welcher den Kunstschöpfungen der Vergangenheit zum Museum dient. Jedes Jahr vermehrt die Menge der im Luxembourg aufgespeicherten Gemälde, denn aus jedem der jährlichen „Salons" gelangt eine Auswahl von oft ganz kolossalen Bildern (wie diesmal wieder das fürchterliche und zugleich so grandiose Meisterwerk: „Nero bei der Locusta, die Wirkungen des Giftes an seinen Sklaven probirend", neben vielen anderen) in diese Galerie der zeitgenössischen, besonders, doch nicht ausschließlich französischen Kunst. Immer wieder nun tritt einer der hier vertretenen Künstler nach dem andern vom Schauplatz ab, geht ein Jahrzehnt um das andere nach den verschiedenen Todesjahren zu Ende. Vorläufig bietet allerdings das Louvre noch anscheinend eine Unendlichkeit von verfügbaren Räumen zur Aufnahme der vom Luxembourg ihm zugewiesenen Werke. Aber später?

Freilich sind solche Fragen an die Zukunft sehr überflüssig und thöricht. So oder so, es wird immer dafür gesorgt sein,

daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Man hat sich bei der Durchwanderung der Galerien des Luxembourg, der Gemälde- wie der Statuensammlungen, mit viel Besserm zu beschäftigen als mit diesen Sorgen um die Auskunft, welche die französische Regierung des Jahres 2080 finden wird, sich der Ueberfülle von nationalem Kunstbesitz am passendsten zu entledigen. Vor allem hat man vollen Anlaß, sich an der außerordentlichen Summe von echtem Talent, von gründlichem Studium und vielseitigem Können, von Geist und Meisterschaft aufrichtig zu erfreuen, welche schon allein in der modernen französischen Kunst sich offenbart, wie sie hier im Luxembourg vertreten ist und mit jedem neuen Jahre sich in oft ganz ungeahnter Weise vermehrt.

Tief schmerzlich berührte mich gerade bei dem diesmaligen Besuch das Wiedersehen zweier bekannter Bilder: des „Mägdemarkts" und der „Singenden Bauermädchen in einem elsässischen Dorf", Bilder von glücklicher Heiterkeit der Stimmung und frischer, gesunder, herzlicher Empfindung. Ihr Maler, Marchal, hatte sich am Ostermorgen in seiner Wohnung erschossen. Dienstag wurde er zu Grabe geleitet von einer Versammlung, welche die größten Berühmtheiten der Kunst und Literatur von Paris in sich vereinigte. Die selbst seinen nähern Freunden erst nach seinem Tode bekannt gewordenen Motive seines Selbstmordes machen den Eindruck desselben noch erschütternder. Marchal zählte, wenn auch nicht zu den ersten, doch immerhin zu den mit Recht geschätztern und ehedem gut bezahlten Malern von Paris. Aber er hatte eben nicht vermocht, so weit vorzubringen („d'arriver" ist der technische Ausdruck für jenes Ziel der Carrière und des Ehrgeizes), um in der Reihe der Obersten zu stehen, über deren Geltung auch eine finanzielle Krise wie die gegenwärtig Paris so gut wie die übrige Welt heimsuchende keine Macht hat. Er fand seit lange schon keine Käufer mehr für seine Bilder. Nahe dem funfzigsten Lebensjahre, ein Meister von bekanntem, geachtetem Namen, der Liebling eines großen Freundeskreises, in welchem Alexander Dumas ihm am nächsten stand, litt er seit Jahren die bitterste Noth, bis zum materiellen Hunger: ein Elend, welches die wachsende

Verzweiflung an der Kraft seines Talents, die Hoffnungslosigkeit, noch je im Leben „anzulangen", aufs schmerzlichste verschärfte. Aber er verstand es gleichzeitig, aus einem heroischen und bewundernswerthen Stolz, auch vor seinen Vertrautesten sein inneres und äußeres Weh so zu verbergen, daß nicht einer derselben seine wahre Lage und seinen wirklichen Seelenzustand ahnte. Seine vielbeneidete robuste Körperkraft, Gesundheit und scheinbar unverwüstliche, jederzeit zur Schau getragene Heiterkeit — Eigenschaften, welche Alexander Dumas ehedem einmal zu einem wahrhaft poetischen Ausdruck ihrer Bewunderung in der Widmung seines Dramas „La question d'argent" an Marchal begeistert haben — unterstützten den unglücklichen Künstler erfolgreich in der Durchführung dieses täuschenden Spiels. Aber die Prophezeiung des Freundes, daß sich alle Stürme des Schicksals, Schmerz und Unglück an dem Felsen dieser Gesundheit und Manneskraft brechen würden, hat sich nicht erfüllt. Beide wurden zwar von jenen Feinden nicht übermocht; aber der Mann selbst wurde des vergeblichen Kampfes müde. Nach einer letzten Nacht bei seiner nichts ahnenden Freundin, trat er singend in sein Atelier an der Place Pigalle, stellte Bilder und Geräth in beste Ordnung, schrieb drei Abschiedsbriefe, legte sich auf sein Sopha, setzte die Mündung des Revolverlaufs an die Schläfe, drückte ab und war erlöst.

Die pariser Kunst hat außer vielen andern Tugenden, welche allerdings von manchen unter uns bestritten werden, eine unbestreitbare Eigenschaft vor unserer heimischen voraus: den immer lebendigen Trieb, neue Wege einzuschlagen, neue Ziele anzustreben, sich nicht an dem einmal Errungenen für ganze lange Perioden genügen zu lassen, in der Meinung, daß nun das letzte Ziel erreicht, das letzte Wort gesprochen sei. Die Künstler hier haben den wagenden Muth des Versuchens, und das bequeme Verharren bei dem einmal erfolgreich Gewesenen, Anerkannten ist selten ihre Sache. Daß eine solche Tendenz oft auch zu den wunderlichsten und tollsten Verirrungen führt, ist selbstverständlich. Der vorgestrige Tag, der Donnerstag, welchen ich den ursprünglich für Paris bestimmten dreien noch hinzufügen konnte, gab mir Gelegenheit, die neueste und viel-

leicht seltsamste Ausgeburt dieser vordringenden wagemuthigen Bestrebungen innerhalb der heutigen pariser Malerschule noch persönlich kennen zu lernen. Ich möchte diese aus eigener Anschauung gewonnene Kenntniß um alles nicht entbehren. Auch eine getreue Schilderung durch andere würde es mir schwer gemacht haben, mir die Erscheinung so vorzustellen, wie sie sich in Wahrheit zeigt. Es war die große „Ausstellung der Impressionisten", welche in einem brillanten Local, einer langen Reihe von elegant ausgestatteten Sälen und Cabinets im ersten Geschoß eines Hotels der Rue Lepelletier nahe dem Boulevard, an jenem Tage eröffnet wurde.

Eine Parteigruppe von Malern, etwa siebzehn an der Zahl, hat diesen Namen auf ihre Fahne geschrieben und denkt in diesem Zeichen zu siegen. Nach Berlin war bisher meines Wissens selbst in unsere Malerkreise nichts von dem Vorhandensein und von den künstlerischen Thaten und Meinungen dieser wunderlichen Gesellen gedrungen. Die von ihnen selbst gewählte Bezeichnung ihrer Partei und ihres Princips verführt den damit Unbekannten leicht zu einem Misverstehen dessen, was sie mit diesem Namen sagen wollen. Man täuscht sich, wenn man ihn davon herleiten zu müssen glaubt, daß jene Künstler vor allem „Impressionen", alias: sensations, zu machen beabsichtigen. Sie nennen sich so, weil sie in all ihrem künstlerischen Schaffen nichts anderes wollen und bezwecken, als die „Impressionen", die Eindrücke wiederzugeben, welche sie von der Natur empfangen haben. Als überzeugte Parteimenschen erklären sie jede Kunstweise, welche anderes bezweckt, welche z. B. auf eine wirkliche genaue Nachbildung der natürlichen Erscheinung der Gegenstände oder auf eine dieser entsprechende Gestaltung der Erfindungen der künstlerischen Phantasie ausgeht, für die verwerflichste Lüge. Der „Eindruck" der Wirklichkeit wird ganz bedingt von der subjectiven Art der ihn aufnehmenden Sinnes- und Gehirnorgane. Es gibt keine allgemein gültige, objective Wahrheit der Erscheinung. Und besonders ist keines Menschen Auge fähig, einen Eindruck von irgendeiner Erscheinung der Wirklichkeit mit allen Details gleichzeitig in jeder Partie derselben zu empfangen, wie die Gemälde der

bisher wirksam gewesenen Malerschulen ihn zu spiegeln beabsichtigten. Das Auge sieht in Wahrheit in dem, was es frappirt, was ihm Impression macht, immer nur gewisse Hauptstellen genauer. Und jedes Auge sieht auch diese wieder auf seine eigene Art. Auf diesen allerdings unanfechtbaren Erfahrungssätzen fußt Theorie und Kunst der Impressionisten. Consequenz kann man ihnen nicht absprechen. Recht hat jeder eigene Charakter und, nach ihnen, jedes eigene Auge. Daß jeder Gegenstand gleichwerthig ist, haben schon ihre Vorgänger gelehrt, die Männer der Malerei, des Tons und Vortrags um ihrer selbst willen; für den Impressionisten aber ist jede Kunst der Darstellung, jedes Herausarbeiten der Gestalt und Farbe der Dinge, alles Abrunden, Durchführen im einzelnen bis zur überzeugenden Realität der Erscheinung überwundener Standpunkt. Den „Eindruck", den er selbst empfangen hat in einem gewissen Moment, und zwar genau so wie er ihn empfing, auf der Bildfläche wiederzugeben, das ist das einzige, was für ihn Werth hat. Je kindischer die Mittel, je „naiver" der Sinn und die Hand des Malers, desto sicherer ist er, diese seine Impression rein und ohne Beeinträchtigung durch conventionelles Wesen, Schulregeln, Herkommen, Angewohnheiten im Bilde zu spiegeln. Welch ein beglückendes Evangelium für die Talentlosigkeit, die Arbeitsscheu, das selbstbewußte „Subject", für alle Augen- und Geisteskranken unter den Malern! Es scheint denn auch begeisterte Schüler und Apostel unter diesen gefunden zu haben. In diese Säle eintretend, glaubt man sich in einem Ausstellungslocal zu befinden, das mit einem großen Irrenhause in Verbindung steht und allen mit Farbe und Pinsel spielenden Verrückten und armen Blödsinnigen die Gelegenheit bietet, ihre Schmierereien und jede Ausgeburt ihrer Tollheit dem Publikum zu zeigen. Ueberwiegend in der Menge — die Ausstellung umfaßt 241 Oelbilder, Aquarellen und Pastellen — sind die Straßenansichten und die Landschaften mit Staffage. Aber auch an Bildnissen fehlt es nicht. In den meisten Stücken sieht man eine Anhäufung von hellbunten Farbenflecken niegesehener Töne, und Zusammenstellungen, die nur in der allgemeinsten Form an das erinnern, was sie angeblich darstellen sollen. Wie ein

Kopf oder eine Hand, ein Auge, eine Nase, ein Mund, eine Menschengestalt wirklich aussieht, ist kaum angedeutet: sie haben dem Maler eben keine andere Impression gemacht als diese hier.

Andere dieser Meister, besonders Caillebottle, empfingen von den detailreichsten, interessantesten Objecten der Wirklichkeit, z. B. von den echt malerischen Straßen von Paris, nur die Impression der langweiligsten Oede, Leere und Nüchternheit und gaben dieselbe in Bildern mit lebensgroßen Figuren und langen monotonen Wand- und Bodenflächen wieder, die uns wahrhaft angähnen. Cezanne's Bilder sind durchweg die Schmierereien eines blödsinnigen Kindes. Renoir und Monet aber können mit gutem Recht die Krone der tollgewordenen Malerei beanspruchen. Als das Merkwürdigste erscheint mir, daß die beiden trotzdem gläubige Verehrer gefunden haben, welche ihre Bildnisse von ihnen malen ließen und sie nun hier als die ihrer werthen Personen mit Namenangabe auszustellen gestatten. Die unwillkürliche Komik dieser Köpfe, ihrer Formen und Farben ist unbeschreiblich; die Malerei ist die eines zum ersten mal mit Oelfarben klecksenden Jungen.

Drei bis vier Männer haben sich allerdings in die neue Gemeinde der Impressionisten eingereiht, welche eine bessere Gesellschaft als diese verdient hätten: Rouart, der Autor einiger Landschaften von feinem Ton und Natursinn und zwar skizzenhafter, aber doch immer eines Künstlers würdigen Ausführung; Ludovic Piette, ein ganz eminenter Darsteller der Wirklichkeit, besonders von Straßenansichten, Blumen- und Viehmärkten, Gärten und Plätzen französischer Städte in den mannichfachsten Beleuchtungs-, Jahreszeit- und Wetterstimmungen — Bilder, welche eine ebenso starke und der Natur entsprechende Impression auf den Beschauer machen, wie sie der so fein sehende und beobachtende Maler hier von jener empfangen hat. Der dritte ist Degas, von der Schule als ihr Haupt gepriesen und eine allerdings höchst eigenartige und bedeutende künstlerische Kraft. Er hat seine Impressionen mit Vorliebe in einer Schicht der menschlichen Gesellschaft gesucht, welche ihr moralisch und oft genug auch physisch grundhäßliches Gesicht gern unter der Maske der lächelnden Anmuth, der Schminke und allem falschen Schein

versteckt. Und von diesem freilich hat er sich nie täuschen lassen. Seine hier ausgestellten 24 Oelbilder, Aquarellen und Pastellgemälde schildern vorwiegend Ballettänzerinnen auf der Bühne, hinter der Scene, im Uebungssaal, oder Künstlerinnen der Cafés chantants in Thätigkeit, oder „ces dames“ der Boulevards. Aber nie hat ein Maler dieser so oft dargestellten besondern Halb- und Viertelswelt sie so unbarmherzig ihrer Maske entkleidet, sie in so abschreckender Gestalt gemalt wie Degas. Seine derartigen Bilder von Gestalten und Gegenständen, welche zumal die pariser Genremaler voll schmeichlerischer Lügenhaftigkeit bis dahin sich immer gefielen, in ihren Bildern mit möglichst verführerischem Reiz zu schmücken, können nur Zola's fürchterlichen und grausamen Schilderungen aus dem pariser Volksleben in „L'Assommoir“ verglichen werden. Freilich, von dem Vorwurf des zu genau Sehens, der Ueberhäufung mit scharf beobachteten Details, welcher jenen trifft, bleibt Degas nur zu frei. Der Totaleindruck hauptsächlich der Köpfe und des ganzen Tons der Erscheinung in der besondern Beleuchtung (die durch die Lampenreihen der Bühnenrampe von unten her kommende wendet er vorzugsweise mit großem Geschick an) gilt ihm alles; die Zeichnung aller Gliedmaßen und der Körper selbst wird mit unglaublicher Gleichgültigkeit und Vernachlässigung behandelt: sie haben ihm eben keine genauere Impression gemacht und hinterlassen.

Den einen letzten noch gewonnenen Abend dieser Woche für eins der pariser Theater zu verwenden, erschien mir selbstverständlich. Die Wahl wurde freilich gerade für diesen Mittwoch besonders schwer gemacht. „L'Ami Fritz“, dessen Aufführung mir von den Urtheilstüchtigsten als der höchste Triumph aller dramatischen Darstellung und Verwirklichung einer Dichtung überhaupt geschildert wurde, in der Comédie française; in den Variétés außer drei andern Stücken die Première einer Operette: „Les charbonniers“, in welcher die an berückendem Reiz und Zauber des natürlichen Wesens und der Kunst des Spiels und Gesangvortrags so Unvergleichliche, Madame Judic, eine neue Rolle creiren sollte; im Théâtre Renaissance noch immer Lecocq's „Marjolaine“; im Gymnase Najac's und Hennequin's „Bébé“, die lustigste aller humoristischen Tollheiten; im

Odéon Déroule's „Hetmann"; in Porte Saint-Martin „Les exilés" des vielgenannten jungen Fürsten Lubomirski, Eroberers der millionenreichen Witwe des Melissenwasser-Erfinders; und im Vaudeville Sardou's „Dora", von welcher wir fast gleichzeitig mit ihrem Erscheinen auf dieser Bühne in deutschen Journalen mit so eingehenden und doch so wenig zutreffenden Darstellungen des Inhalts der Handlung und der Art der Composition beglückt worden sind.

Ich entschied mich dafür, die Bekanntschaft des letztern Stücks zu machen. Und gewiß, nie hatte ich eine Wahl weniger zu bedauern. So während fünf langer Acte keine interesseleere Minute zu haben, von jeder Scene theils durch die feine Beobachtung des wirklichen Lebens, die sinnreiche Erfindung, den Geist, die Schärfe und Grazie des Ausdrucks aufs angenehmste angeregt, theils durch die echt dramatische Gewalt im Innersten gepackt, in Mitleidenschaft mit den handelnden Personen gezogen zu werden, wie es hier geschieht — ich wüßte wenige moderne Dramen unter den französischen, welchen ich die gleiche Wirkung nachrühmen könnte. Und „Dora" erreicht dieselbe, trotzdem ihr Autor auf das sonst anscheinend unentbehrliche Reizmittel des „Pariser Sittenbildes" hier durchaus verzichtete: nicht der Schatten, nicht das leiseste Conat eines Ehebruchs, einer illegitimen Liebe, eines Verbrechens der Leidenschaft ist in die Handlung verflochten. Wenn die Gesellschaft von Damen, welche die herzgewinnende, edle, rührende Gestalt der Heldin umgibt, ihre eigene hochkomische alte Mutter, die angebliche Herzogin von Rian-Zarès, an der Spitze, mit kaum einer Ausnahme jedenfalls keinen Ueberfluß an Respectabilität zeigt, so liegt das nicht sowol in einem etwaigen Halbwelt-Charakter, welchen Sardou ihr gegeben oder besonders betont hätte, sondern in der allerdings kaum anständigern Lebensstellung und Wirksamkeit derselben als weibliche Spionentruppe im bezahlten Dienst einer ziemlich fabelhaft erfundenen und gezeichneten fremden Diplomatie und ihres Repräsentanten, des Barons van der Kraft. Keine moralische Schuld, kein Flecken ihrer schönen mädchenhaften Reinheit, und ebenso wenig nur ein Gedanke der Untreue ist es, was den bis hart an die Grenze der Tragödie führenden Con-

flict in die Ehe Dora's mit dem hingebend geliebten und liebenden Manne trägt, der sie durch seine beglückende Werbung (schon im zweiten Act) und Heirath, alle ihre Träume und sehnsüchtigen Wünsche verwirklichend, aus jenem Leben voll Demüthigungen und dringenden Gefahren für ihren Ruf und ihre Lauterkeit erlöst hat. Der falsche Verdacht, welcher sie noch am Hochzeitstage trifft, die scheinbar unwiderleglich begründete Beschuldigung, welche dem Manne den Gegenstand anbetender Liebe plötzlich zum Gegenstand des wilden Hasses, der tiefsten Verachtung macht, sind nicht die eines Verraths an seiner Liebe, nicht die einer ihm verborgen gehaltenen skandalösen Vergangenheit, sondern die der Spionage im Dienst der österreichischen Polizei. Dieser soll Dora ihres Gatten Freund, den ungarischen Flüchtling Tekely, durch Einsendung seiner ihr beim Abschiede hinterlassenen Photographie und die Anzeige seiner Reise über Triest verrathen, für jenen Baron van der Kraft soll sie ferner aus ihres Mannes verschlossenem Schreibtisch ein wichtiges geheimes diplomatisches Schriftstück entwendet haben. Und die Erinnerung der dissoluten, anrüchigen Umgebung, in welcher er, Arthur de Maurillac, zuerst in Nizza die Geliebte gefunden hat, das ganze Wesen ihrer Mutter, die frühere vergebliche Warnung seiner Freunde — das alles steigt nun wieder vor seiner gequälten Seele auf, um das reine Bild seines Weibes mehr und mehr zu verdunkeln und zu verzerren. Am Tage der Hochzeit, im Moment wo das junge Paar den Reisewagen besteigen will, treffen ihn diese furchtbaren Schläge. Unter Vorschützung dringender Geschäfte vertagt er die Abfahrt. In der Nacht selbst, nachdem er die Schwiegermutter geschickt zu entfernen gewußt, schleudert er der nichts ahnenden jungen Frau die schmachvolle Anklage ins Gesicht. Diese Scene — und allerdings nicht minder die Schlußscene des ersten Acts und die der Erklärung und Werbung im zweiten — erlangt durch das wunderbare Spiel der Pierson als Dora eine so hinreißende und erschütternde Gewalt der Wirkung, wie ich sie nur von den größten Leistungen der dramatischen Kunst habe ausgehen sehen. In heiterer harmloser Unbefangenheit, im frohen Bewußtsein des endlich ungestörten Besitzes des geliebten Mannes tritt sie auf

seinen Ruf in einer reizenden Nachttoilette aus dem Schlafzimmer zu ihm in den angrenzenden Salon. Und nun die allmähliche Wandlung der Stimmungen der Seelenzustände und des Ausdrucks derselben in ihren Zügen, ihrer Sprache, ihrer Haltung! Zuerst das ruhige Bedauern und Verwundern über die ihr mitgetheilten Thatsachen; dann das allmähliche Aufgehen einer Ahnung des schändlichen Verdachts ihres eigenen Mannes gegen sie, sein Weib; das Aufflammen der gerechten Empörung, des schönen Zornes des in seinem Heiligsten tödlich gekränkten reinen Frauenherzens gegen den Beleidiger; der leidenschaftliche Ausbruch des Abscheues, womit sie ihn zurückstößt, als er, ohne seinen Verdacht zu opfern, ohne ihre Verzeihung zu erflehen, von dem heißen Verlangen, von ihrem Zauber über sein Herz und seine Sinne überwältigt, sie trotzdem um ihre Liebe anfleht. Und endlich, als der Verzweifelte von ihr hinweg hinausgestürzt, die Thür von außen geschlossen hat, und sie an eine selbstmörderische Absicht glauben muß, der Aufschrei der liebenden Angst, das stürmische Bitten: „je t'aime, je t'adore!" bis sie der nervösen Krise erliegend wie eine Todte rückwärts zu Boden stürzt — man muß das gesehen und erlebt haben, um inne zu werden, was die Kunst der dramatischen Darstellung auf ihrem Gipfel vermag. So außerordentlich wie die Pierson in der Schilderung des Menschlich-Wahren, des Reizenden, Rührenden und Ergreifenden ist die Darstellerin der Mutter, jener zweideutigen Herzogin von Rian-Zarès, mit der rothen Perrüke, den unmöglichen Toiletten und dem spanisch gefärbten Französisch, im Humoristisch-Charakteristischen. Die Künstlerin heißt Mad. Alexis; Frau Frieb-Blumauer würde sicher zu den wärmsten Bewunderern dieser großen Meisterin ihres eigenen Faches gehören. Die schöne Montaland, welche die immer lachende, geistreiche, liebenswürdige und gutherzige Intriguantin Fürstin Bariatin spielte, kann zwar leider ihre immer wachsende schwellende Ueberfülle kaum noch durch alle Toilettenkünste bändigen; aber der Reiz ihrer Persönlichkeit, die Beherrschung ihrer Kunst und deren Wirkung sind darum noch nicht geringer geworden. Der letzte Act des Dramas bringt, wie zu erwarten war, die glückliche Lösung durch die

Entdeckung der wahren Verrätherin und Diebin, einer im Solde der österreichischen Polizei stehenden hübschen wiener Creatur, welche sich den Namen einer Baronin Jika beigelegt. Diese Lösung ist mit demselben feinen Geschick bewerkstelligt, mit welchem der Conflict herbeigeführt und zugespitzt wurde. Daß übrigens Sardou Oesterreich hier nur als bête noire vorschiebt und als den obersten Lenker dieser ganzen Spionentruppe keinen andern als den verstanden wissen will, dessen Rücktritt oder, wie manche es nennen, dessen Sturz eben in diesen Tagen auch Paris mehr als jedes andere Ereigniß beschäftigte, unsern „terrible chancelier", darüber läßt uns manche Stelle seines Stücks keinen Augenblick im Zweifel.

Vorgestern, Donnerstag, war die erste Vorstellung von Gounod's neuer Oper „Cinq-Mars" in der Opéra Comique angesetzt, welche alle musikalischen Kreise von Paris bereits so lange in Spannung hielt. Ich mußte es aufgeben, ihr beizuwohnen. Damit mich der heut nach der afrikanischen, genauer nach der marokkanischen Westküste abgehende Dampfer dort hinüber führe, mußte ich statt zu Gounod's Oper zum Gâre de Lyon. Und so geschah es; und so bin ich seit gestern Mittag hier in der prächtigen Hafenstadt und sehe um den Fuß der zerrissenen, kühn aufsteigenden Kalksteinklippen des französischen Südufers das Mittelmeer branden, dessen Wellen mich heut noch in den Schlaf wiegen und in vier Tagen jenseit der Säulen des Hercules tragen sollen, nach Tanger.

II.

Von Paris bis Gibraltar.

Auf dem Mittelmeer. — Reise- und Gesandschaftsgenossen. — Rückblicke auf Marseille und die Fahrt von Paris dorthin. — Eine verkrachte Straße. — Der Wasserpalast. — Der Tempel der schirmenden Gottesmutter. — Vor den Säulen des Hercules. — Südspanische Küsten. — Ein bedenkliches Wettrennen.

An Bord der Suerrha, 7. April 1877.

Das tiefziehende Regengewölk hat das zackige Ufergebirge der spanischen Südostküste verhüllt, das heute in der Morgenfrühe so klar und scharf gezeichnet, so warm gefärbt vom Sonnenlicht, aus den dunkeln schaumgekrönten Wogen aufragend unserm Curs parallel zur Rechten sich hinzog. Der erste Morgenstrahl ließ die beeisten höchsten Gipfel der Pyrenäenkette sanft erglühen, die nun hoch über der untern Wolken- und Nebelschicht — sie selbst rosigen Dunstgebilden nicht unähnlich — von dem grauen Nordwesthimmel sich lösten. Mit dem Glase erkannte man deutlich in langen Zwischenräumen am Ufer die gelbgrauen Gebäude kleiner Küstenstädte, und am Fuße in den Thalebenen wie an den Hängen der schroffen bräunlichen, violett schattenden, scheinbar so kahlen, öden Felsengebirge und keck in die See hinaustretenden Caps doch häufige Anpflanzungen von Oelbäumen. Nun hat theils die weitere Entfernung von der Küste, theils der Regen uns den Anblick entzogen. Das Meer ist finster und schiefergrau. Der Aufent-

halt im Freien nichts weniger als behaglich, die Zeit mithin am geeignetsten, in dem ziemlich winzigen Salon des kleinen Dampfers am Schreibtisch die Erzählung von den letzten Tagen unsrer Fahrt nachzuholen. Von der Gesellschaft habe ich geringe Störung darin zu besorgen, sie ist wenig zahlreich. Weibliche Elemente fehlen gänzlich; eine Gruppe von Damen — darunter eine sehr hübsche jugendliche Erscheinung, soweit der blaue Schleier vor ihrem blondlockigen Gesicht es zu beurtheilen gestattete — war sofort beim Abdampfen aus dem Hafen von Marseille dem traurigen Uebel verfallen und ist nicht wieder aus ihren Cabinen aufgetaucht. Mit Ausnahme eines in Casabianca angesessenen Griechen mit dem schönsten dunkeläugigen bräunlichen Männerkopf, und eines Arabers — der nach seiner Heimat Fez zurückkehrt und aus Furcht vor dem Empfang bei seinem streng orthodoxen muselmanischen Vater und vor einer möglichen Denunciation durch drei auf dem Deck befindliche echte Bekenner des Propheten sein fränkisches Costüm mit dem arabischen vertauscht hat, mit diesen letztern in ihrem schmierigen Zelt betet und nur von ihrem selbstbereiteten Hammel und ihrem Knoblauch speist — sind die Passagiere unserer ersten Kajüte ausschließlich Deutsche. Ein und derselbe Zweck führte sie auf diesem Dampfer und schon in Marseille zusammen; ihre und unsere Reise hat das gleiche Ziel: Fez, die Residenz des Sultans von Marokko.

Diese Landsleute sind eben die Herren, welche den Kapitän Zembsch in Marseille bei dem deutschen Consul Grafen Bothmer erwartet hatten: der junge hochblonde Graf Seherr-Thoß, Lieutenant im Garde-Husarenregiment zu Potsdam, freiwilliges militärisches Mitglied der Gesandtschaft an den Sultan; der vielbewährte Photograph Herr Remelé, welcher mit Gerhard Rohlfs die Expedition in die Libysche Wüste (1873—74) im Auftrage des Khedive begleitete, der er so treffliche Dienste in der Aufnahme aller dort in Frage kommenden Objecte geleistet hat; mein College Dr. Mohr, der bekannte Kriegscorrespondent der „Kölnischen Zeitung" im spanischen Karlistenkriege, der von seinem jetzigen Correspondentenposten zu Rom in Marseille eingetroffen war, um sich dieser friedlichen Partie an-

zuschließen; der Wachtmeister von dem 2. Garde-Ulanenregiment, Herr Stolt, und der Sergeant vom Kaiser-Franz-Grenadierregiment, Herr Facius. Letztere beide sind unter den Tüchtigsten der Tüchtigen auserwählt worden, um dem Sultan, jeder mit seiner Waffe, mit Infanteriegewehr und mit Cavaleriecarabiner „etwas vorzuschießen", worauf sich eben keiner besser verstehen soll als jener untersetzte schneidige Reiter und dieser lange schlanke Grenadier.

Im Schiffsraum zwischen den Koffern und Ballen ruhen die zwei durch eiserne Bänder und Riegel geschirmten Holzkisten, welche den Gepäckträgern vom Lehrter Bahnhof zu Berlin bis zum marseiller Hafenquai jedesmal ein ganz besonderes „Uff!" beim Aufnehmen auf ihre Schultern erpreßten, und über welchen des Kapitäns Auge noch mit ganz anderer Sorgfalt wachte als über den eigenen Taschen und Reisekoffern. Wenn sie nicht durch irgendeinen heimlichen Zauber im Grand Hôtel du Louvre zu Paris oder im Hôtel du petit Louvre zu Marseille ihres kostbaren Inhalts entledigt sind (Eisenbänder und Riegel sind unverletzt), so enthalten sie auch heute noch einige der prächtigsten Kaiser-Geschenke an den Sultan: das silberne vergoldete Tafelgeschirr und die mit Ravené'scher Email geschmückte Bronze-Kassette.

Erst wenn er sich durch eigensten Augenschein überzeugt hat, daß die zwei Kisten unbedingt sicher untergebracht sind im Gepäckwagen, erlaubt sich der brave Kapitän, es sich bequem zu machen in der Ecke unseres nur von uns beiden getheilten Courierzug-Coupés. „Coupé-Lit" liest man an dessen Thür; aber von einer Betteinrichtung wie bei unsern deutschen Schlafwagen ist keine Spur zu entdecken. Dennoch ist der Preiszuschlag derselbe wie der für diese geforderte. Aber wir schlafen wenigstens, von keinem billetcoupirenden Schaffner, von keinem Passagier-Eindringling belästigt, ungestört darin, und zwar so fest, daß wir erst während des einzigen längern, zwanzig Minuten dauernden Halts auf der ganzen, in wahrhaft rasender Eile durchjagten, Route Paris-Marseille im Bahnhof zu Lyon um 5 Uhr morgens erwachen. Ein Glück war es, daß ich hier endlich gewaltsam aus dem süßen Schlummer gerissen wurde, denn

von hier ab wird die Welt schöner mit jeder Station. Die ganze Pracht des südlichen Frühlings umgibt uns. Und saust auch alle diese reizende Schönheit nur im Fluge an unserm Auge vorüber, wir saugen doch einen beglückenden Hauch von ihr ein, und mit ihm zieht auch die im bergabgehenden Leben kaum noch erhoffte alte Adams-Paradieseswonne noch einmal wieder in unsere Seele ein.

Ueber die breite Rhone geht der Zug auf der kühn sich hinüberschwingenden Brücke. Hinter uns bleibt die malerisch in der Ebene und auf trotziger Berghöhe aufgethürmte „zweite Stadt Frankreichs". Von da ab haben wir den schönen Strom lange, lange zu unserer Rechten. Seine Uferberge gleichen in den Formen ihres kahlen, braunen, zerklüfteten Gesteins eher dem Klippenkranz einer Meeresküste. Das Land ringsum aber ist ein weiter blühender Garten. Immer häufiger werden schon die schwarzen Cypressen, die Maulbeerbäume mit den noch kahlen Kronen, in langen Parallelreihen, wie in Oberitalien, die Saatfelder durchziehend, und die Magnolien mit dem dunkeln glänzenden Blätterschmuck. Blütenfülle und frisches, lachendes, üppiges Grün, wohin das Auge blickt. Altes gelbgraues Burggetrümmer auf Bergspitzen, alte Städtchen mit Kirch- und Wartthürmen nisten drüben an den Uferhöhen. Die Landsitze, die Häuser der Dörfer zeigen so flach geneigte Dächer wie in Italien. In langen Zwischenräumen folgen sich die wenigen Stationen, auf denen ein kurzer Halt von einigen Minuten Dauer gemacht wird: Vienne, höchst malerisch an den Felshängen zur Linken hart an der Bahn ansteigend, Montélimar, Valence, Tarrascon mit mittelalterlichem zinnengekrönten Castell, endlich das altersgraue erinnerungsreiche Avignon, prachtvoll gruppirt rings um die finstere stolze Burg der Päpste, die Stadt selbst umhegt von starker alter Befestigungsmauer mit dräuenden Wachtthürmen. Zur Linken in der östlichen Ferne sind längst schon die zackigen, seltsam launenhaft profilirten Gebirgszüge der Seealpen als zarte duftige Silhouetten vor dem klaren Morgenhimmel hervorgetreten. Ein neues charakteristisches Element erscheint in der Landschaft und vollendet erst das ausgesprochen Südliche ihrer Physiognomie: der

Oelbaum. Mehr und mehr theilt er mit der Cypresse, dem jetzt bereits von zartem Laube bedeckten Maulbeerbaum und jener Pinienart, welche die größte Aehnlichkeit mit der des Alpheiosthales zeigt, die Herrschaft. Einmal, hinter Avignon weicht das bisherige Gepräge üppiger Fruchtbarkeit dem einer um so überraschendern Dürre und Oede. Zu beiden Seiten dehnen sich steinbesäte, vegetationslose braune Ebenen zu den fernen Bergen hin. Hier wird der Rand der Bahn meilenweit von hohen dichten Cypressenhecken wie von lebendigen schwarzgrünen Mauern eingefaßt. Plötzlich blitzt zur Rechten die metallisch schimmernde Fläche des tief eingebuchteten Meerbusens auf. Weithin nach Südwesten zieht sich der Kranz der graugelben und der violetten Gebirge und verliert sich im zartdunstigen Blau der Ferne. Weiter und weiter dehnt sich die Bucht. Dann raubt ein endloser Tunnel — 10 Minuten und mehr währt es, bis er den Expreß aus seiner tiefen Nacht wieder entläßt — jeden Blick auf Meer und Landschaft. Wieder zum Licht hinausgelangt, sieht man das gelbe steinerne Häusermeer von Marseille, den Mastenwald im neuen und alten Hafen, die See mit den Inseln, und zur Linken, die steile beherrschende Höhe krönend, die Kirche der hülfreichen Notre-Dame de la Garde, deren vergoldete Kolossalstatue den Schiffern weithin als ein sichtbares tröstliches Zeichen von der Spitze des Thurms herabschimmert, wie einst die der jungfräulichen Schutzgöttin Athens den hellenischen von der Höhe der Akropolis.

„Wenn Paris noch das Meer und die Cannebière hätte, so könnte es beinahe so hübsch wie Marseille sein.“ So läßt eine bekannte Legende jenen Marseiller sagen. Und der gerechte Stolz der Bewohner dieser brillanten Stadt kommt in dem Dictum nicht übel zum Ausdruck. Sie vereinigt das Charakteristische eines großen Hafen- und Handelsplatzes mit der Eleganz und dem luxuriösen Stil einer glänzenden Hauptstadt. Die gepriesene Cannebière aber vor allem verdient ihren Ruhm, so gut wie die zweite Berühmtheit von Marseille, die „Bouillobaisse“, die marseiller Fisch-Hummer-Brot- und Saffransuppe. Jene Straße steigt direct vom alten Hafen in der Breite eines pariser Boulevard auf. In ihren Häuserfronten ist die moderne

pariser Bauweise ziemlich treu durchgeführt. Aber das heftig bewegte Menschen- und Wagengewühl vom Hafen hinauf und zu ihm hinab gleicht desto weniger dem, welches den Asphalt und Macadam zwischen Madeleine und Porte St.-Martin belebt. Geschäftliche Interessen und Zwecke sind es fast ausschließlich, welche diesen laut brausenden, lebendigen Strom vorwärts treiben. Mehrere der geraden regelmäßig gebauten Hauptstraßen der neuern Stadtviertel haben ihrer ganzen Länge nach in der Mitte breite, unserer Lindenpromenade ähnliche Alleen von hochstämmigen Platanen, deren Zweige sich jetzt bereits mit ihrem zarten goldig-grünen Laube bedeckten. Es fehlt nicht an stattlichen öffentlichen Gebäuden, solid in Kalkstein durchgeführt, wie die Börse, das Palais de Justice, das große Theater; nicht an schmucken öffentlichen Gärten und Squares, in welchen eine Fülle von südlichen Gewächsen: Palmen, Cactus, Magnolien, Aloës, uns die freudige Gewißheit geben, daß wir uns wirklich unter dem 43. Breitengrade befinden. Mauren in unverfälschter Orienttracht sind nicht selten in der Menge. Die Frauen tragen in auffälliger Einheitlichkeit der großen Mehrzahl nach einen ungemein schönen, ausgesprochen südlichen Typus zur Schau: viel stolze, edel bewegte Gestalten, weiche und tiefdunkle feurige Augen und eine gleichmäßig mattbräunliche Hautfarbe, die ohne besondere local begrenzte Wangenröthe das ganze Gesicht von wärmerem Blute durchpulst erscheinen läßt.

Von dem, während der kaiserlichen Periode auch hier lebhaft erwachten, Ehrgeiz getrieben, die großen Straßendurchbrüche und Demolirungen und die Neubauten prächtiger Boulevards in Scene zu setzen, hat man in Marseille, wahrscheinlich mit Hülfe einer dazu gegründeten Actiengesellschaft (täusche ich mich nicht, so war seinerzeit noch der „verflossene" Mirès der eigentliche Macher), eine grandios angelegte Rue Impériale vom Hafen aus hügelan im spitzen Winkel gegen die Richtung der Cannebière quer durch die dortigen ältern Quartiere gezogen. Alle Häuser sind aufs genaueste, wie aus derselben Form gepreßt, dem Modell derer der napoleonischen pariser Boulevards nachgebildet, das Ganze ist dadurch von äußerster Monotonie. Noch während des Baues scheint die Gesellschaft verkracht zu

sein. Je höher zum Hügelrücken hin, je weiter ab vom Hafen, desto sonderbarer wird der Zustand dieser Musterhäuser. Theils sind sie, wol nur äußerlich fertig, um nur überhaupt bewohnt zu scheinen armen Miethern überlassen, die nun die prächtigen Gitter der in jedem Stockwerk der Façade außen angebrachten Galerien und Balkons mit ihrer aufgehängten Wäsche schmücken, gleich den heutigen Anwohnern der venetianischen Kanäle; theils haben sie es selbst nicht einmal bis zu diesem äußerlichen Fertigsein gebracht, sondern stehen dachlos da, und „in den öden Fensterhöhlen“ wohnt, wenn nicht „das Grauen“, so doch nichts als die leere Luft. Selbstverständlich hat, seit auch das Kaiserreich aus den Fugen ging und von seinem großen Krach vernichtet wurde, die marseiller Gesinnungstüchtigkeit nichts Dringenderes zu thun gehabt, als den Namen dieser Rue Impériale in den der Rue de la République zu verwandeln. Aber fertig geworden ist sie darum dennoch so wenig, als die Baugesellschaft wieder lebendig und zahlungsfähig.

Eine desto schöner vollendete, in jeder Hinsicht bedeutende, würdige, der Stadt zur Ehre und Zierde gereichende architektonische Monumentalschöpfung hat der in der kaiserlichen Zeit so mächtig gewordene städtische Bausinn damals hier in Marseille verwirklicht: das Château de Longchamp oben am Ende der Avenue gleichen Namens mit seinen prachtvollen Wasserkünsten. Fürstliche Prunksucht hat wol, besonders in den beiden letzten Jahrhunderten, ähnliches geschaffen; eine Stadtgemeinde aber aus eigner Kraft und Initiative schwerlich außer der hiesigen. Wie hoch ich auch die verwandte Leistung der Stadt Breslau, die Liebighöhe, zu schätzen weiß: der Wahrheit die Ehre, dieses Longchamp-Schloß zu Marseille übertrifft sie noch bei weitem.

Unter Louis Philipp, 1847, wurde das Wasser der Durance auf weite Entfernung zu der wasserarmen Hafenstadt geleitet, zum großen Heil für sie und ihre Umgebung. Diesen fern hergeholten Wassersegen in solcher Weise zu rein ästhetischem decorativen Zweck zu verwenden, blieb der napoleonischen Epoche vorbehalten. Der Ingenieur-Architekt Espérandieu führte im Auftrage des Stadtregiments die großartige Anlage aus. Auf

der Höhe des Hügelrückens ragt eine offene Säulengalerie in sanft geschwungener Curve über einem den untern Abhang bedeckenden reichen Kunstgarten voll südlicher hier üppig gedeihender Gesträuche und Bäume auf, zu dessen beiden Seiten breite Freitreppen dort hinanführen. An jedem der beiden äußern Enden dieses von prunkvollem Gebälk gekrönten Säulenganges bildet ein zweistöckiger Bau von guten Verhältnissen den Abschluß, enthaltend das Naturhistorische Museum, das der schönen Künste und andere Sammlungen der Stadt. Die Mitte der Curve aber nimmt ein hoher, mächtiger offener Pavillon von jenem etwas schwülstig barocken, aber immer decorativ sehr wirksamen Stil der Architektur und plastischen Ornamentik ein, wie ihn etwa die unter Napoleon III. vollendeten Partien des Louvre aufweisen. Vor demselben steht eine steinerne Kolossalgruppe: Amphitrite zwischen zwei Nymphen (sie mag auch eine speciell auf Marseille und diese Gewässer bezügliche allegorische Bedeutung haben, vielleicht auch die allgemeinere der Fruchtbarkeit des Bodens, welche das belebende Wasser erzeugt) von kühnem Aufbau und sehr tüchtiger Durchführung. Statt der sonst gebräuchlichen Seerosse sind kolossale Seestiere vor dieser Gruppe hingelagert. Nach allen Seiten hin stürzen von ihr aus Cascaden über aufgethürmte Felsblöcke zu den tiefern Becken herab. Wenn auch von geringerer Ausdehnung, erinnert das Ganze doch in seiner Conception und Gruppirung an die Wasserkünste im Park von Schönbrunn unterhalb der Gloriette.

Eine andere in hohem Grade lohnende Wanderung in Marseille führte mich aus den kleinern engern Gassen der Altstadt auf dem Zickzackwege zu dem kahlen steinigen Berggipfel hinauf, welcher auf seiner obersten Höhe jenes hochverehrte Heiligthum des seefahrenden Volkes der Stadt trägt. Ein System von großartig disponirten breiten steinernen Freitreppen leitet von da, wo der Fahrweg aufhört, zu dem Plateau der Kirche Notre-Dame de la Garde. Auch sie ist unter Napoleon III. erbaut, auf der Stelle eines ältern Gotteshauses, mit schönem Luxus aus dem solidesten Material, einem trefflichen harten Haustein, in wechselnd grauweißen und dunkel grünlichen Quader-

lagen aufgeführt; der Stil ist romanisch. Ueber der Vorhalle erhebt sich ein hoher Thurm, über dem Chor eine schlanke elliptische Kuppel. An den vier Ecken der Plattform des Thurmes knieen posaunenblasende Engelsgestalten. Die Spitze des Ganzen bildet jene vergoldete Riesenstatue der hülfreichen, wachsamen Madonna mit dem Kinde.

Wie verbreitet der fromme Glaube an ihre vor Seegefahr schützende Macht ist, beweist das Innere der dreischiffigen Kirche. An allen Wänden hängen in mehr als der halben Höhe sogenannte Ex-voto: Bilder, Geschenke, Widmungsinschriften, von gläubigen Bekennern hierher gestiftet, theils um die Gunst der himmlischen Lenkerin von Wind und Wetter zu gewinnen, theils um ihr die Dankbarkeit für vollbrachte Rettungen zu beweisen. Daß keins dieser Tausende von Bildern sich auch nur um das Geringste über jene kindischen, jammervollen Stümper- und Sudlerarbeiten erhebt, wie sie als Votivbildchen verwandter Bestimmungen in tirolischen und sicilischen Kirchenvorhallen zu sehen sind, überraschte mich im Lande einer so hohen Kunstblüte wie Frankreich doch ungemein. Freilich läßt sich die Madonna nicht durch den künstlerischen Werth der Opfergaben, sondern durch die Stärke des Glaubens geneigt machen, dem Schutzflehenden seinen Willen zu thun. Für den sterblichen Beschauer aber wird der Anblick bald unerträglich. Er rettet sich aus der Halle auf die Stiegen, neben welchen in mehrern Läden ein schwunghafter Handel mit gottgefälligen Votivgaben getrieben wird, und genießt von da aus eine der größten und herrlichsten Rundsichten über die unten liegende Stadt, die kahlen Kalkgebirge, welche sie in weitem Kreise umgeben, über die beiden Häfen, die Molen, das silbern schimmernde Meer, die bergigen Südküsten Frankreichs, die in der letzten Ferne im bläulichen Duft mit dem wolkigen Horizont in eins verschmelzen, und über jene malerisch geformten Felseninseln, die ein zürnender Poseidon den Massiliern vor ihre Bucht gesetzt zu haben scheint, wie das versteinerte Schiff des Odysseus vor den Hafenausgang der Insel der seligen Phäaken. Die größere trägt bekanntlich das alte kleine Castell If, dem der ältere Alexander Dumas durch seinen Monte-Christo, den er darin gefangen

sitzen läßt, zu einem modernen poetischen Nimbus und zum Namen Schloß Monte-Christo verholfen hat.

Der letzte halbe Tag in Marseille wird noch von so manchen Reisevorbereitungen in Anspruch genommen; Feldbetten, Decken, alle Geräthe, welche die Karavanenreise nach Fez unentbehrlich macht, werden hier noch angekauft. Von einem guten kühlen Trunk muß wol auf lange Zeit Abschied genommen werden.

Schneller als es erwünscht ist kommt dennoch die Stunde der Abreise. Eine fast dreiviertelstündige Fiakerfahrt bringt uns mit Kisten und Koffern zum Quai des neuen Hafenbassins. Der kleine Dampfer, der uns erwartet, sieht wenig einladend aus. Vergebens sucht man Deckeinrichtungen von jener zugleich malerischen und zweckgemäßen Art, wie sie auf Lloyddampfern uns die Reise so oft und so wesentlich verschönern halfen. Dafür lassen Kapitän und Restaurant, Fahrtüchtigkeit und ruhige Festigkeit beim Andrang von Wind und Wellen nichts zu wünschen übrig. Nach noch zweistündiger rasselnder Dampfkrahnarbeit hatte das Boot seine Ladung für Gibraltar und die marokkanischen Häfen eingenommen und setzte sich in Bewegung. Hafengebäude, Quais, Docks, Molen wichen rasch hinter uns zurück. Die grauen Gebirge erglühten wärmer und immer wärmer im Schein der sinkenden Sonne, bis sie, wie in den großen Linien und der Zerklüftung ihres Gesteins, nun auch in den Tönen fast jener herrlichen Bergkette gleichen, welche die Concha d'Oro von Palermo umgibt. Dann verblaßte der letzte Rosenhauch auf ihnen, Erde und Meer wurden grau, kühl und farblos, und bald drang nur noch das wechselnde Licht der Leuchtfeuer an der Küste und das ruhig strahlende der ewigen Sterne durch die Nacht, in deren Dunkel alles eingetaucht und versunken war.

11. April.

Unsere durch heftigen Gegenwind um mindestens einen Tag verlängerte Seefahrt nähert sich ihrem Ende. Eben bei Sonnenaufgang aus der Cabine auf Deck tretend, sehe ich im Westen einander gegenüber die grauen Felsenufer der beiden gewaltigen Vorgebirge aus dem besänftigten Meere ragen, welche „ahnende

Völker" die Säulen des Hercules genannt haben; und zur Linken, an der uns zum ersten mal auf dieser Fahrt sichtbar werdenden afrikanischen Seite leuchten nun auf der Höhe einer ungeheuern Gebirgskette eisbedeckte Spitzen und Zacken. Die nahe spanische Küste, welche während der vorigen Tage nur einen unnahbaren Wall von meist öden starren Kalkgebirgen bildete, der seine abenteuerlichen Caps wie Bastionen weit in die See hinausschob, zeigt nun ein sanft ansteigendes, hügeliges, reichangebautes, mit dunkelm Grün der Vegetation bedecktes Vorland und vom Ufer bis hoch zu den Bergen hinauf häufige kleine und größere Ortschaften oder einzelne Häuser und Gehöfte. Die alles überragende Kette der Sierra Nevada mit ihren schneeglänzenden Gipfeln, welche uns gestern wol 12 Stunden lang, die erzwungene Langsamkeit der Fahrt bezeugend, zur Rechten blieb, ist nun gänzlich aus dem Gesichtskreise verschwunden. Ueber Nacht hatte der fast sturmähnliche West, der uns seit der vorangegangenen das Meer in langen kolossalen Wogen direct entgegentrieb und das übrigens vorzüglich gebaute Boot unausgesetzt zu Berge hob oder in die schäumende Tiefe senkte, sich völlig gelegt und uns gestattet, die Verzögerung wieder einzuholen.

Leider traf es sich fast auf dieser ganzen Fahrt so, daß jene Städte der Südküste, die man gerade am liebsten, wenigstens aus der Ferne, gesehen hätte, Barcelona, Carthagena, Alicante, Malaga, entweder während der vier Nächte oder am Tage in den jeweiligen Regenstunden, welche die ganze Küste verschwinden ließen, passirt wurden. Ebenso entgingen uns die Balearischen Inseln. Mit Ausnahme von Denia und Almeria am Cap de Guta kamen uns einzig ein paar armselige Fischerdörfer, einige Leuchtthürme und auf den Höhen der Vorgebirge die alten Wachtthürme zu Gesicht, die Zeugen jener Zeiten, als dieses ganze Meer und namentlich die Südküsten des christlichen Europa einen reichen Jagdgrund für die afrikanischen Räuber bildeten, die hier jahrhundertelang ihre Beute an Gütern und Menschenleben einfingen, kaum ernstlich gehindert durch die unmächtigen Anstrengungen, welche das Abendland zu ihrer Abwehr machte.

Die treuen Begleiter auf jeder Fahrt im Mittelmeer, die

Delphine, verließen uns an keinem Tage; in zahlreichen Heerden schwammen sie oft mit unserm Boot um die Wette. Wenn sie sich mit erstaunlicher Schwungkraft bis zu fünf Fuß hoch aus den Wogen emporschnellten, um in weiter Curve darüber hinfliegend in ihr Element zurückzutauchen, so erregten sie die Jagdlust unserer schußfertigen militärischen Reisegenossen in solchem Grade, daß mancher Revolver und Flintenlauf auf sie gerichtet wurde, der allerdings dennoch unabgeschossen blieb: die Zielscheibe und besonders den Standpunkt erkannten selbst so sichere Schützen doch als allzu beweglich.

Einen andern Wettlauf stellte vorgestern einmal ein großes Segelschiff mit der Suerrha an. Anfangs parallelen Curs haltend, nahm das erstere endlich eine so bedenkliche Winkelrichtung gegen den unsern, daß der Kapitän es für angemessen halten mußte, nachzugeben und durch vollständige Umdrehung des Dampfers jenem freie Bahn zu lassen.

Im ganzen, abgesehen von dem Genuß des prachtvollen Anblicks des tosenden, wild wogenden Meeres und der Küsten, bot die dreitägige Fahrt des Interessanten nur ein ziemlich geringes Maß. Ein liebenswürdiger lustiger Kapitän, ein echter Südfranzose, welcher den überreichen beiden Mahlzeiten jedes Tages präsidirte und ebenso an den Abendunterhaltungen lebhaften Antheil nahm, und die Herren der Gesellschaft, die seefesten wie die vom Leiden heimgesuchten nicht minder, wußten zwar diese Stunden amusant genug zu machen; aber eine gewisse träumerische Schläfrigkeit lag dennoch meist auf allen Genossen, und jeder ist froh der Gewißheit, in einer Stunde in Gibraltar und bei der nächsten Morgendämmerung in Tanger zu landen.

III.

Der Schlüssel des Mittelmeers.

Gibraltar. — „Und das Reich der freien Amphitrite will er schließen wie sein eignes Haus.“ — Straßenphysiognomie. — Regiments-Familienglück. — Die Alameda. — Die Galerien. — Unsere Gesandtschaftsoffiziere. — Complet. — An Afrikas Küsten. — Ein Wiedersehen. — Deutsche Heimatluft auf marokkanischer Uferhöhe.

Tanger, 13. April 1877.

Einen stärkern Felsenwall zur Beherrschung der Gewässer ringsum als die Klippe des alten Mons Calpe, diesen Gebel-al-Tarik, das heutige Gibraltar, hat die Natur auf dem Erdkreise nicht geschaffen. Wie eine ungeheure und unnahbare steinerne Bastion zur Vertheidigung unsers Welttheils steigt sie an dessen Südwestspitze in schroffer Steile aus dem Meere bis zu einer Höhe von 1400 Fuß empor, und ihren nahezu horizontalen, nur an einer Stelle leicht sattelförmig eingesenkten Kamm überragt noch um ein Bedeutendes die Felskuppe an ihrem Nordende. Man weiß allerdings, daß diese Bastion, viel früher als zu solcher Abwehr der Bedränger Europas, dazu gedient hat, sie zum Herüberkommen einzuladen und sie auf dessen Boden festen Fuß fassen zu lassen. Die gänzlich flache, ziemlich schmale sandige Landenge, welche sie an ihrer schroffern Seite mit dem spanischen Festlande verbindet, läßt die Klippenmasse höher und gewaltiger erscheinen als irgendein anderes von einem Gebirgszuge

ins Meer hinaus vorgeschobenes Cap. Diese Plötzlichkeit und Unmotivirtheit ihres völlig isolirten Aufsteigens aus dem Meere mußte die Phantasie der Völker im Kindheitsalter der Menschheit wol zu jener Mythenbildung in Bezug auf den Ursprung und die Natur der Klippe herausfordern, der sie und ihr afrikanisches Gegenüber den poetischen Namen verdanken. Dem vom Mittelmeer Herankommenden zeigt sie sich ausschließlich in ihrer starren Oede und abwehrenden Unnahbarkeit. Das verwandte Gestein dieses Caps macht den graugelben, von der See vielfach unterwaschenen höhlenreichen Felsen in seinen Bildungen und Tönungen dem von Capri sehr ähnlich; nur daß hier auf der Ostseite desselben kein Baum und Busch sichtbar wird, höchstens hie und da niedriges Gestrüpp in den Spalten nistet, und keine freundlichen Menschenwohnungen einladend von der Höhe grüßen. Ungefähr in der mittlern Länge der Klippenwand zeigt sich hier, nahe bis zu 500 Fuß ansteigend, eine riesige Sandschüttung. An den Felsen entdeckt man immer deutlicher Zickzackwege, durch Brüstungen geschirmt, steinerne Schanzen, Geschütze in den Scharten, vereinzelte Baulichkeiten zu militärischen Zwecken, Eingänge zu Galerien im Klippenschos selbst, dann auf der Mitte der Rückenlänge die Stangen und Gerüste der Signalstation. Auf der niedrigen Felszunge, welche sich am Fuß der in etwas sanfter geneigter Linie zum Meer absteigenden Südspitze in die See hinausschiebt, steht der Leuchtthurm.

Zahlreiche Segelschiffe liegen hier vor der Ostseite der Klippe. Solange der Westwind noch immer in die Meerenge hineinweht, sind sie zum Abwarten im Mittelmeer genöthigt, denn sie vermögen dabei nicht um die Südspitze herumzukommen.

Ein Glück für uns, daß der Dampf uns auch von der Macht dieses Zwanges befreit hat. Bald sahen wir die Klippe in der Form eines spitzen, etwas nach der Ostseite überhängenden Pics von der Wasserstraße her; wir wandten um jene Felsennase, welche den Leuchtthurm trägt, im Bogen nordwärts und dampften in die von anmuthigen Ufern in weitem Umkreis eingehegte Bucht von Algesiras, die Gibraltarklippe zu unserer Rechten lassend. Mit eigenthümlichen Salutschüssen, die allerdings nicht uns galten, begrüßten uns hier die Geschütze der südlichsten

Uferbastionen. Dicker gelbweißer Dampf stieg auf, von dem sich der bekannte feste Rauchring löste, um noch lange in der Luft zu kreisen; und unmittelbar nach dem Knall des Schusses zischte und schmetterte es hoch über unsere Masten hinweg, und jenseit, nahe dem Ufer von Algesiras stieg bereits wieder die hohe Dampfwolke, der ein neuer Knall folgte, aus dem glatten Wasser der Bai: die Fort-Artillerie hielt gerade Granat- und Shrapnelschießübungen nach Scheiben am andern Ufer. Den Schiffern in den kleinen und auch großen Schiffen, welche in der Nähe des spanischen Ufers lagen oder fuhren, besonders den Genossen einer Lustpartie, welche eben dort harmlos gondelte, wo jene Dampffontaine von dem zu kurz geschossenen, im Wasser explodirenden Projectil aufstieg, mochte es wol noch ungemüthlicher werden als einst unserm Herrn Dr. Bolle auf seinem stillen Asyl Scharfenberg im Tegeler See, als ihm dort die Granaten vom Artillerieschießplatz einen sehr unerwünschten Morgengruß boten. Aber die britischen Kanoniere machten sich ersichtlich sehr geringe Sorge um die Gemüthszustände jener Herren und Damen, sie feuerten ruhig in der gleichen Richtung weiter.

Wie anders ist das Bild, welches die Klippe von hier, von der Baiseite her gewährt, als jenes, das sie dem Mittelmeer zeigt! Zwar ihre Bewehrung und Befestigung erscheint hier noch unvergleichlich stärker und furchtbarer. Ein Gürtel von Steinbastionen, in deren Scharten die schwarzen Rohre liegen, umgibt den ganzen Fuß; andere treten, auf natürlichen oder künstlichen Landzungen errichtet, weit in die Bucht und in den Hafen hinein und zeigen den nahenden Schiffen ihre drohende Rüstung. Aber über dieser untern Umwallung liegt ein terrassenförmig zur Klippe ansteigendes Hügelland, das in malerischer Gruppirung ihrer Häusermassen die Stadt und zwischen deren Nord- und Südhälfte die schönste öffentliche Gartenanlage und Promenade, die berühmte Alameda von Gibraltar, einnimmt. Auch von der See, von fern her schon erkennt man an den dichten grünen Laubkronen und den mit farbigen Blüten bedeckten üppigen Gebüschen und Hecken, welche reiche Pracht südlicher Vegetation dort entfaltet sein muß. Am Nordende der Bucht, wo sich hinter einer aufs stärkste befestigten und mit

Geschützen gespickten Mole der Hafen öffnet, sieht man unmittelbar hinter den gelblichen Häusern der Stadt die alten graubraunen zinnengekrönten Befestigungsmauern im Zickzack an der steilen Klippe hinansteigen, und mit ihnen im Zusammenhang einen schweren vierseitigen ruinenhaften Thurm; er ist das uralte, vor mehr als elfhundert Jahren von den maurischen Eroberern erbaute Castell. Seine massiven Steinwände sind von tausend Bomben- und Kugelspuren durchzogen und zerrissen, Zeugnisse aller der Stürme und Belagerungen, welche dieser Felsen, dieser Schlüssel des Mittelmeers, seit Tarik's erster Besetzung zu bestehen gehabt hat. Heut ist diese Maurenfeste ihres Dienstes quitt. Weiter aufwärts, an der nur mit Cactus- und Aloëhecken bewachsenen hohen Nordklippe zeigen sich die von der neuern Ingenieurkunst geschaffenen stärkern Befestigungen, welche jenes Sarazenencastell darin abgelöst haben. In gleichen Zwischenräumen öffnen sich dort aus dem natürlichen Felsen selbst herausgemeißelte Stückpforten, aus welchen schwarze Monstregeschütze nach der Bai, nach der verbindenden Landzunge und nach dem Mittelmeer hinaus- und hinabblicken. Die hier in die Klippe hineingetriebene Batteriengalerie ist rings um die ganze Nordseite bis zur Ostseite hin weitergeführt und hat sehr wahrscheinlich noch lange nicht ihr Ende erreicht. Kann Gibraltar auch nicht, selbst mit den weitesttragenden Geschützen, die ganze Breite der Meerenge bis zum Cap Ceuta hin beherrschen, so ist es als Station für eine diese Herrschaft unbedingt vollendende Flotte doch von so unberechenbarem Nutzen für seinen Besitzer, daß England mit gutem Grunde nie müde wird, die schon so furchtbare, unbezwingliche Stärke immer noch stärker und unbezwinglicher zu machen. Mit 97 Geschützen hielt Lichtenberg's „großer Weiser", der „erhabene Eliot", die große Belagerung durch die verbündeten Franzosen und Spanier von 1779—83 siegreich aus; heut gähnen jedem Angreifer 700 Feuerschlünde entgegen, und von welchen Kalibern!

Im stärksten Gegensatz zu dieser vom Fuß bis zum Gipfel ausgerüsteten dräuenden Felsenfeste breitet sich von der Landzunge ab rings um die Bucht eine Landschaft von sanfter friedlicher Anmuth aus. Weich geschwungene, niedere, von Grün bedeckte

Hügel bilden ein breites Vorland bis zu den weit rückwärts von der Bai aufsteigenden Gebirgen Südspaniens. Von der flachen Landenge an der Nordfront, deren mittlere Länge die neutrale Zone bildet, beginnt das Terrain sich allmählich nach Westen hin zu heben. Auf der Kuppe des ersten Hügels über der tiefsten nördlichsten Ausbuchtung der Bai liegt die spanische Ortschaft San Rocco mit ihren weißen flachgedeckten Häuschen. Am Westufer aber schimmert, ziemlich lang hingestreckt dicht an der Bucht, aus dem frischen Grün der Hügel und Thäler das größere Algesiras hervor. Die bergige Küste Afrikas drüben im Süden und Westen ist von bläulichem Duft umhüllt, doch nahe genug, um manches Detail ihrer Gestaltung erkennen zu lassen.

Auf der Rhede zwischen einer großen Zahl von Segelschiffen jeder Größe und einer geringern von Dampfern warf unsere Guerrha Anker für diesen Tag. Wir landeten da, wo sich die neuere „Teufelszunge" (mit diesem Namen tauften die Spanier während der Belagerung die ältere Molenbatterie) an der Südseite des Hafenbeckens in die Bai hinausstreckt. Lichtenberg's Wort kann für die Schießscharten dieser granitenen Schanzen und ihren Inhalt heut mit noch besserm Recht gelten, als es damals auf die der spanischen Belagerer paßte: „In jedem Schießloch noch ein Loch, das war fürwahr fast größer noch als erstgedachtes Schießloch."

Englische Herrschaft gibt südlichen Hafenstädten, wo sie auch liegen mögen, immer eine gewisse Gleichartigkeit des Aussehens in vielen charakteristischen Punkten. So erinnert das Entrée in Gibraltar aufs lebhafteste an das in Korfu und Zante, wo die Spuren der frühern englischen Herrschaft sich noch unverwischt erhalten haben. Der liebe südliche Schmuz hat hier wie dort einer in diesen Breiten und bei ihren angestammten Bewohnern ganz unerhörten Sauberkeit, Nettigkeit und Regelmäßigkeit weichen müssen. Das Pflaster der mit Gas beleuchteten Straßen ist mustergültig, alle öffentlichen Anlagen sind vortrefflich gehalten; der Markt, der hier, wie in Korfu, unmittelbar vor dem Wasserthor liegt, ist regelrecht und wohlgeordnet in Quartiere getheilt, alle Waaren sind gefällig arrangirt. Dem originellen malerischen Reiz des Treibens in den durch Zelttücher und Matten gegen

die Sonne geschützten Gassen thut diese feste Ordnung und Nettigkeit keinen Eintrag. Hier zuerst, wie später in allen Straßen und auf allen Plätzen der Stadt, tritt mir jene wunderliche und interessante Nationalitätenmischung von englischen, spanischen und maurischen Elementen entgegen, welche durch Gibraltars Lage und Besitzstand bedingt wird. Neben dem südspanischen Arriero — welchem der rings aufgekrämpte flache runde breite Hut das olivenbraune schwarzbärtige Gesicht beschattet, die Jacke oder der Poncho in malerischem Wurf auf der Schulter hängt, und das vom Knie abwärts an der Seite aufgeschlitzte weite Beinkleid um die in Gamaschen und schweren Schuhen steckenden Füße schlägt und schlottert — der schwarzbraune Maure im weiten weiß-, grau- oder braunwollenen großfaltigen Kapuzenmantel, welcher die schlanken nackten sehnigen Unterschenkel frei läßt, die Füße in gelben Pantoffeln, den Fez oder kolossalen weißen Turban auf dem kahlgeschorenen Haupte; der halbnackte mohrische Lastträger; der reiche arabische Kaufherr im blauen schön drapirten Tuchmantel über den weißen Unterkleidern, oder im grünen Kaftan mit weißem Burnus darüber. Und zwischen diesen Gruppen der Soldat der englischen Besatzung in rother oder schwarzer Uniformjacke und grauen Hosen, auf dem backenbärtigen Kopf die schwarze schottische Mütze, welche den ganzen Hinterkopf mit der tadellos bis zum Genick gezogenen „Raie" in dem kurz geschnittenen Haar frei läßt, ohne Seitengewehr am Gurt, aber sicher ein leichtes Stöckchen in der Hand; und der junge Gentleman, der Traveller vom Mutterlande, den weißen indischen Korkhut schon hier mit dem angeblich unentbehrlichen Schleiertuch umwunden, vom Scheitel bis zur Sohle ein Musterbild praktischer und modischer Touristeneleganz.

Marokko sendet unausgesetzt eine wohlthätige Ueberschwemmung mit Nahrungsmitteln auf den Markt von Gibraltar: 5000 Stück Rinder im Jahr, welche die Garnison allein verzehrt, Schiffsladungen von jenen Hintervierteln des Schlachtviehs, welche das jüdische religiöse Speisegesetz den, in Marokko nach Hunderttausenden zählenden, frommen Bekennern Mosis zu essen nicht unbefolgt verbietet; vor allem aber un-

geheure Quantitäten von Eiern, die in eigenthümlich geflochtenen hohen Körben verpackt, einen großen Theil des Marktes einnehmen.

Durch einen ganzen Complex von Wallthoren und Steinschanzen, welcher die Water-port bildet, gelangt man in die große Hauptstraße. Sie durchschneidet, der langen Uferbatterie parallel, die Stadt in ihrer ganzen Länge und mündet jenseit des Südthors der Nordstadt auf die herrliche Promenade, die Alameda Gibraltars. Ein großer Exercirplatz an dem innern Granitwall links vom Thor, wo gerade die langen, krebsroth uniformirten Söhne Altenglands gedrillt wurden, wird an seiner Ostseite durch eine Kaserne, anscheinend nur für verheirathete Soldaten, begrenzt, welche ihm und dem Stadteingang gerade ihre intimere Seite zukehrt. An ihren drei oder vier Stockwerken ziehen sich lange Galerien vor den Zimmerreihen hin, nur durch einfache Gitter geschützt. Auf diesen offenen Gängen spielen sich die Scenen des häuslichen Lebens dieser Kriegerfamilien ab. Die Damen wirthschaften, waschen, trocknen und bügeln, lehren die Mädchen und wehren den Knaben dort vor allem Volk. Und eine so köpfereiche Armee von kleinen britischen Bürgern und Bürgerinnen der Zukunft wuselt und wimmelt, spielt, schreit, tummelt und amusirt sich auf den Galerien aller Stockwerke, daß selbst das Herz des stammverwandten Germanen im gerechten Stolz auf die Kraft und Tugend unserer gemeinsamen Rasse und Volksart höher schlägt bei deren Anblick. Einen sochen Kindersegen brächte in Ländern romanischer Zunge kein Militär- und kein Civilhaushalt zu Stande!

In der Waterportstreet herrscht das regste Leben, an dessen eigentlicher Thätigkeit aber fast allein die Engländer und die spanischen Juden theilzunehmen scheinen. Die Mauren und die Spanier lassen den Strom meist in gelassener Ruhe an sich vorüberrauschen, jene am Boden hockend, diese stehend, schlendernd, Cigaritos rauchend. Viele elegante Char-à-bancs und Panniers, von edlen feurigen Pferden gezogen, die von der geübten Hand schlanker Misses, mit wehenden blonden Locken und blauen Schleiern, gelenkt werden, rollen über das Pflaster;

manch schönes englisches Vollblutthier tanzt leichten Hufes darüber hin, einen schmucken Offizier oder Sportsman im Sattel. An schmuzigen, nacktbeinigen, groß- und dunkeläugigen, classischen Modellen für einen Murillo, deren zerfetzte Lumpen ganze Partien ihrer warmbraun colorirten jungen Leiber unverhüllt der Sonne darbieten, wenn sie sich auf dem Trottoir behaglich wälzen, raufen, kratzen und in süßem Faulenzen oder lärmenden Spielen sich der Luft und des Lebens freuen, gehen, von der Gouverante geführt, viele jener kleinen und halbwüchsigen sweet angels vorüber, wie sie nur aus britischem Stamme erwachsen, denen das prachtvolle lichtgoldige Seidenhaar unter dem Spitzhütchen hervor ungeflochten über den Rücken hinab bis weit unter die Taille der kurzen Röckchen wallt, fast bis zu den noch so dünnen, langen, hochstelzigen, mit dunkelbunten Strümpfen bekleideten Beinchen. Doch der rechte Tummelplatz für diese schöne Welt von englischem Blut, für die Großen und Kleinen, ist erst die Alameda, jene herrliche Gartenschöpfung, zu welcher hier auf den Vorhügeln der Klippenwand auf der Stelle des alten Paradeplatzes durch den Gouverneur George Don 1814 der Grund gelegt wurde. Das Klima und die wohlgeschützte Lage haben eine Vegetation von fast tropischer Ueppigkeit sich entwickeln lassen. Die hohen Dattelpalmen, die Lorberbäume und besonders die breitschattigen starkästigen Bäume mit den seltsam gethürmten und gewundenen kolossalen Wurzelmassen, hier bella ombra genannt, lassen eher auf ein Alter von mehr als einem Jahrhundert schließen. Dazu eine Blütenmenge, ein Duft von den prangenden Rosengebüschen, den Orangen, Akazien, Heliotropen! Und welch ein Blick von dem Wege längs der niedern mit Geschützen gespickten steinernen Brüstung über die Bai hin auf die Hügel von Algesiras, die Meerenge, die afrikanische Küste!

Diese Aussicht wächst an Schönheit wie selbstverständlich an Weite, je höher man an der Klippe hinaufsteigt. Durch die engen, meist von spanischem Volk bewohnten, und meist denn auch spanisch schmuzigen, Gassen im Rücken der langen Waterportstreet führt der ziemlich steile Weg zur Castellstreet hinan, auf der man da, wo die Häuser aufhören, im Zickzack, von Cactus- und Aloëanpflanzungen eingefaßt, bis zur Höhe des

Kammes, zur Signalstation gelangt. Diese Straße berührt nahe das alte verwitterte Sarazenencastell, von dessen am Berge aufkletternder Zinnenmauer man auf die Plattform seines Thurms und tief unten auch auf den breiten Isthmus mit der schnurgeraden Chaussee hinabblickt, welchem es Hr. von Schorlemer-Alst verdankt, daß er in einer Parlaments- oder Landtagssitzung wider das „liberale" Schulbuch kräftig zu Felde ziehen konnte, in dem Gibraltar „eine Insel" genannt wird. Auf der halben Höhe der Klippe befindet sich das Wachthaus der Festungsartillerie. Einer ihrer pelzmützigen, schwarzblau uniformirten Zugehörigen übernimmt willig die Führung zu der nahen berühmtesten Sehenswürdigkeit Gibraltars, den Batteriegalerien der Nordklippe. Man tritt in einen weit und hoch gewölbten in den Felsen gehauenen Tunnel, der bald mäßig an-, bald absteigend etwa 200 Yards weit im Innern der Richtung ihrer Wandung folgt. Sein Licht empfängt er eben durch jene schon von unten gesehenen großen Oeffnungen, deren jede zur Scharte für das darin gebettete schwere Geschütz dient. Geschosse zur Versorgung eines jeden derselben sind in enormer Menge in den weiträumigen Kammern, die dahinter in den Felsen gemeißelt sind, angehäuft. Ich habe nicht genau gezählt, wie viele dieser feuer- und verderbenspeienden schwarzen Monstra hier ihre Emplacements haben. Das größte der letztern schließt vorläufig die Reihe. Es öffnet sich mit solchen drohenden Fenstern nach vier Seiten hin und kann somit seine donnernden Grüße nach der Bai, auf den Isthmus und nach dem Mittelmeer hinsenden. Der Blick aus allen diesen Licht- und Stückpforten von der schroff und senkrecht abstürzenden Höhe über die Tiefe, über Nähe und Ferne, Ebene und Gebirge, Land und Meer hin ist von nicht zu schildernder Schönheit und Großartigkeit.

Ich nahm von allen diesen Promenaden um Gibraltar doch die Ueberzeugung mit, daß der Schlüssel, welcher es dem Briten möglich macht, an dieser wichtigen Stelle das Reich der freien Amphitrite zu schließen wie sein eigenes Haus, heut in recht festen Händen ruht und recht sicher verwahrt ist. Den Versuch, ihm diesen Schlüssel des Mittelmeers zu entwinden, wird schwerlich irgendwer noch einmal erneuern.

Ueberall, wo ich in südlichen See- und Hauptstädten mit deutschen Consuln in Berührung gekommen bin, habe ich die gleiche Erfahrung gemacht: ich lernte in ihnen wahrhaft liebenswürdige, zuvorkommende, zu allen guten Diensten wie alte Freunde bereite, welt- und menschenkundige, wohl unterrichtete Männer kennen, an deren Person und Verkehr ich immer mit froher Dankbarkeit zurückdenken muß. Auch Herr Schott in Gibraltar macht sicherlich keine Ausnahme davon; der, welchen ich hier begrüßen konnte, war zwar nicht er selbst, sondern sein Bruder, doch fand ich in diesem ebenfalls alle meine besten Vorurtheile von und für deutsche Consuln in vollem Umfange von neuem bestätigt.

Wir erhielten durch diesen Herrn die erfreuende und beruhigende Nachricht von der erfolgten prompten Ankunft der vorausgesendeten Kisten mit den kaiserlichen Geschenken; sie waren bereits in Tanger angelangt. Gestern Abend sind auch die am 31. März von Berlin abgereisten Herren, welche die spanische Tour auf dem Hinwege in etwas stürmischem Tempo absolvirt hatten, glücklich hier eingetroffen. Theils noch am Tage im Hotel in Gibraltar, theils des Abends an Bord unserer Suerrha, die auch sie hinüberführen sollte, fanden wir uns mit ihnen zusammen. Sehr verschiedene und interessante Typen des deutschen Offiziers und Cavaliers von der auserwählt besten Gattung: Prinz Arenberg, Graf Stolberg, von der Schulenburg, von Kalkstein, Rittmeister von Rabe, Hr. von Varnbühler (Assessor und württembergischer Reserveoffizier). Dr. Dominik, welcher die Gesandtschaftsreise als ärztlicher Beistand begleitet, war mit ihnen von Potsdam gekommen. Für die eine letzte Nacht der Seefahrt war durch diese und andere Passagiere, die in Gibraltar hinzukamen, der Raum unseres Dampfers ziemlich überfüllt worden. Desto länger blieb man auf dem Deck und genoß den reizenden Anblick der dunkeln, rings um ihren Fuß von den Gaslaternen und Lichtern der Stadt wie von tausend Sternen umsäumten Klippe. Und desto früher, in der ersten Dämmerung, war man schon wieder oben, um die nahen Küsten Afrikas zu begrüßen. Von der ihnen nachgesagten Oede und Sterilität war nichts zu entdecken; überall zeigten sie sanfte, grünbedeckte

Hügel hart am Meere und waldige höhere Berge dahinter. Noch etwa eine Meile entfernt von uns steigt eine weiße Stadt vom Strande zum Hügelrücken hinauf, von einigen durchaus nicht schlanken, sondern thurmartigen vierseitigen Minarets so- wie von Mauern mit Zinnen überragt und durch ein bereits einmal gesprengtes, halb in Trümmern dicht am Strande lie- gendes Fort (sicher sehr unwirksam) vertheidigt. Ueber den grünen Bergen, der weißen Stadt und dem grauen wenig be- wegten Ocean, dessen Ruhe doch eine starke schaumspritzende Brandung an den dunkeln Steinblöcken der aufgegebenen ver- fallenen Mole nicht hindert, wölbt sich ein regenschwerer blei- grauer Himmel, und bald löst sich seine Wolkendecke in einen dichten allgemeinen Landregen auf. Wenig gleicht das alles jenem östlichen „Orient", den ich kenne! Keine Flotte von mit Packträgern gefüllten Booten, wie im Hafen von Alexandrien oder Konstantinopel, stürmt zu unserer Eroberung aus der Hafenbucht heraus, in deren seichten Gewässern nur wenige kleine Küstenfahrzeuge liegen. Drei bis vier Boote kommen zu uns herangerudert. Im Hinterende des einen sehe ich die trotz der vieljährigen Trennung mir noch wohlbekannte Gestalt meines ältesten Jugend- und Hausgenossen, (allerdings war er Primaner, als ich noch die Bänke der Quinta drückte) in der fernen preußischen Heimatstadt, Hrn. Dr. Weber, den deutschen Ministerresidenten, sitzen. Begleitet von seinem Neffen, Hrn. Schumann, und von einem muntern braunen weißbärtigen Orien- talen mit großen klugen lachenden schwarzen Augen, den Kopf mit weißem Turban umwunden, die Gestalt in den graugestreif- ten wollenen Djellab gehüllt, Namens Abderrahman, steigt er zu uns an Bord, um Kapitän Zembsch und die Landsleute zu begrüßen und zu empfangen. Der Dampfer hat Anker geworfen. In dicht strömendem Regen steht man auf Deck, um das Heraufbefördern der Kisten und Koffer aus dem Raume zu controliren und ihre Identität festzustellen. Endlich sind alle — ein Gebirge von theilweise wahren Häusern an Umfang — in den Booten untergebracht, und dann in zwei andern auch ihre Besitzer.

Das Wasser ist selbst in der Flutzeit zu flach, als daß die Boote bis unmittelbar an die Holztreppe des Landungsstegs heranfahren könnten. Halb gehoben und getragen, halb springend und kletternd erreichen wir sie vom Bootrande aus, und dann auf glatten vom Regen überschwemmten Bretern den dicht am Strande gelegenen pfützenreichen Platz vor der schmuzigen, ehemals weiß gewesenen Bogenhalle der Douane. Ein Heer von braunen Arabern und schwarzen Negern besorgt das Abladen, Aufthürmen und Sondern der Effecten unter zeterndem Geschrei mit einer Verschwendung von Rachenlauten und leidenschaftlichen Bewegungen, während die in unserm Fall außer Thätigkeit gesetzten Herren Zollbeamten, in ihre braunen und weißen Djellabs und Haiks gehüllt, mit gekreuzten Beinen auf Ballen und Kisten sitzend, dem Tumult gleichmüthig würdevoll zusehen. Unsere Bagage hat das Vorrecht, uneröffnet und unrevidirt zu bleiben. Endlich hat Jeder das Seine gefunden, und alle Koffer sind auf den Rücken starker Träger placirt.

Auf ziemlich steil ansteigenden Gäßchen mit unmöglichem Pflaster, tiefen Löchern und Schmuzbächen klimmen wir aufwärts und weiter durch ein Labyrinth von ähnlichen engen Kothwegen, zwischen niedern, weißgetünchten, flachgedeckten Häuschen und kleinen Butiken. Alle Gassen sind erfüllt von still am Boden hockenden und wieder von eilfertig sich drängenden braunen Männergestalten in weiten weißen, braunen, blauen und rothen Gewändern, von ganz in Weiß bis zu den Augen verhüllten Weibern, von Eseltreibern und Eselreitern; meist ohne besondere Neugierde werden wir von ihnen angesehen. Endlich aus einem obern Thor der Stadtmauer getreten, führt Weber den Kapitän und mich (die andern Herren sind im Hotel einquartiert) durch die Gitterthür einer langen Mauer in einen weiten parkähnlichen Garten von wahrhaft phantastischer Schönheit und Ueppigkeit südlicher Vegetation, die in überschwenglicher Blütenfülle prangt. Es ist der bei einer glücklichen Gelegenheit erworbene Besitz des Deutschen Reichs. Er umschließt das vom Ministerresidenten bewohnte, neu errichtete Haus, das mit einer außerordentlich geschmackvollen Anbequemung des arabischen Stils an europäische Anforderungen und Bedürfnisse entworfen und

durchgeführt ist. Liebe befreundete Gestalten, deren Personen und Namen untrennbar mit den theuersten Erinnerungen der fernen Knaben und Jünglingsjahre, mit den Vorstellungen des holden heimatlichen Kindheitsparadieses im traulichen ostpreußischen Landpfarrhause, in Gärten, Dorf, Wald und Wiesen verknüpft sind, heißen mich als Gast des Hauses willkommen. Ein nie geträumtes Wiedersehen nach dreiunddreißig Jahren in Afrika und doch auf deutschem Grund und Boden!

IV.

Straßen- und Menschenbilder aus Tanger.

Das nördliche Eingangsthor des Kaiserreichs. — Gassen, Plätze und Bevölkerung. — Heilige und weltliche Gewalthaber.

Tanger, 15. April 1877.

Heute ist der Tag, an welchem die Gesandtschaftsreise nach Fez angetreten werden sollte; aber ein unerwartetes Hinderniß nöthigt dazu, sie noch um einen oder zwei Tage hinauszuschieben: die vom Sultan zu sendenden Pferde und Kamele sind nämlich noch nicht in Tanger eingetroffen. Die Regengüsse der letzten Wochen, durch welche die Wege in dem fetten Boden grundlos, die Flüsse unpassirbar geworden sein müssen, mögen den Marsch dieser uns unentbehrlichen Transportthiere aufgehalten haben. Deshalb vermuthlich sind auch die Mitte März von hier abgegangenen Gesandtschaften, die französische und die spanische, noch nicht von Fez zurückgekehrt. Von der Art und Besonderheit der Geschenke, welche diese dorthin gebracht, ist hier wenig bekannt geworden; nur daß sich bei denen der französischen einige Mitrailleusen befanden, wissen wir.

Mir persönlich ist diese uns aufgenöthigte Verzögerung der Abreise sehr willkommen; ist sie doch eine Verlängerung des hiesigen Aufenthalts. Und dieses von Schmuz starrende Nest, mit seinen halsbrecherischen Wegen, das sich Tanger nennt, ist trotzdem eine Stadt, welche des Ueberraschendsten und Interessan-

testen eine so unerschöpfliche Fülle bietet, daß jeder Tag länger hier zugebracht mir als ein wahrer Gewinst erscheint.

Was mir den Ort so anziehend macht, ist zunächst die in ihm reichlich gewährte Befriedigung meiner alten künstlerischen Passion durch die malerische und eigenartig charaktervolle Erscheinung der Stadt, wie der Menschen und ihrer Lebensarten. So unverfälscht wie hier im äußersten Occident hat sich mir der mohammedanische Orient nirgends im Osten gezeigt. Alles, was die nordafrikanische Welt an eingeborenen Stämmen und Stammestypen enthält, trifft hier zusammen und hat sich bis diesen Tag, jeden fremden Einfluß herbe abweisend, durch die europäische Berührung noch unabgelenkt von seiner Art und Sitte zu erhalten gewußt. Araber und Berber, Mauren und Neger sind und erscheinen hier heut noch genau so wie vor Jahrhunderten. Die einzige Wandlung, die sich an ihnen vollzog, ist eine gewisse Dämpfung ihres ehemaligen religiösen Fanatismus, an dessen Aeußerungen im alten Stil sie durch die christlichen Mächte verhindert werden.

Die europäischen Elemente verschwinden hier fast in der Masse der echt afrikanischen. Das Personal der Gesandtschaften und Consulate, wenige spanische, englische und französische Handlungshäuser, einige reiche englische und amerikanische Familien und einige Maler, welche das künstlerische Interesse an der herrlichen Lage und Natur des Ortes hier schon seit Jahren festgebannt hält, bilden die kleine internationale Colonie, deren Mitglieder unter sich meist sehr angenehme gesellige Beziehungen unterhalten.

Das vermittelnde Verbindungsglied zwischen Europa und Afrika, zwischen Mohammedanismus und Christenthum in Tanger, bilden die Juden. Ihre Zahl scheint sehr groß zu sein, wol ein Drittel der Gesammtbevölkerung. Ihre Stellung hier wie im ganzen marrokkanischen Reiche wird als eine sehr gedrückte geschildert. Aber sie haben sich so unentbehrlich zu machen und bei aller Bedrückung und aller Aussaugung durch die Regierung ihren Vortheil so klug zu wahren gewußt wie nur irgendwo in einer europäischen Hauptstadt. Sie wohnen meist in elenden Gassen und jämmerlichen Spelunken. Aber

nicht nur haben sie den Haupthandel in ihre Hände gebracht; sie sind hier auch die geschicktesten und fleißigsten Handwerker, die sprachkundigsten Interpreten und liefern sogar die stärksten Lastträger, Hafenarbeiter und Bootsleute aus ihrer Mitte. Während man die Männer, was den Typus der Köpfe anbetrifft, durchweg kaum von den Arabern zu unterscheiden vermag, macht sich in der Tracht der besser situirten doch eine gewisse Verschiedenheit bemerkbar. Sie scheren nicht die Köpfe kahl, tragen lieber das schwarze Mützchen oder den niedern Fez als den Turban, und ziehen den dunkelblauen Tuchmantel oder Kaftan über den weißen Unterkleidern dem Djellab*), und die festen schwarzen Schuhe an den Füßen den lockern gelben Pantoffeln vor. Ihre Frauen und Töchter aber sind die einzigen nichteuropäischen Bewohnerinnen von Tanger, welche uns ihre Gesichter, und zwar meist von lichter Hautfarbe, nur von Stirnbinde und bunten seidenen Kopftüchern umrahmt, und ihre vielfarbige, oft goldgeschmückte Tracht sehen lassen. Und welch herrliche, groß geschnittene, sanfte und doch feurige Augen in diesen Frauen- und Mädchenköpfen, in denen ich häufig die mancher liebenswürdigen weiblichen Gestalten des berliner Orients von der Meisterin Natur freundlichst copirt zu sehen meinte.

Von maurischen Weibern bekommt man natürlich keine andern zu Gesicht als die aus dem Volk der Stadt und der umliegenden Dörfer. Weiße, d. h. schon etwas mehr als nur crêmefarben getönte, wollene oder baumwollene Gewänder, Zeugstücke von enormer Größe, mit eigenthümlichem Geschick drapirt, verhüllen die ganze Gestalt und werden bei jeder Begegnung mit Männern mit der Hand so hoch über das Gesicht, auch das runzlichste und häßlichste, hinaufgezogen, daß meist nicht einmal die Augen unverdeckt bleiben, aus welchen doch die Türkinnen und Aegypterinnen ungehindert auch in die ihrer männlichen Mitmenschen blicken dürfen. Grotesk-komisch wird ihre Erscheinung oft durch die kolossalen spitzköpfigen, breitkrämpigen Strohhüte, welche viele noch über ihre Kopf-

*) Djellab heißt der syrisch-arabische mit den Aermeln aus Einem Stück geschnittene Kapuzenmantel.

hülle tief über die Augen und hinten bis auf die Schultern herabziehen.

Des Lächerlichen, Humoristischen und ebenso des Widrigen, Abstoßenden, Ekelhaften sieht man mehr als genug bei jedem Schritte. Und doch habe ich nie in dem Raum einer andern Stadt so viele wahrhaft stilvolle ernste Gestalten, von so viel natürlicher ungesuchter Hoheit und Würde, so vielem plastischen Aplomb in den Stellungen und Bewegungen, selbst im Wurf und der Drapirung ihrer Gewänder, von solcher Energie, Feinheit, Mannichfaltigkeit und Harmonie der Töne in ihrer Erscheinung beisammen gesehen als in den Gassen dieses Küsten- und Bergnestes. Der Ort selbst gibt durch seine Lage und seine Bauwerke diesen prachtvollen lebendigen Bildern allerdings ein Local und eine Scenerie, wie sie nicht glücklicher erfunden werden könnten. Die engen, meist kurzen, winkligen, launisch von ihrer Richtung immer wieder abspringenden Gassen sind fast ausschließlich von niedern, schmucklosen, flachgedeckten Häusern eingefaßt, die einst einmal einen weißen Kalkanwurf erhalten haben. Auch die Moscheen, sogut wie die Kasbah des Paschas, und die sonstigen geringen öffentlichen Gebäude, die sich von den andern höchstens durch ein paar Hufeisenbogen auf kurzen Säulen als Vorhalle und Eingang unterscheiden, zeigen diesen einfachen, einmal weiß gewesenen oder gelblichen Anstrich, der indeß an den meisten von ihnen einen Reichthum der feinsten, malerisch reizvollsten Alters- und Schmutztöne angenommen hat, welcher den auffassenden Blick und die Kunst eines echten Coloristen zu ihrer treffenden Nachbildung herausfordert. Nur die Thürme (Minarets kann man sie kaum nennen) der Moscheen haben bräunliche oder grünliche Tönung, und die alte Stadtmauer mit ihren verfallenen Bastionen und Zinnen, welche sich auf lange Strecken mit hohem dichtem Gebüsch von Feigencactus umgeben, höchst pittoresk in den Thälern, längs der Küste und aufwärts zu den hohen Hügeln rings um diese ganze mannichfach gruppirte Häusermasse hinzieht, trägt vorwiegend die natürliche Farbe ihres altersbraunen, grauen, verräucherten und mit Gras durchwucherten Gesteins. Wenig unterscheidet sich von ihr die der kleinen schmierigen

Butiken und der niedrigen Zeltdächer, unter denen viele kleine Handwerker: Köche, Schuhmacher, Schmiede, Täschner, Sattler, im Freien hausen und hantieren. Jene weißen äußern Wandflächen der Häuser geben — zumal an einem schönen regenfreien Tage mit reinblauem Himmel und energischem Sonnenlicht, in welchem das Meer unten in der Tiefe bis weit zur jenseitigen spanischen Küste, zur Gibraltar- und Ceutaklippe hin und bis zum fernen westlichen Horizont des Atlantischen Oceans wie zarte türkisblaue moirirte Seide schimmert — einen unschätzbaren Hintergrund für die davor stehenden und hockenden, tief und glühend colorirten Gestalten. Wie oft bleibe ich betroffen und gebannt von dem Anblick dieser, in den Hauptfactoren der Wirkung zwar sehr verwandten, im Detail doch so mannichfach unterschiedenen Bilder stehen und kann mich nicht ersättigen an ihrer Betrachtung!

Eins der prachtvollsten Bilder gewährt immer der hochgelegene Platz vor der Kasbah des Paschas, wo nacktbeinige, bis zu den Knien ganz in sattes Roth gekleidete schwarzbraune Askars (die ausgehobene Infanterie) vor der weißen Mauer schildern, während am Fuß der Treppe zur Säulenhalle andere braune Wächter, in dunkle Djellabs gehüllt, die sechs Fuß langen arabischen Flinten in den Händen, am Boden hocken, und Gruppen jener vornehmern, berittenen Lehnssoldaten, der Maghazenis (die Garde des Paschas), den hohen spitzen rothen Fez auf dem geschorenen Haupte, in weite lange orangefarbige Untergewänder, weiße vielfaltige Oberkleider und dunkelblaue Burnusse gekleidet, hier des Ausgangs ihres Herrn harren. Und kaum weniger fesselnd für ein empfängliches Auge sind die Bilder in all den halbdunkeln und tiefschattigen Winkeln der Gäßchen und im Innern von geöffneten Höfen und Häusern, wo die blendend weißen Turbane, die lichten Djellabs der maurischen Händler, Arbeiter, Kifraucher, Bettler u. s. w., die hellen Gewänder der vermummten Weibergestalten, oder die vielfarbigen Kleider der kleinen und großen hübschen Judentöchter kräftig aus diesen Hintergründen hervorleuchten. Oder ich gehe die einzige gerade Straße Tangers, die ziemlich steil abfallend von unserm Stadtthor am deutschen Ministergarten bis zum Hafenthor und

der Douane führt, zu dieser hinab. Dort herrscht zu jeder Zeit des Tages ein eminent malerisches Treiben, durch das Ankommen und Ausladen der Boote von den draußen ankernden Schiffen und durch das Einladen der abgehenden Waarenballen und Fässer gebildet. Halbnackte, sparsam in vielfarbige Lumpen oder Ueberreste von einstigen braunen Djellabs gekleidete Mauren, Neger und jüdische Lastträger, oft herculische Gestalten mit eisernen strotzenden Muskeln, oder schlanke sehnigte spannkräftige mit feinen Knochengelenken, die vom Seewasser nasse dunkle Haut ihrer Glieder wie die von Bronzestatuen glänzend, heben unter grellstimmigem eifernden Geschrei die Lasten in und vor der Depothalle auf ihre starken Schultern und schleppen sie, das flache Meer durchwatend, zu den sie erwartenden großen Kähnen. Weißbärtige Turbanträger, ganz in die weitfaltigen gelbweißen Djellabs verhüllt, sitzen unbeweglich und stumm auf hohen Wollenballen, aus ihren langen kleinköpfigen Pfeifen rauchend. Jüdische „junge Männer“ und Factore, in langen blauen Tuchkaftans oder halb alla franca gekleidet, beaufsichtigen, ordnen, leiten die Arbeit, befehlen, treiben die Leute an. Dunkelbraune kleine Maurenbuben, am sonst kahl geschorenen Kopf eine vom Messer verschonte zottige Locke oder ein mit buntem Bande durchflochtenes Zöpfchen tragend, tanzen im seichten Wasser umher und wälzen sich im schmuzigen Sande des Ufers. Oben aber auf der breiten steinernen Brüstung der weißen Hafenmauer liegen, vom Geklimper eines braunen Burschen auf der zweisaitigen Guitarre unterhalten, in ihrer weiten Umhüllung formlosen Klumpen ähnlicher als Menschengestalten, stundenlang unbeweglich hingestreckt oder in sich zusammengerollt, zahlreiche Repräsentanten jener im Orient so häufigen Menschengattung, denen das Ausruhen nie zu sauer wird, deren gänzliche philosophische Bedürfnißlosigkeit ihnen jede Art von Erwerbsthätigkeit und somit von Bewegung überflüssig zu machen scheint. Westlich schließen die steile, mit Cactus und Aloë dicht überwucherte Uferklippe und die alte Steinbastion, über welcher sich die Ruine des, einst bei der Aufgabe des Besitzes von Tanger durch die Engländer gesprengten, Forts erhebt, auf der Ostseite

ähnlich bewachsene gelbbraune Sandsteinfelsen und dann eine weite flache Strandebene die Scene ab.

Ein ganz verschiedenes, noch mannichfacher bewegtes Schauspiel bietet, zumal an Sonntagen und Donnerstagen, der weite sanft zur Stadt sich niedersenkende Hügelrücken dar, welcher im Süden außerhalb der dortigen Stadtmauer vor dem Garten des deutschen Ministerresidenten ausgebreitet liegt. Selten wird er ganz leer von braunen Wollen- und jenen niedern engen grauen Leinwandzelten, in welchen von maurischen und jüdischen Handwerkern allerlei kleine Industrien getrieben werden, während eine viel größere Zahl ihrer würdigen Mitbürger sie, bei ihnen sitzend, ohne im mindesten durch ihr Beispiel zur Thätigkeit angespornt zu werden, rauchend, zusehend, plaudernd oder schweigend umgibt. An jenen beiden Tagen aber vorzugsweise wird auf diesem Felde großer Markt abgehalten. Früh morgens kommen lange Züge von Lastkamelen an, auf deren Rücken nun die zur Versendung ins Land hier bereits angehäuften Ballen, Weidenkörbe, Kisten und Fässer aufgepackt werden. Bald füllt eine dichte Menge von Verkäufern, Männer, Weiber und Kinder, vom Lande und aus der Stadt, den ganzen ausgedehnten Platz, theils unter schnell aufgeschlagenen Zelten, theils unbedeckt am Boden hockend, mit ihren Waaren, vorzüglich Garten- und Feldfrüchten, Gemüsen, Käsen, Fleisch, Hühnern und Eiern in weichen Körben. Das heißt sie füllen ihn, soweit er nicht von der noch größern Menge von Pferden, Maulthieren und Packeseln eingenommen ist, die mit zusammengebundenen Vorderfüßen während der Dauer des Marktes dort aufgestellt sind, nachdem sie ihrer Last, eben dieser Marktwaaren, entledigt worden. Mit dem kläglich gellenden Weh- oder Lustgeschrei, das die Mohammedaner wie eine Stimme des Teufels verwünschen, übertönen die Esel fast das laute Stimmenconcert der Ausrufer, die ihre Waaren anbieten, und das der zankenden, keifenden, wüthend aufeinander einkreischenden Händler und Käufer. Aber durch all ihren Lärm hindurch dringt weithin der dumpfe Schall der marokkanischen Pauken und der näselnd gellende Ton der Hoboen, die in unerträglicher Monotonie und Ausdauer uns unausgesetzt immer dieselbe

nervenpeinigende Weise ins Ohr treiben. Es ist ein Zug von Männern in braunen und grauen Djellabs, von welchen diese fürchterliche Musik veranstaltet wird. Einer von ihnen trägt eine hohe weiße oder roth und grüne Fahne den andern voran; so ziehen sie aus der Stadt zum Markt und bahnen sich durch das Gewühl desselben ihren Weg, von Zeit zu Zeit halt machend, um mit lautem Geschrei die Gläubigen zu frommen Gaben für irgendeine Moschee oder heilige Stiftung aufzufordern.

Ein Laut und Element des allgemeinen Lärms aber, den das Straßenleben einer dichtbevölkerten Stadt erzeugt, fehlt in Tanger: das Räderrasseln und Rollen der Wagen. Dieser marokkanische Hafenort hat und kennt keine Art von Gefährt. Jeder Transport von Gegenständen wird nur von Lastträgern oder Lastthieren besorgt; zu jeder Weiterbewegung, die nicht zu Fuß geschieht, bedient man sich hier und überall im Lande der Pferde, Esel, Maulthiere und Kamele. In der Stadt würde sich der Gebrauch der Wagen von selbst verbieten durch die Enge der meisten Gassen und durch die unglaubliche heillose Art von Pflaster, mit welchem sie alle gesegnet sind. Tanger übertrifft in diesem Punkte sogar noch Konstantinopel. Hierher mußten eingefleischte berliner Malcontente geschickt werden, um reumüthig unserer guten Kaiserstadt alle Vorwürfe abzubitten, die sie so oft gegen deren Straßenzustände ausgestoßen haben.

Man sieht, Tanger ward, trotzdem es See- und Hafenstadt ist und Europa so nahe gegenüberliegt, daß man bei gutem Wetter die Häuser drüben in Tarifa an der spanischen Küste erkennen kann, von der europäischen Cultur noch kaum beleckt. Das marokkanische Reich wehrt sich, so gut es vermag, gegen deren Eindringen. Die Regierung will keine Europäer und Christen. Sie verbietet ihnen Landankauf und Ansiedelung im Innern des Landes. Sie weiß sehr wohl, daß für ein mohammedanisches und halb wildes Volk sogut wie für ein ganz wildes kein Halten mehr ist auf dem Wege der Entäußerung seiner Eigenart und selbständigen Macht, wenn es einmal angefangen hat, der europäischen Cultur freien Eingang zu gewähren.

Und doch bildet andererseits gerade Marokko ein so lockendes Object für die angeblich menschenbeglückenden, aber den eigenen Vortheil keineswegs verachtenden Bestrebungen der christlichen Mächte. Es ist ein Land von der Größe ganz Frankreichs mit ausgedehnten buchtenreichen Seeküsten, begünstigt durch seine glückliche Lage an zwei Meeren und in einem warmen, aber durch deren Nähe immer abgekühlten, gesunden Klima, von zahlreichen Flüssen durchzogen, mit freigebigem fruchtbarem Boden, und bewohnt von einer Bevölkerung, die vom willkürlichsten weltlichen Despotismus in barbarischer Weise ausgesogen und in ihrem Gedeihen niedergehalten, und gleichzeitig von der noch schlimmern religiösen Tyrannei der mohammedanischen Orthodoxie, der unbedingten Herrschaft des Koran, wie kaum ein anderes Volk des Orients geistig geknechtet und der Möglichkeit jeder Weiterentwickelung beraubt wird. Ein solches Reich ist eine immerwährende Herausforderung an die klügern und stärkern Nationen, sich mit ihm eingehender zu beschäftigen und die Verbesserung seiner Zustände auf jede Weise zu versuchen.

Es ist ein bei uns noch viel verbreiteter Irrthum, daß Marokko als mohammedanisches Reich auch seinerseits, wenn nicht die weltliche Suzeränetät und Oberhoheit des türkischen Sultans, so doch eine Art von religiöser Autorität desselben als „Khalifen", d. h. Stellvertreter und Nachfolger des Propheten, anerkenne und somit die Heimsuchungen desselben und seines Reichs als der ganzen mohammedanischen Welt widerfahren mitempfinde. Nie hat das seldschuckische Türkenthum bis hierher seinen Einfluß erstreckt. Die von der Lehre des Propheten fanatisirten Araber, welche in ihrem raschen Eroberungsfluge über Nordafrika hin schon bald nach der Hedschra das Volk des alten Mauritanien an dieser Nordwestküste unterwarfen und bekehrten, Spanien mit dem Schwert gewannen und erst nach mehr als siebenhundertjähriger Herrschaft wieder nach Marokko zurückgedrängt wurden, das sie bis diesen Tag beherrschen, dünken sich die echten, directen, legitimen Erben der ersten Bekenner des Propheten zu sein und betrachten den Anspruch der Türken darauf für eine unberechtigte Usurpation. Der Sultan in Fez ist für sie der wirkliche Khalif. Aber mit einer andern Macht

in seinem Reiche selbst muß dennoch auch er die Würde der geistlichen Herrschaft theilen. Der Prophet hatte bekanntlich an Frauen und an Söhnen keinen Mangel, und Marokko hat das Glück, außer dem Khalifen einen ganzen Stamm von leiblichen Nachkommen Mohammed's zu besitzen, welchen durch diese Eigenschaft allein schon, was und wie sie auch im übrigen seien, die unverlierbare Qualität der Heiligkeit beiwohnt. Das sind die Scherifs oder, wie der arabische Plural lautet, die Schürfa. Die höchste geistliche Autorität und Heiligenwürde aber war in der Familie des Groß-Scherif erblich, der in Uesan (von den Engländern Wazan geschrieben) residirte, Sidi- (Herr) Hadj-Abd-es-Salam. Bei ihm fand Gerhard Rohlfs 1861 eine wahrhaft freundschaftliche Aufnahme. Aus der eingehenden Schilderung der Person dieses merkwürdigen Mannes sowie seiner Stellung und Wirksamkeit als einer Art von marokkanischem infallibelm Papst und Oberheiligen, welche Rohlfs in seinem „Aufenthalt in Marokko" gibt, empfängt man fast den Eindruck, als sei das Machtverhältniß des Scherifs von Uesan zum Sultan in Fez dem ehemaligen des Mikado von Japan zum Taikun ähnlich gewesen. Wenn dem 1861 wirklich so war, so ist darin seitdem eine bedeutende Aenderung eingetreten. Sidi-Abd-es-Salam wohnt gegenwärtig hier in Tanger, ein kraftvoll aussehender höchst stattlicher Mann in der zweiten Hälfte der Vierziger, lichtbraun von Haut, von mäßiger Leibesfülle, schwarzbärtig, meist in dunkelblaue, nicht mehr ganz echt maurische Gewänder gekleidet. Er hat vor einigen Jahren einen Schritt gethan, welcher vielleicht den Nimbus unbedingter Heiligkeit und Unfehlbarkeit in den Augen der Frommen einigermaßen zu schwächen geeignet war. C'est l'amour qui a fait cela! Sein dunkles Auge fiel auf eine hübsche, ebenfalls brünette junge Engländerin, welche in einer hiesigen amerikanischen Familie eine Mittelstellung zwischen Gesellschafterin und Bonne einnahm. Nach langem Werben hat sie darein gewilligt, sich dem Scherif, der außer seiner Heiligenwürde auch einen kolossalen Reichthum an Land und Gütern und einige mohammedanische Frauen mit in die Ehe brachte, zu vermählen. Diese christliche Gattin hat bereits einen sehr merkbaren Einfluß auf den Gemahl geübt.

Sie darf ihrem Bekenntniß und ihren Sitten gemäß leben, geht und reitet in eleganter englischer Modetracht, unverhüllten Gesichts, und macht in seiner Begleitung Visiten in europäischen Häusern. (Neulich genossen wir das Glück, das Paar, Seine und Ihre Heiligkeit Groß-Scherif und Scherifin, im Salon des deutschen Ministerresidenten zu begrüßen.) Nur eins hat er sich ausbedungen, und sie hat sich seinem Wunsche gefügt: in ihrem Hause darf sie Herrenbesuch nur in des Gatten Gegenwart empfangen. Die Dame hat bereits zwei neuen jungen Heiligen das Leben gegeben; ist mit ihren etwa 33 Jahren zwar keine zarte und feine Schönheit, aber immerhin eine wohlgefällige Erscheinung von prächtigen Formen. Das Glück des Paares soll vollkommen sein. Aber man will bemerken, daß sich die frommen Moslim nicht mehr so eifrig als sonst auf den Boden werfen, welchen der Groß-Scherif oder seines Pferdes Huf betritt, sich nicht mehr in so glühender Verehrung wie ehemals herandrängen, um ihm ihre Opfergaben zu bringen oder nur sein Gewand zu streifen. Man hat eben, selbst als Oberheiliger, nichts umsonst in diesem Leben!

Die höchste weltliche Autorität in Tanger übt der 90jährige Pascha Djellali-ben-Hammun aus. Die Bevölkerung der Stadt soll gezittert haben in Furcht und Entsetzen, als er hierher gesendet wurde; der begründete Ruf barbarischer Grausamkeit ging ihm voraus. Durch seine hier geübte Wirksamkeit aber hat er denselben nicht bestätigt. Auch er, dem unsere ganze Gesandtschaftsgesellschaft am ersten Tage der Anwesenheit in Tanger ihren Besuch in seiner Kasbah gemacht hatte, erwiderte an diesem Sonnabend denselben beim deutschen Minister. Auf einem wunderschönen braunen Maulthier mit rothem Polstersattel und Zaumzeug, gefolgt von seinem „Khalifen", einem beturbanten, in den weißen Djellab gekleideten Araber mit ziemlich gemeinem orientalischen Gesicht, von dem Dragoman, und von vier Maghazenis — der eine ein schlanker, dunkelbrauner junger Maure von mädchenhafter, edelster Schönheit — kam er in den Garten geritten und hielt vor dem Hause. In dem großen weißen Salon, einer dreischiffigen Halle mit maurisch gemalter Decke und entsprechenden Thüren — die Seitengänge vom Mittelraum durch Rundbogen

tragende Säulen getrennt, deren Sockel wie die der Wände, die Schwellen und ein Theil des sonst marmorgepflasterten, mit herrlichen persischen Teppichen bedeckten Fußbodens mit der zierlichsten Mosaik von farbigen Mojolikaplättchen ausgelegt sind — schien es dem alten Herrn außerordentlich zu behagen. Er ließ sich auf einem der purpurnen seidendamastenen Divans nieder und blieb in ziemlich lebhafter, meist durch den Dragoman geführter Unterhaltung wol eine Stunde lang, währenddem er die Perlen des Rosenkranzes beständig durch die Finger laufen ließ. Ein seltsamer Anblick, diese mit gekreuzten Beinen zurückgelehnt dasitzende, einem sehr dicken alten Weibe nicht unähnliche, schwammige Gestalt mit dem olivenbraunen, weißbärtigen, glotzäugigen Greisengesicht, das Haupt vom weißen Turban bedeckt, in blaß und matt grünlichem Burnus, welcher, vorn auseinandergeschlagen, die weiten rothen und weißen Untergewänder sehen ließ. Hr. Remelé, unser Photograph, war frappirt von der Erscheinung und ließ, ob auch kaum auf Gewährung hoffend, den Antrag an die gestrenge Excellenz richten, ihm eine Minute behufs Aufnahme ihres Bildnisses sitzen zu wollen. So weit ist aber bereits der verderbliche Einfluß christlicher Cultur auf den Pascha wirksam gewesen, daß er nicht Nein dazu sagte, trotzdem es sich doch darum handelte, einem directen Verbote des Propheten zuwiderzuhandeln. Er watschelte lächelnd zu der Gartenthür hinaus, nahm auf dem hingestellten Sessel Platz und blickte mit blöd erstauntem Ausdruck in den vor ihn hingepflanzten photographischen Apparat. Einige Secunden hielt er ruhig aus, dann aber wandte er sein braunes Haupt und begann zu sprechen. Wir fürchteten schon, alles sei verdorben. Aber die Störung war spät genug eingetreten, um nicht mehr schädlich zu wirken; nach kurzer Zeit konnte Remelé ein wohlgelungenes, auf der Negativplatte scharf herausgebrachtes Bildniß dem erstaunten Pascha vorlegen. In seiner Freude bestellte derselbe gleich — zwei Exemplare davon und veranlaßte auch seinen Khalifen-Adjutanten, zu sitzen, wie er es gethan.

Der zweite weltliche hohe Würdenträger des Kaisers zu Tanger ist der sogenannte Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Sidi-Mohammed-Bargasch. Sein Amt legt ihm ähn-

liche Pflichten auf, wie dem Baron von Röder am berliner Hofe das seine: er ist der Einführer der fremden Gesandten. Ein ehemals von ihm in Gibraltar betriebener Handel mit Butter und Eiern hat ihn mit dem Auslande, scheint es, genügend vertraut gemacht, um als der geeignetste Mann für die Verhandlungen mit den Vertretern der fremden Mächte befunden und zu jener Würde erhoben zu werden!

Am Freitag Abend, nach einem größern officiellen Diner bei unserm Minister, welches an dessen Tafel sämmtliche Mitglieder der bevorstehenden deutschen Gesandtschaft und den berühmten bevollmächtigten Botschafter und Minister Großbritanniens in Marokko, Sir Drummond Hay, mit Gemahlin, Töchtern und Schwiegersohn versammelt hatte, erschien auch jener hohe Herr im Salon: ein groß und stark gewachsener alter Mann mit einem nichts weniger als orientalisch geschnittenen, aber matt chokoladenfarbenen Gesicht von auffallender Aehnlichkeit in den Formen mit dem Fritz Reuter's, mit starkem und spitzem weißen Kinnbart, eine große Brille auf der imposanten kolbenförmigen Nase. Er trug die Kapuze seines feinen weißen Burnus über den riesigen Turban gezogen, unter jenem wieder andere weiße und rothe Gewänder, und über demselben noch einen dunkelblauen Tuchburnus, der nur vom Halse bis zur Brustmitte geschlossen war. Mit unbefangener Munterkeit und sogar einem Anfluge von Galanterie sprach er zu den Damen der Gesellschaft, ehe er sich auf dem Divan neben Sir Drummond niederließ, wo denn bald auch die gelben Pantoffeln von den ausnahmsweise bestrumpften Füßen glitten und diese sich nach und nach in liebgewohnter Weise unter den Sitz ihres Herrn hinaufzogen. Erst so fühlte er sich ganz à son aise. Die beiden vielleicht mächtigsten und wichtigsten Männer Marokkos saßen so Seite an Seite, bald im eifrigen Gespräch einander zugekehrt, auf dem kleinen Divan, eine außerordentlich interessante Gruppe, des Fixirtwerdens in hohem Grade werth. Sir Drummond, eine Gestalt von Mittelgröße, in schwarzer Gesellschaftstoilette, den großen Stern des Bathordens auf der linken Brust; ein Kopf von prononcirtem Gepräge, den man nie wieder vergißt; Scheitel und Vorderhaupt kahl, das noch übrige dunkle glatte Haar

sorglich in einzelnen Streifen über das letztere hinübergezogen und an den Schläfen als feste Spitzen vorgestrichen; starke buschige dunkle Brauen, welche die klugen blitzenden Augen immer in tiefem Schatten halten; eine etwas unentschieden geformte Nase, darunter starker weißer Schnurrbart; Vollbart um Kinn und Wangen; das ganze Gesicht von lebhaftem, munterm Ausdruck, der ganz auf einen herzigen, schlichten, heitern Biedermann deuten würde, wenn er den einer vollendeten überlegenen Schlauheit ganz zu decken vermöchte.

Ueberall hört man Sir Drummond als den eigentlichen Lenker Marokkos bezeichnen. Im Lande geboren und von Kindheit auf ansässig, kennt er dasselbe, dessen Volk, Regierung, Personen, Zustände, Sprache, wie kein zweiter. Seine glänzend dotirte Stellung hilft ihm noch außer diesen persönlichen Vorzügen, sein volles Prestige bei den Mauren dauernd zu erhalten. Was er will, so heißt es, geschieht sicher. Und mehr als eine fremde Macht soll schon die Erfahrung gemacht haben, daß er selten gerade das will, was *sie* eben am liebsten wünschte. Deutschland wird schwerlich in den Fall kommen, ein Gleiches zu erfahren. Die Meinung mancher Franzosen, daß es die Absicht habe — Marokko zu annectiren und durch diese bevorstehende Gesandtschaft deren Ausführung einzuleiten gedenke, ist ein kühner poetischer Traum, der kaum jemals Sir Drummond's Schlummer stören oder einen Schatten über sein munter belebtes Antlitz breiten dürfte!

V.

Deutsch-afrikanische Charakterstudien.

Erwarten und Vorbereiten. — Ein Spazierritt zur Westspitze der nordafrikanischen Küste. — Der deutsche Wächter des internationalen Leuchtfeuers. — Heiliger Wahnsinn.

Tanger, 18. April 1877.

Der Sultan schickt die Pferde nicht, und wir sind noch immer in Tanger; oder er hat sie geschickt, aber sie sind noch nicht angelangt. Der italienischen Gesandtschaft soll es ihrerzeit ähnlich ergangen sein: fast einen Monat über den festgesetzten Termin hinaus hat sie auf die Ankunft der Thiere warten müssen. Nichts hilft die Ungeduld — haben wir uns auch in diesem Falle zu sagen, uns in Allahs Willen zu ergeben und die so wider Erwarten uns in Tanger vergönnte Zeit, so gut es sich thun läßt, jeder nach seiner Art auszunutzen.

Diese Arten sind natürlich je nach Lebensgewohnheiten und Neigungen sehr verschieden. Die Ausflüge zu Pferde und die Jagd in der nähern und fernern Umgegend sind die am meisten beliebten Mittel, die Tage zu verkürzen. Während der Abende und der ersten Nachthälften sorgt dafür eine sehr anregende heitere Geselligkeit, welche das deutsche Haus und noch einige andere Häuser der internationalen Colonie Tangers den deutschen Gästen bieten.

Die hochgespannten Hoffnungen der zur Gesandtschaft commandirten Herren Offiziere, passionirter Jäger von Haus aus,

auf afrikanischem Boden sofort Gelegenheit zu kühnen Löwen-, Panther- und Hyänenjagden zu finden, und Heerden von Antilopen und Gazellen das Leben zu kürzen, hat wenigstens in Tangers Umgebung keine Aussicht auf Erfüllung. Die Wildschweinshetzen, wobei die aufgejagte Beute schließlich vom Pferde herab mit der Lanze erlegt werden muß, ein hier sehr beliebter Sport der Engländer, haben bisher, ich weiß nicht wodurch verhindert, noch nicht in Scene gesetzt werden können; was um so empfindlicher ist, als Sir John Hay's Schilderung derselben die Begierde unserer Herren danach lebhaft angeregt hatte. So muß sich ihre Kugel und ihr Schrot mit dem Kleinwild, was hier im Felde kreucht und fleucht, mit Wachteln und Kaninchen begnügen. Unter den erstern zumal ist es ihnen denn auch gelungen, nicht unbedeutende Verheerungen anzurichten. Auch die beabsichtigten großen Fischfangpartien in die See hinaus verbietet das von dem scharfen Westwinde täglich gleich aufgeregte tosende Meer sowie der bis gestern Abend, mit Ausnahme des einen vorigen Sonntag (den 15.), immer nur auf halbe Stunden unterbrochen gewesene Regen.

Die Vorbereitungen für die Karavanenreise, die immer wieder neu ersonnenen und ausgeführten Bereicherungen der Adjustirung, Ankauf, Bestellung, Probung von möglichst landesangemessenen zweckentsprechenden Trachtstücken geben für manche Mitglieder der Ambassade einen andern nicht uninteressanten Gegenstand der Beschäftigung. Wenn alle die Sonnenhüte, weißen Djellabs und Burnus, Reithosen und weichen hohen weißen Lederstiefel, die hier für die deutschen Herren während dieser Woche von den spanischen und arabischen Meistern Tangers angefertigt worden sind, erst die Besteller schmücken werden, so wird schon allein durch die so Ausgestatteten, auch abgesehen von der wol funfzig Personen zählenden maurischen Begleitungsmannschaft, der Anblick unseres Geschwaders beim Abreisen von außerordentlich malerischem Effect sein. Vielleicht wäre dieser schöne Eifer, dem Kleingewerbe und der Industrie Tangers Beschäftigung und reichen Verdienst zu geben, weniger lebhaft entfacht, wenn sich deren erste Leistungen nicht so überraschend preiswürdig und vortrefflich erwiesen hätten, wie es

in der That geschehen ist. Schuhwerk jeder Gattung zumal wird nicht leicht anderswo in solcher Güte, Schnelligkeit und Wohlfeilheit angefertigt wie hier.

Unter den Ausflügen in die Umgebung ist mir besonders einer eine liebe unvergeßliche Erinnerung. Der freundliche, kundige, immer mit Rath und That dienstbereite Kanzler des deutschen Ministerresidenten, der früher in Venezuela angestellt gewesene, mit Dr. Weber's einzigem Vorgänger, Herrn v. Jülich, nach Tanger gekommene Herr Tietgen aus Bremen, in allen Sätteln so tüchtig, fest und gerecht wie in dem seines Pferdes, machte dabei den Führer. Wir waren vier Männer aus der gemeinsam von Gibraltar herübergekommenen Gesellschaft. Gerade an diesem Sonntag, für welchen die Partie verabredet war, hatte zum ersten mal der Regen ausgesetzt. Heller heißer Sonnenschein lag auf Land und Meer, während ein bis ins Mark erfrischender Wind, vom Norden her wehend, selbst die Glut des Mittags mäßigte. Das Ziel unsers Rittes war Cap Spartel, im Westen von Tanger, zu Pferde in zwei Stunden von hier zu erreichen. Für Deutsche hat der Besuch dieses Caps und seines für die Schifffahrt in diesen Gegenden außerordentlich wichtigen Leuchtthurms noch ein besonderes Interesse. Ein Landsmann haust dort auf der einsamen schroffen Klippe über dem Atlantischen Ocean als Leuchthaus-Director; „Sidi-Binzel" nennen ihn die Mauren, d. h. verdolmetscht: Herr Wenzel. Ein geborner Dresdener, 1849 und 50 Freiwilliger in der schleswig-holsteinischen Armee, Kämpfer von Idstedt und Fridericia, ist er im Verlauf des abenteuerreichsten Lebens, dessen Geschichte wie ein Roman oder Heldengedicht von kühnster Erfindung klingt, vor neun Jahren endlich an diesen afrikanischen Felsenstrand geworfen worden, wo er von den wunderlichen Stürmen seines frühern Daseins in pflichtgetreuester ruheloser Amtsthätigkeit als Hüter jenes Leuchtfeuers und Verwalter des damit verbundenen Beobachtungspostens „ausruht".

Der Weg führt eine Strecke lang vom deutschen Ministerhause zwischen Cactus-, Aloë- und hohen Schilfrohrhecken hin, womit die zahlreichen Gärten im Südwesten der Stadt, reizende, baum- und blumenreiche Besitzungen maurischer und euro-

päischer Größen Tangers, eingefaßt sind. Man blickt da vom Sattel herab in manche anmuthige lauschige grüne Verborgenheit hinein — aber doch in keine, die sich mit dem in seiner leichten Verwilderung doppelt poetischen und prachtvollen Dickicht des deutschen Reichsgartens messen könnte, von welchem unser Ministerhotel umgeben ist. Dann geht es eine Viertelstunde lang Hügel auf und ab, deren Abhänge noch überall mit frischem saftigen Grase bewachsen sind. Das Meer bleibt dem Auge hier noch verborgen; weithin aber dehnt sich vor uns das Hügelland, meist bis zur Höhe hinauf angebaut und nach der Ferne hin zu immer höhern Bergzügen ansteigend. Ein kleiner Fluß, der Judenfluß genannt, wird auf steinerner Brücke überschritten. Dann steigt neben der Ruine einer portugiesischen Mauer der steinigte Weg schroffer als bisher aufwärts, zu Bergkuppen, welche ganz mit Gärten bedeckt sind, aus deren dunkelm Laube und blütenbedeckten Kronen weiße Villen, manche darunter mit gewölbten rothen Dächern, hervorleuchten. In der Tiefe zur Rechten aber wie über die niedrigern mehr und mehr zurücksinkenden Hügel hinweg sieht man das blaue Meer, und an den Uferhöhen fern hinter uns die weißen Häuser von Tanger. Klar und wolkenfrei traten im Sonnenlicht das Cap von Gibraltar und diesseit der Enge das doppelt so hohe Gebel Musa, der afrikanische Affenberg, der bisher noch immer seine regendrohende Nebelhaube getragen hatte, aus dem zarten Duft der östlichen Ferne hervor; licht und scharf in allem Detail drüben die bergige Südwestküste Spaniens, deren Linie sich hier in rascher Biegung nach Nordwesten wendet, wo sich nahe dem Horizont noch Cap Trafalgar erkennbar aus der leisen Nebelschicht über dem Ocean abhebt. Dieser Blick über die Meere und Küsten hin schien mir den Vergleich wohl auszuhalten mit vielem des Herrlichen, was mir — natürlich abgesehen von Taormina, Bassai-Phigalia und Athen — Italien und Griechenland in dieser Art je gezeigt haben. Die Weite und Großartigkeit des Bildes wächst mit jedem höhern Gipfel, jedem Hochplateau, das unsere Pferde erklettern. Längere Zeit wieder entziehen uns die Gärten seinen Anblick. Die lebendigen hohen Hecken von wildem Oelbaum, Buchsbaum, Weiß-

dorn, Caprifolium, Lorber, Aloë, Feigencactus, Brombeeren, Schilfrohr und Schlinggewächsen von allerlei Art bilden mit den Laubkronen der nächsten Feigen-, Eucalyptus-, Magnolien-, Granaten- und Orangenbäume jener Gärten, zwischen denen die enge steinigte Straße ansteigt, oft dichte lustige Schattendächer über derselben, welche nur vereinzelte Sonnenblicke durchdringen. Frische Quellen entspringen murmelnd dem felsigen Boden zur Seite, dicht umwuchert von großblumiger Brunnenkresse. In diesen reizenden Laubgängen bergan kletternd, gelangt man endlich nach einstündigem Ritt von Tanger auf die freie Hochebene. Da liegt wieder das Meer und die spanische Küste zur Rechten in der Tiefe. Aber auch zur Linken im Südwesten sieht man nun da, wo die niedrigern Berge zurückweichen, den Ocean bis zum Horizont hin blauen, und meilenweit nach Süden hin jene den Schiffern so furchtbare Strecke flachen sandigen Strandes an der Westküste, von der weißen Linie des Wogenschaums der Brandung gesäumt.

Ueber das mit Terebinthengebüschen, niederm Palmetten- und jungem Cypressenwuchs bestandene, von wilden Rosen ähnlichen, großen, weißen Blüten übersäte Plateau, auf welchem zahlreiche Rinder- und Ziegenheerden weiden, jagen die Pferde in gestrecktem Galop dahin. Noch einmal aber steigt der Weg bis zur letzten Paßhöhe, welche eine, einem Cyklopengemäuer nicht unähnliche Gruppe von aufeinandergethürmten kolossalen Sandsteinblöcken krönt, etwa 500 Fuß über dem unten gegen die Klippen schäumenden Meere. Dann senkt er sich steil abwärts, zwischen hohem dichten Gebüsch sich windend, bis zur halben Höhe der Wand. Dort trifft man mit einigem Erstaunen auf einen, dem Gestein mühsam abgerungenen, aber vortrefflich angelegten, wohlgeebneten und gut gehaltenen Weg, dessengleichen ich in und um Tanger noch nicht gesehen hatte. Seine Herstellung soll zum Theil das Verdienst eben jenes Landsmanns sein, dem unser Besuch gilt, „Sidi-Binzel's". Unten zur Rechten die lichtblaue weißbrandende See bis zum hohen Horizont hin; zur Linken die steile, bebuschte obere Felsenwand, an der sich der Weg, ihren Vorsprüngen und Einbuchtungen folgend, hinzieht. Auf diesem reiten wir weiter. Plötzlich bei einer neuen

Wendung desselben steht nahe schon unser Ziel vor uns: auf schroff aus der Brandung aufsteigender nackter Klippe ragt der Leuchtthurm von Cap Spartel mit dem flachgedeckten niedern Verwaltungshause vor dem im Mittagssonnenglanz silbern schimmernden Hintergrunde, welchen die ungeheure gekräuselte Fläche des wie eine Wand zum Horizont ansteigenden Atlantischen Oceans für unsern Standpunkt bildet.

Die auf der Bank vor dem Gebäude sitzenden maurischen Diener standen auf und nahmen uns die Pferde ab. Mit herzlicher Begrüßung trat unser Landsmann uns entgegen: eine mittelgroße Gestalt in schwarzer Lederjoppe, mit braunem, blondbärtigem, von allen Wettern des Lebens durchfurchten, knochigen Gesicht, unter dessen buschigen Brauen ein Paar blaue klare Augen so offen, gut, brav und ehrlich in die unsern sahen, wie sie je aus eines tüchtigen deutschen Mannes Antlitz geleuchtet haben. Und wunderlich! unter so vielen Völkern herumgeschleudert seit 28 Jahren, in ihrer aller Zungen redend, sodaß er manches deutsche Wort, manche deutsche Satzbildung nicht mehr zu finden weiß und ihr eine französische oder englische supponirt, bewahrte Herr Wenzel wie ein unverlierbares, angestammtes, wohlgehütetes Gut den reinen Sprachklang seiner meißnisch-dresdener Heimat, den er selbst in jenen fremden Zungen nicht aufgibt. Wie freundlich und heiter vertraut tönen diese Laute von der Elbe hier zum Brausen des Atlantischen Oceans auf der afrikanischen Uferklippe!

Das Gebäude, in welchem alles die peinlichste Sauberkeit, Ordnung und Nettigkeit athmet, schließt einen offenen gepflasterten Hof in seiner Mitte ein.

Aus einem Felsen in demselben fließt ein lebendiger klarer Brunnen in das Becken davor, ein besonders köstliches Gut dieses Caps. An der Nordseite des Hofes ist der Eingang zu dem Leuchtthurm. An den andern Seiten öffnen sich die Wohnungs- und die Vorrathsräume auf die den Hof umgebende Halle. Ein Gemüsegarten ist dem westlichen Abhange der Höhe abgewonnen. Ein paar Häuschen an der rückseitigen Berglehne beherbergen die dem Chef für den Dienst beim Leuchtfeuer beigegebenen maurischen Leute.

In dem kühlen, gewölbten starkwandigen Wohn- und Arbeitsgemach unsers Gastfreundes stand bald das reichliche Frühstück bereit. Beim Malaga und Bordeaux gelang es uns, ihm allmählich die Geschichte seines Lebens wenigstens in ihren Hauptzügen abzufragen. Wenn jemand das Recht und die Pflicht hat, seine Memoiren zu schreiben und zu veröffentlichen, so ist es Sidi-Binzel. Von Schleswig-Holstein kam er zur französischen Fremdenlegion in Algier, von dem kleinen Kriege gegen die Beduinen zum großen Kriege gegen die Russen, zu den Schlachten an der Alma und bei Inkjerman, zum Sturm auf Sebastopol. Und wieder arbeitete er als Ingenieur in England, wurde dann in gleicher Eigenschaft in Algier beim Bureau arabe angestellt und dort auf einer Expedition ins Innere von dem gefürchteten Räuberstamm der Beni Shnassen gefangen. Nach längerer Zeit entrann er glücklich, trotz der mehrtägigen Verfolgung, durch einen verzweifelten „Todesritt".

Er gelangte nach Marokko. In Tanger lebend, hatte er den Kampf ums Dasein noch einmal in seiner ganzen Schwere aufzunehmen, bis ihm der freilich sehr mäßig dotirte Posten als Chef des internationalen Leuchthauses auf Cap Spartel zutheil wurde, welchen er seitdem in so anerkannt musterhafter Weise verwaltet. Ein sonderbarer Ruhehafen, den sich der Mann hier eröffnet hat! Denn sein Amt stellt unausgesetzt die volle Spannkraft und Ausdauer des Geistes und Körpers auf die schärfste Probe. Von den maurischen und spanischen Untergebenen, mit denen er auf seiner einsamen Klippe haust, hat er jedenfalls viel weniger Hülfe im Dienst als Plage und Noth, um sie in Botmäßigkeit zu erhalten und sie zu jener Pünktlichkeit, unbedingten Gewissenhaftigkeit, Strenge und Ordnung in der Pflichterfüllung zu erziehen, welche gerade diesen beiden Stämmen die unbekanntesten Eigenschaften sind und als die überflüssigsten erscheinen. Nur sich selbst kann er vertrauen. Und so lebt er hier nur der Befriedigung des schönen Ehrgeizes, an der ihm anvertrauten Stelle das schlechthin Untadelige zu leisten und zu schaffen. Daß ihm dieselbe in vollem Maße geworden, erkennt auch wol der Laie in diesen Dingen, ohne das Zeugniß der controlirenden Oberbehörde, bei der Durchsicht

der Beobachtungsjournale und der Durchwanderung aller Räume des Leuchthauses und Thurmes, an dessen Laterne (einem festen Leuchtfeuer, durch eine kolossale Oellampe mit entsprechendem Refractor aus dicken gehämmerten Gläsern erzeugt) Sidi-Binzel mindestens ein Drittel jeder Nacht persönlich seinen Dienst thut; und nicht am wenigsten auch aus dem Zustande des Weges an der Bergwand, dessen Ausbesserung und Instandhaltung zu seinen Amtspflichten gehört.

Dieses Amt hat die, unter allen Aemtern, von denen ich je gehört habe, gewiß sehr seltene, Eigenthümlichkeit, daß sein Verwalter der Angestellte von zehn Staaten zugleich und ihnen allen verantwortlich ist. Das Leuchthaus gehört zwar Marokko, aber zehn Staaten bringen die erforderlichen Kosten desselben, 150,000 Frs. jährlich, durch „Matricularbeiträge" auf, und die Oberbehörde ist eine aus den fremden Vertretern zu Tanger gebildete internationale gemischte Commission.

Die berühmte Höhle in den Sandsteinklippen dieses Ufers, welche man durch einen Ritt von dreiviertel Stunden von Cap Spartel aus erreicht, zu besuchen, mußten wir für diesmal aufgeben. Wir hatten uns zu fest verplaudert mit dem merkwürdigen Manne, und der Aufenthalt auf dieser Klippe mit dem grandiosen Ueberblick über Meere und Küsten, den man von hier genießt, war zu fesselnd, als daß wir uns davon schnell genug hätten losreißen können, um noch jene weitere Partie an diesem Tage auszuführen.

19. April.

Ein ganz eigenthümlicher arabisch-musikalischer Lärm, den ich schon seit einer halben Stunde, mehr und mehr anwachsend, von der Landstraße vor unserer Gartenmauer her tönen gehört hatte, rief mich gestern Nachmittags vom Schreiben ab. Es war nicht jener Trommel- und Trompetenklang der Signale und Marschweisen, welcher die, gegenwärtig unter Leitung eines englischen Offiziers besonders stark betriebenen, Exercitien der 50 Infanteristen Tangers täglich von der ersten Frühe bis zum Abenddunkel begleitet. Auch nicht jenes Tarabuka- und Oboenconcert der früher von mir geschilderten Einsammler frommer Gaben, noch das des Gauklers und Märchenerzählers und

seines Orchesters auf dem „Ssucco“, dem Markt vor unserer Gartenthür. Auch nicht der eintönige Gesang des „Lah il allah Mohammed rassul il Lah“ der Begräbnißprocessionen. Es schallte viel wilder und vollstimmiger zugleich. Vom flachen Dach des Hauses sah ich nun eine ungewöhnlich starke Ansammlung von Menschen, darunter besonders zahlreich die vermummten maurischen Weiber, auf der ganzen Höhe jenseit der Straße entlang. Ich trat auf letztere hinaus, und da zeigte sich mir die ebenso sehenswerthe als scheußliche Ursache dieser Schaubegierde und jenes Lärms. An dem mit Aloëhecken und Gebüsch bedeckten Hügel herab, den in weiterer Entfernung das weiße Kuppeldach eines Heiligengrabes krönt, bewegte sich unter dem betäubenden Singsang und Tarabukaschlagen eines Dutzends schwarzer und brauner Musikanten zwischen dem dichten Spalier der zu beiden Seiten der Straße gescharten Volksmenge eine Procession von tanzenden und heulenden frommen Sektirern, äußerst langsam in ihrer Richtung vorrückend, dem Stadtthor zu. Es waren nicht jene widrigsten von allen Fanatikern der mohammedanischen Welt, die Jesusbrüder, die Aissauin, welche mit ähnlichen aber noch gräßlichern Tanzprocessionen und Exercitien die Städte des Orients heimsuchen. Diese hier bezeichnete mir einer unserer Soldados oder Maghazenis als die „Handj“. Er gehörte selbst ihrer Sekte an und wäre sicher am liebsten mit in die tanzenden Reihen eingesprungen, statt auf seinem Dienstposten am Gartenthor des Ministers auszuhalten. „Tolles vors Auge gestellt hat ein magisches Recht“ und übt noch immer eine stärkere Macht über die Sinne und Geister der Menschen als das Beste und Vernünftigste.

Und welch gräßliche Tollheit ist der fromme Wahn, der falsche Begriff, der die Leute hier beherrscht! Zwei die ganze Breite der Landstraße einnehmende, durch einen Zwischenraum von ungefähr drei bis vier Meter getrennte Reihen, jede von ungefähr 10—12 Mann, die einer den andern fest unter den Armen gefaßt und sich eng aneinandergedrängt hielten, bewegten sich, im Chor einen dumpfen Taktgesang stöhnend, in einem wahnsinnigen Zappeltanz ums Stadtthor, und zwar so, daß die erste Reihe sich rückwärts auf der Straße fortschob, die

ihr gegenübertanzende vorwärts. Hinter diesen folgte, so viel als möglich in ähnlichen Sprüngen, und mit aller Lungenkraft brüllend, eine Kapelle von Tarabukaschlägern, die mit Fell bespannten langen Thongefäße mit der flachen Hand wüthend bearbeitend und begleitet von ebenso verzweifelt und unausgesetzt blasenden Clarinettisten. Zwei Fahnenträger ließen an hohen Stangen, mit großen messingnen Kugelknöpfen auf der Spitze, ein rothes und ein blaues goldverziertes Banner über dem Zuge wehen. Mitten zwischen den beiden tanzenden Reihen ging, nur in Pausen mithüpfend, ein weißbeturbanter und weißbärtiger Greis von dem edelsten Gesichtsschnitt und gütig lächelndem Ausdruck in den Zügen, wahrscheinlich ein Oberhaupt der Sekte. Zunächst um ihn tanzten zwei Vortänzer, je einer aus den beiden Reihen: der eine ein wilder Maure, fast gänzlich nackt, nur mit schmuzigweißem Baumwollenstoff von den Hüften bis zur Mitte der Schenkel umhüllt, der andere mit nackten Beinen, aber in ein rothes ärmelloses Wamms gekleidet. Sie sind die wüthendsten Tänzer von allen und stacheln durch ihr Beispiel wie durch Zurufe die etwa ermattende Kraft und Lust der Genossen in den beiden Reihen, in die sie von Zeit zu Zeit auch selbst zurückspringen, immer wieder von neuem auf. Der Anblick der Menschen, welche diese Reihen bilden, gehört zum Grausigsten, was ich außer den heulenden Derwischen in Stambul gesehen habe. Man kann den Stempel und den Ausdruck dieser von wildem wollüstigen Wahnsinn verzerrten Neger-, Berber- und Arabergesichter, denen der Schaum vor den Lippen steht, selbst nicht mehr thierisch nennen. Kein Thier ist eines ähnlich scheußlichen Wüthens gegen die eigene Natur fähig, einzig den Menschen treibt religiöse Verrücktheit dazu. Jede der beiden Reihen zeigte alle Varianten der afrikanischen Rassen, vom schwarzen Aethiopier bis zum lichtbraunen Araber, ein wirres Chaos von Trachtstücken und nackten Gliedern, und alle Nuancen jenes Wahnsinnsausdrucks in den Gesichtern der meist bloßen, theils ganz kahl geschornen oder stellenweise von langen schwarzen Haaren umwehten, theils bezopften Köpfe. Einer von diesen schwarzen Heiligen hatte sich, wie es viele im Orient zur größern Ehre Gottes thun, eine breite Wunde von blutigem Eiter quellend,

auf seinem Scheitel beigebracht, die er offen zur Schau trug, während ihm der Geifer und Schaum auf den Wulstlippen des zähnefletschenden brüllenden Maules stand. Die gewöhnliche Bewegung der Tänzer ist ein heftiges In die Höhe-springen, mit vornüber gebeugtem Kopfe. Aber der rechte Heilige weiß damit zugleich noch unglaublich mannichfache Zuckungen und Schlenkerbewegungen der einzelnen Körpertheile, besonders der Beine zu verbinden. Wie menschliche Sehnen, Knochen und Nerven das aushalten können, versteht kein europäischer Mensch. Aber diese Leute scheint die unausgesetzte Uebung solcher Art frommer Gymnastik selbst in drei Stunden — so lange dauerte sie gestern — nicht matt und mürbe zu machen. Wie sehr sie ansteckend wirkt, zeigte sich in jedem Augenblick. Besonders die kleinen und halbwüchsigen Buben unter den Umstehenden und Zudrängenden sah ich von dem Wahnsinn ergriffen: plötzlich stoßen sie einen gellenden Schrei aus, und eine fremde Gewalt scheint sich ihrer Glieder zu bemächtigen und sie hineinzureißen in den Wirbel der andern. Die Tarabukaschläger geberden sich fast noch wahnsinniger als die einzelnen Tänzer, sie scheinen sich am Klange ihrer eigenen Höllenmusik noch mehr als jene zu berauschen.

Von Zuckungen, die seinen ganzen Körper durchschütteln, überwältigt, stürzte einmal der eine Vortänzer auf den Boden. Bald liegt er wie ein Todter im Staub und Gestein quer über der Straße, und gleichgültig tanzen die andern mit voller Wucht auf seinem Rücken, Kopf und Füßen umher. Plötzlich stürzt ein zweiter, der Nackte, mit gräßlichem Röcheln der ganzen Länge nach rückwärts über jenen, den bärtigen schäumenden Kopf nach unten, die mächtige braune Brust und die Glieder von ruckweisen Convulsionen durchzuckt; und auch auf seinem Leibe tanzen die andern weiter. Aber nicht lange, so schnellt er in die Höhe und wirbelt heulend wie mit neugewonnener verdoppelter Kraft wieder in den Reihen mit. Den ersten richtet dann jener gemüthliche Greis, nachdem er ihn noch einmal tüchtig getreten, vom Boden auf; er empfängt dafür einen zärtlichen Kuß von dem wieder zum Bewußtsein Erwachten, der im nächsten Moment, ganz wie vor ihm der Nackte, von seinem

Zappelteufel besessen wieder alle andern frommen Brüder überspringt und überschlenkert.

So in rasender Bewegung auf dem jedesmal innegehabten Fleck, in der ganzen Masse aber sehr langsam vorrückend, zog sich die Springprocession allmählich mehr und mehr von der Anhöhe dem tiefergelegenen Thore der Stadtmauer zu. Um eine Strecke von wenigen hundert Schritt zurückzulegen, brauchte sie zwei Stunden. Als sie dort, gefolgt von der Menge, aus welcher immer lauter gellend der langgezogene fromme Begeisterungsschrei der vermummten maurischen Weiber erscholl, endlich für uns verschwunden waren, glaubten wir annehmen zu können, das heilige Exercitium hätte ein Ende, auch die glühendste religiöse Schwärmerei müßte, insofern sie sich der nackten Füße zu ihrem Ausdruck bedient, von diesem Pflaster völlig abgekühlt und zum Erlöschen gebracht sein. Es erwies sich indeß als Täuschung. Als ich eine halbe Stunde später zur Stadt ging, fand ich innerhalb der Mauer, nicht weit vom Thor entfernt, in der großen Straße inmitten eines kaum zu durchbrechenden Gewühls das Schauspiel immer noch in gleichem Gange. Das Stöhnen und Röcheln der Tänzer war zu einem greulichen hohlen Gebrüll angewachsen, welches dem der Kamele glich. Pferde, Maulthiere, Esel, Packträger, alles war in einen Knäuel zusammengedrängt und diesseits zurückgehalten, da die Reihe der die ganze Breite der Straße sperrenden heiligen Gesellschaft nicht zu durchbrechen war. Plötzlich, von dem Lärm und den Stößen wild geworden, bäumten ein paar Pferde, mit Kopf und Hufen um sich schlagend, hoch auf. Kreischend wich die Menge zurück, und die ganze Heerde von Maulthieren und Pferden stürzte in wilden Sätzen thalabwärts, auf die geschlossenen Reihen der Tänzer und der Tarabukaschläger ein. Es war ein furchtbar prächtiger Anblick: Heilige und Profane, Männer, Weiber und kleine Kinder, in einem Nu niedergerannt, wälzten sich heulend unter den Hufen der rasenden Thiere, die über sie hinweg weiter die Straße entlang stoben. Aber wer von den Heiligen nicht fiel, nicht unmittelbar von dem Anprall getroffen wurde, setzte Tanz und Gebrüll in dem verzweifelten Tumult fort, als ob die Kinder Gottes von alledem gar nicht berührt würden.

Ich hatte genug von dem Anblick der scheußlichen Scene. Manchem der Tänzer wird sie die Gesundheit seiner Glieder gekostet haben. Und wahrscheinlich preist er sich dann noch selig, daß Allah ihn dieser unbeabsichtigten Auszeichnung und Qual gewürdigt habe. Unrecht wäre es übrigens, die Religion des Propheten verantwortlich zu machen für diese Aeußerungsarten des frommen Wahnsinns. Der Mohammedanismus des Koran empfiehlt, wie mich gründliche Kenner desselben versichern, keine einzige derartige Culthandlung. Jede Uebung, die er den Gläubigen vorschreibt, jede Form der Gottesverehrung hat im Gegentheil in ihrer sinnlichen Erscheinung meist etwas durchaus Würdiges und Ruhevolles. Kein Zweifel, daß Religionshandlungen, wie sie diese und ihnen verwandte Sektirer- und Derwischgenossenschaften ausüben, nichts anderes sind als wenig modificirte Gebräuche heidnischer Culte, welche, viel älter als der Mohammedanismus, noch direct von jenen uralt-asiatischen und afrikanischen Götterdiensten herstammen, in denen die Selbstpeinigung, die Wollust des Schmerzes und der Wahnsinn eine so große Rolle spielten.

Einen wunderlichen Heiligen von sehr abweichender Art und Regel kann ich hier an jedem Tage ganz genau beobachten. Jene Tänzer waren meist einfache Arbeiter, Diener oder Händler aus der Stadt, welche nach einer solchen gründlichen Durchrüttelung ihrer Körper andern Tags wieder ruhig an ihr Geschäft und Handwerk gehen sollen. Dieser hier aber ist nichts als Heiliger, Heiliger von Profession. Er hockt Tag und Nacht an der Mauer des deutschen Reichsgartens dicht am Thor auf der Erde, neben einer ganzen Reihe von Krüppeln, Blinden und Nasenlosen, die hier ihren Standort gewählt haben. Sein hagerer chocoladenbrauner Leib ist, bis auf wenige, von Lumpen bedeckte, Stellen und bis auf die Füße, die in abgelegten europäischen schwarzen Zeugstiefeletten stecken, völlig nackt. Den Kopf umkraust eine Masse von ganz verfilzten langen Wollenhaaren. Die Jagd in diesem Dickicht und auf seinem braunen Leibe scheint neben Kif rauchen seine einzige Beschäftigung zu sein. Er ist ein harmloser Wahnsinniger, der sich der Himmel weiß wie ernährt und von seiner anerkannten Heiligkeit finanziell

eigentlich einen sehr wenig ergiebigen Gebrauch macht. Wir haben ihn Sanct-Pediculus getauft, wagen uns allerdings nicht zu nahe an seinen geweihten Körper heran, stehen aber auf freundlichem Gruß- und Gebefuß mit ihm. Nur wenn wir bei dunkler Nacht heimkehren, geschieht es wol, daß einer, ohne es zu wollen, über den unter seinem Häufchen Lumpen im Koth der Straße den Schlaf der Heiligen Schlummernden hinwegschreitet. Und wir sind sehr zufrieden, wenn dann nichts anderes als nur ein Schauer uns über den Leib läuft!

VI.

Was uns in Tanger die Zeit des Wartens vertrieb.

Endliche Erfüllung des lange Erharrten. — Neue Straßenbilder. — Die europäisch-amerikanische Emigration. — Zauberfeste bei Tag und Nacht. — Gepäckaufgabe.

Tanger, 24. April 1877.

Gestern Nachmittag hat denn die Zeit des Wartens für die deutsche Gesandtschaft ihr Ende gefunden. Von einer Fischfangpartie auf der See die Hauptstraße vom Hafen her zum deutschen Hause heim gehend, sah ich auf dem Zwischenplatz, der in dessen Nachbarschaft von der äußern und der innern Stadtmauer an den Oberthoren gebildet wird, eine noch dichtere Menschenmenge, als sie sich sonst schon zu jeder Stunde des Tages dort zu drängen pflegt, versammelt und, wie es schien, von Neugier und Schaulust ungewöhnlich lebhaft erregt. Es war eine Reihe schöner Maulthiere mit neuen rothen arabischen Polstersätteln, beaufsichtigt von einigen schwarzbraunen Maghazenis in ihren höchst originellen Trachten, welche den Gegenstand dieser Schaulust bildete. Und bald darauf zeigte sich mir draußen vor dem äußern Thor, den ganzen Platz des Ssukko längs der Mauer des Ministergartens einnehmend, ein noch bei weitem reicheres Bild. Da hielt ein Geschwader von wol 60—70 Reitern mit ebenso vielen bepackten Pferden und Maulthieren zwischen dem sie umgebenden Haufen der Markt-

leute, Bauern, Handwerker und dichtverhüllten Weiber: Reitergestalten, so wildprächtig, charaktervoll, so mannichfaltig und so phantastisch-malerisch in der ganzen Erscheinung, vom Turban und spitzen Fez bis zum Pantoffel, wie ich sie im ganzen Osten und Westen der Welt des Islam bis dahin noch nicht gesehen hatte. Einer von ihnen, auf reich mit rothem Sattelzeug, mit rothem wollenem Netz- und Quastenwerk geschmücktem Grauschimmel, trug die rothseidene marokkanische Fahne, jeder der andern quer über den hohen Sattel gelegt oder wie eine Lanze auf den Schenkel gestemmt die sechs Fuß lange arabische Flinte in rother Umhüllung. Die Kapuzen der weißen Djellabs und Haiks, letztere bei jedem einzelnen anders, und bei jedem mit dem Instinct des Malerischen in Wurf und Farbe, abwechselnd mit brennend rothen, blaßgrünen oder tiefblauen Gewandstücken um die Gestalten drapirt, umrahmten die kühngeschnittenen braunen geschorenen Maurenköpfe und sammetschwarzen Negergesichter. Die Beine vom Knie ab nackt, die Füße in gelben Pantoffeln ohne Hacken auf die breiten arabischen Steigbügel gestützt, Säbel und Dolch entweder nahe unter dem linken Arm quer in der breit um den Leib über die Unterkleider gewundenen farbigen Gürtelbinde oder an rothen Schulterschnüren tragend, saßen diese Gestalten auf den hochbepackten Berberhengsten, über deren Sättel marokkanische buntstreifige Wollendecken und Teppiche geschnürt waren. Das nicht militärische Personal der Karavane überbot selbst die Reiter wenn möglich noch in der bunten Mannichfaltigkeit der afrikanischen Rassentypen, der Trachten, der Haltung hoch auf den ihren Maulthieren und Pferden aufgelegten Lasten von Ballen und Körben. Wieder andere Maulthiere trugen die Zeltstangen und Zelttücher für das Lager der gesammten Mannschaft. Ueber die ganze freie Anhöhe jenes Marktplatzes, auf welchem noch die Packesel und Kamele der heutigen Marktkaravane lagerten und umherstanden, bis nahe zu den Gräbern und Aloëhecken des maurischen Begräbnißplatzes auf dem Kamm des Hügels breitete sich dies prächtige Geschwader aus. Schon vor einer Stunde hier angelangt, wartete es draußen vor dem deutschen Garten auf die Rückkehr seines Chefs, des Kaid-Raschdi, „eines Obersten über Tausend“, welcher

hineingeritten war, um sich und die Ankunft seiner Karavane bei dem deutschen Minister zu melden. Im Garten vor dem maurischen Hause hielt, roth gesattelt und aufgezäumt, sein schönes Thier; er selbst, im weißen Djellab, die Kapuze über den Turban gezogen, ein hochgewachsener Mann mit tiefbraunem graubärtigem Gesicht von großen einfachen Formen, stand neben dem Interpreten und Dr. Weber, dem er Bericht über die, nicht in Fez, sondern erst unterwegs eingetretenen, Umstände gab, welche die lange Verzögerung der Ankunft seines Trupps mit den Thieren verschuldet hätten.

Vor dem offenen Gartenthor und an dem Hügel jenseit der Landstraße stand das Volk in dichten Reihen, um der drinnen stattfindenden Entrevue zuzusehen. Der Kaid verabschiedete sich, stieg zu Pferde und ritt zu seinem auf dem Ssukko haltenden Geschwader hinüber. Ihm nach setzte sich die ganze Cavalcade in Bewegung. Bald sah man sie auf der steil ansteigenden Landstraße zwischen den dichten Cactus- und Aloëhecken außen an der alten ruinenhaften westlichen Stadtmauer dahinreiten, welche dort mit ihren meist halbverfallenen Thürmen und Bastionen, umwuchert von einem Dickicht des stachlichten Buschwerks, sich von Tanger zur Höhe der Burg und Oberstadt aufwärts zieht. Aus dem matten Graugrün jener Hecken schimmerten grell das Weiß der Djellabs, das feurige Roth der Mützen, der Sättel, Banner und Flinten, alle die so energisch ausgesprochenen Farben der Tracht und des Schmucks dieser Reiterschar, während sie in willkürlich aufgelöster Ordnung auf ihren Thieren den Höhenrücken hinanklomm.

Dort, auf einer „Marscha“ genannten Wiese, auf dem Hochplateau des südwestlichen steilen felsigen Meeresufers bei Tanger, hält die Karavane den heutigen Tag über Rast. Die Kamele treffen erst heute ein; zu den uns gesendeten Pferden dürfte hier noch eine Anzahl requirirt werden müssen. Die Dispositionen über die Vertheilung des gesammten Gepäcks der Ambassade müssen heut getroffen, den einzelnen Theilnehmern ihre Reitpferde und Packthiere zugewiesen werden. Morgen in der Frühe beginnt die schwierige Arbeit des Aufladens unserer Kisten, Koffer, Zelte, Vorräthe, Bettstellen, Möbel, Geschirre

und Geräthschaften. Mittags 12 Uhr soll sich die Karavane in Bewegung setzen. Die Tagereisen werden meist sehr kurz sein; auf die ca. 40 Meilen Weges, die uns von Fez trennen, sind 10—12 Tage gerechnet. Es ist Sitte und allgemein beobachtetes Gesetz für jeden Würdenträger in Marokko, daß er langsam reise, wie es der Sultan selbst jederzeit thut. Nie kann und darf derselbe Eile haben; der Sohn und Khalif des Propheten hat nicht nöthig, irgendetwas heftig und hastig zu erstreben, da ja alles ihm gehört und gebührt, und auch wol deshalb, weil die echte mohammedanische Menschheit den Begriff vom Werthe der Zeit schlechterdings nicht kennt, das Volk so wenig wie die Großen.

Zum Theil beruht gerade auf der Eigenschaft dieser Unkenntniß mittelbar viel von dem großen Stil und der einfachen patriarchenhaften Würde in der Erscheinung der orientalischen Männer. Sobald sie zur Wuth entflammt, von Zank und Streit erregt sind, verwandelt sich diese Würde in ihr Gegentheil. Verläßt sie ihre Ruhe und Gelassenheit, so werden sie meist grotesk lächerlich und widrig. Aber das ist nur ein Ausnahmezustand. Jene vornehme Gelassenheit in der Haltung und im Benehmen, welche nur von Menschen bewahrt werden kann, die nie „pressirt" sind, nie von der Sorge um die Verwerthung der Minuten gehetzt und gejagt werden, ist hier bei allen vorherrschend. Dieser Vorzug hängt wieder innig zusammen mit der großen Bedürfnißlosigkeit, den außerordentlich geringen Ansprüchen ans Leben, der völligen Nichtachtung der weitaus größten Zahl aller jener Genüsse, Bequemlichkeiten, Existenzbedingungen, welche uns als die unentbehrlichsten für ein auch nur einigermaßen „menschenwürdiges Dasein" erscheinen. Die einmal angeschafften einfachen Kleidungsstücke, das Hemd, die bis zum Knie reichende Baumwollenhose, der wollne Djellab oder Burnus werden bei den Männern aus dem Volk nie erneuert, bis sie in Fetzen abfallen, und auch schwerlich jemals gewaschen. Ihre Nahrung — deren Hauptstück das ewige Kuskussu bildet, eine Speise aus Mehl, welches angefeuchtet zwischen den Händen zu Reiskörnern ähnlichen kleinen Krumen zerrieben und bald mit etwas Fleisch, bald auch ohne dasselbe gekocht wird —, Früchte, Gemüse,

Eier, selbst Hammelfleisch, hat beneidenswerth billige Preise. Ihre Ansprüche an Wohnung und Nachtlager sind gleich Null. Die engen, schmuzigen, möbellosen finstern Löcher, in welchen die maurische Bevölkerung der Stadt haust, und die aus Stroh und Erde aufgeführten Wohnungen der Landleute machen die Möglichkeit, darin zu leben und zu athmen, für europäische Begriffe unfaßlich. Und eine große Menge des Stadt- und Landvolks bedarf selbst dieser Unterschlupfe nicht, sondern schläft, wohnt, kocht in freier Luft, höchstens unter einem über ein paar Stäbe gespannten Stück Wollen- oder Leinenzeug. Um die Kosten eines solchen Philosophendaseins aufzubringen, bedarf es allerdings keiner eifrigen Arbeit, keiner Anspanuung der thätigen Kraft, keines Haushaltens mit der Zeit. Man kann das uns Nordländern meist so wenig vergönnte Glück, die Hälfte des Tags in den Straßen umherstehend oder hockend und ausgestreckt liegend in holdem Nichtsthun und wahrscheinlich auch Nichtsdenken zu verbringen, Tag für Tag nach Herzenslust genießen. Man gewinnt so doch einen reichlichern Vorschmack von der Seligkeit der „Nirwana", als wir ihn uns je bei Lebzeiten zu verschaffen vermögen. Das fleißige Rauchen des Kif, der nicht viel anders ist als der von den Blütenblättern des Hanf gewonnene Haschisch, trägt dann sicher nicht unwesentlich dazu bei, diesem Vorgeschmack noch eine besondere Würze zu geben.

Auch jenes andere Mittel zur Erhöhung des Genusses verträumter Stunden, das wir Europäer vor allen andern und mit sehr ähnlicher Wirkung anzuwenden pflegen, die Musik, weiß das maurische Volk sehr wohl zu schätzen. Nur laufen seine Begriffe vom musikalisch Schönen und Erfreuenden den uns einmal angeborenen und anerzogenen diametral entgegen. Der monoton näselnde und plärrende Gesang, das Klimpern auf der kleinen nur zweisaitigen Guitarre, das Tarabukadröhnen, das Hoboeschnarren klingt uns mistönig und ohrenpeinigend, während hier das Volk sich im Zuhören wie im Ausüben dieser Art von musikalischen Kunstleistungen nicht ersättigen zu können scheint. Oft sehe ich besonders jüngere Burschen an den Thüren der Häuschen, in der Gasse, auf der Brüstung des

Hafenquais sitzen, jene Zwergmandoline von der primitivsten Construction klimpernd, deren dünnes Saitenstimmchen ihren leisen klagenden Gesang begleitet — meist ein ebenso interessantes Bild für unser Auge wie ein mäßiger Genuß für unser Ohr. Der größten Theilnahme des maurischen Publikums aber erfreuen sich, außer jenen „heiligen" Schauspielen und Concerten der frommen Raserei wie das hier neulich von mir gesehene und geschilderte, die eigenthümlichen Virtuosenproductionen, in welchen Musik, Tanz, Declamation und Mimik gleichzeitig und in gleichem Maße zur Wirkung kommen. Auf dem schon oft erwähnten Marktplatz vor unserer Thür kann ich diesen wunderlichen, naiv lustigen Vorstellungen unter freiem Himmel an jedem Tage, des Morgens und Abends, zusehen.

Besonderer Vorbereitungen und einer andern Scene als des platten Erdbodens bedürfen diese Künstler nicht. Fünf bis sechs Tarabukaschläger und ein Hoboebläser setzen sich, dicht aneinanderrückend, auf die schmuzige Erde. Der Solist aber, ein negerschwarzer Mischling aus äthiopischem und maurischem Blut, ein beweglicher gelenker Bursche, der sich mit einem lichtblauen kurzen Kapuzenmäntelchen über der schmuzigweißen Jacke und den weiten Kniehosen bekleidet hat, bleibt unausgesetzt auf seinen Füßen. Er führt ein großes tambourinähnliches messingenes Instrument in der Linken, das er zuweilen zur Unterstützung seines Vortrags mit den Knöcheln der Rechten kräftig bearbeitet und erdröhnen läßt. Unter häufigen Sprüngen recitirt er bald längere Erzählungen, bald wirft er schnell hintereinander einzelne kurze Worte in die Menge, und sein Orchester bildet in gleich raschem Tempo das Echo für jeden Ruf. Bald läßt er, fest auf einem Fleck stehend, zum Tambourinklang seinen ganzen Unterkörper von den Hüften abwärts in jenen blitzschnell wellenden und schwingenden, etwas obscönen Bewegungen vibriren, in deren Ausführung hauptsächlich die Kunst der ägyptischen Ghawazzis besteht. Bald wieder wirft er irgendeinen treffenden Witz in die umgebende Menge, der niemals ohne die beabsichtigte „zündende Wirkung" bleibt. An Publikum fehlt es diesem Künstler und seinem improvisirten Theaterconcert nie. Sowie er erscheint, hat sich ein Kreis von aufmerksamen Be-

wunderern um ihn gebildet. Die innersten Ringe desselben, meist aus dem jüngsten Volk, kleinen Buben und Mädchen und halb erwachsenen Burschen, bestehend, setzen sich an den Boden; andere Reihen umstehen sie. Die Galerie bilden die zufällig vorbeitrottenden Reiter zu Esel und zu Pferde, die dort für ein paar Minuten halt machen, um von der Höhe der wundgedrückten Rücken oder der Packsättel ihrer Thiere dem Schauspiel zuzusehen. Und hier und da streckt auch wol über sie alle hinaus ein Kamel seinen auf langem zottigen Halse sitzenden Kopf neugierig nach der Scene hin. Das Publikum hat (abgesehen von diesen letztern zottigen Zuschauern, über deren Auffassungs- und Empfindungsweise ich mir kein Urtheil erlaube) eine lebhafte Bewunderung für seinen Künstler und eine herzliche Freude an seinen Leistungen. Die allgemeinste Heiterkeit strahlt bei seinen Späßen, seinen Liedern, seinen Tänzen und Bauchschwingungen aus allen den dunkeln großen Augen und lacht von den braunen und schwarzen Gesichtern und blitzenden weißen Zähnen. Aber weiter als bis zu einem gelegentlichen allgemein ausgestoßenen „Ah! Ah!" geht dennoch niemals der hörbare Ausdruck ihrer Anerkennung und Befriedigung. Diese in einer ihm noch erwünschtern Weise zu bethätigen, gibt der Künstler seinem Auditorium von Zeit zu Zeit genügende Gelegenheit. Er breitet seinen großen wollenen Haik (das Wort bezeichnet zugleich den gewebten Stoff wie das fertige Trachtstück, den ungenähten, ähnlich dem antiken Mantel frei über die Unterkleider drapirten Ueberwurf) auf dem Boden aus und richtet einen kräftigen Appell an die Kunstliebe und Generosität der ihn Umgebenden. Selten vergebens: die dicken, rohen, plumpen, elenden Kupfermünzen, von denen eine ganze Hand voll noch kaum eine Reale (= 20 Pfennige) ausmacht, die sogenannten „Flus" (in der Einheit „Fils") fallen ziemlich dicht aus den Reihen in das lange Sammelbecken. Unter allerlei witzigen Bemerkungen hebt der Künstler schließlich die beiden Enden seines Haik vom Boden, nimmt ihn zusammen und läßt das Resultat des Kupferregens in sein Tambourin fallen, wo er es einer genauern Zählung unterwirft. Der Kreis löst sich. Die zweite Vorstellung und ein neues Publikum lassen nicht lange auf sich warten.

Ob die Justizpflege, die Gerichtsverhandlungen vor dem Kadi so öffentlich und allgemein zugänglich sind wie diese Schauspiele, vermag ich nicht zu sagen. Das einzige Gesetzbuch in Civil- und Strafsachen ist das heilige Buch, der Koran. Mit den Vertheidigungsmitteln des Angeklagten mag es wol schlecht bestellt und die Rechtsprechung sehr summarisch sein. Die Vollstreckung der Strafurtheile aber geschieht durchweg in größter naivster Oeffentlichkeit. Nur die Todesstrafe soll gegenwärtig davon ausgenommen sein. An die Stelle des früher beliebten Köpfens sind nun die „Einladungen zum Kaffee beim Pascha" getreten. Der damit Beehrte zieht sich durch den Genuß der ersten Tasse ein Uebelbefinden zu, das er nicht überleben kann. Verurtheilten niedern Standes schickt der Richter das Tränkchen nur ins Haus und nöthigt sie dringend, es einzunehmen. Von der vielbeliebten Praxis der maurischen Criminaljustiz, mancherlei Verbrechen mit Augen-Ausstechen, Hände und Füße-Abhauen, Nase-Abschneiden zu strafen, habe ich nur die zahlreichen Resultate, d. h. die Gestalten vieler gräßlich Verstümmelter, gesehen, denen man in den Straßen Tangers begegnet.

Zeuge von der Execution der Prügelstrafe zu werden, kann aber niemand vermeiden, der sich in der Oberstadt und ihrem Burgrevier vor der Kasbah des Paschas und der daranstoßenden offenen Bogenvorhalle des Obergerichtsamts (nach der Art der Säulen zu urtheilen, ein altspanischer oder portugiesischer Bau) bisweilen aufhält. Da diese Stelle Tangers eine der an malerischem Reiz reichsten und zugleich der gewöhnliche Schauplatz originellster, höchst pittoresker Scenen, Vorgänge, Gruppirungen ist, so besuchte ich dieselbe wiederholt zu längerm Verweilen, und während mancher Viertelstunde habe ich dann das einförmige klatschende Fallen der Hiebe auf den Revers des unglücklichen Verurtheilten im Tempo des Hufschlags eines rasch trabenden Pferdes schallen gehört, die Execution auch wol vor Augen gesehen. Der Inculpat wird unmittelbar nach dem Urtheil aus dem Amtslocal herausgeführt und ersucht, sich in jener Vorhalle platt auf den Boden zu strecken. Zwei kräftige Polizeisoldaten dreschen alsdann, einander gegenüberstehend, mit langen starken gedrehten Riemen, deren Ende sie um die Faust gewickelt

haben, von oben her, genau wie die Drescher auf die Aehren in der Tenne, auf das nur mit einem dünnen Höschen bedeckte Object ihrer Amtsthätigkeit los. Bis über 100 dieser fürchterlichen rasch hagelnden Hiebe sah ich appliciren, und der Geschlagene gab dennoch nur durch dumpfes Stöhnen seine Qualen kund. Andere Unglücksgenossen, an die nach ihm die Reihe kommt, sitzen dabei zu seinen Füßen, stumm und still zusehend, bis ihres Vorgängers Sache erledigt ist. Es soll dies die Strafe für kleinere besonders an Vieh begangene Diebstähle sein.

Im allgemeinen ist, nach der Versicherung aller hier seit Jahren angesessenen Europäer und Amerikaner, der Diebstahl und Raub ein bei den Mauren Tangers sehr wenig verbreitetes Laster. Nicht genug wissen sie im Gegentheil die Ehrlichkeit und echte natürliche Liebenswürdigkeit, Uneigennützigkeit, herzliche Bravheit der eingeborenen Bevölkerung zu rühmen. Keine Haus-, Stuben-, Kassenthür ist selbst bei Nacht eigentlich fest verschlossen, und trotzdem habe man sich nie über eine Entwendung zu beklagen. Die Willigkeit, Genügsamkeit und Anstelligkeit dieser anscheinend so wilden braunen und schwarzen Gestalten sei des höchsten Lobes werth.

Ich verstehe es sehr wohl, wenn ich den Aufenthalt in Tanger einen solchen Reiz ausüben sehe, daß manche an alle Vortheile und Genüsse des Lebens in den Centren unserer Cultur gewöhnte europäische und amerikanische Familien hier ihren dauernden Wohnsitz genommen haben und denselben nicht mehr gegen irgendeinen in der Heimat vertauschen mögen. Menschen, welche Herren ihres Willens und nicht durch Geschäft, Beruf, Amt an ihr Vaterland gebunden sind, finden hier eine Freiheit des Daseins und eine Möglichkeit, uneingeschränkt ihren eigenen Neigungen zu leben, wie sie ihnen in „wohlpolicirten" christlichen Ländern und Städten nicht gewährt sein kann. Vorausgesetzt immer, daß diese Neigungen mehr auf das Leben in der Natur als auf das in der Gesellschaft und mehr darauf gerichtet sind, in sich und den Seinen, als im Zusammenhang mit seinem Volk und der ganzen geistigen und staatlichen Bewegung desselben, das höchste Genügen zu finden. Von der europäisch civilisirten Welt trennt sie eine in wenigen Stunden zu über-

fahrende Meerenge. Sie können also so oft sie wollen die unmittelbare Berührung mit ihr suchen. Aber ihre Lebensgesetze, ihre Einrichtungen, ihre Formentyrannei wirken nicht nach dieser Seite herüber, sodaß sie nicht, wie sie es in der Heimat thun, die Unabhängigkeit der Gesinnung und des Handelns in jedem Augenblick binden und verkümmern können.

Solche freiwillige Emigranten der modernen Civilisation und des modernen Staats bilden im Verein mit den Familien der hiesigen diplomatischen Vertreter des Abendlands und einigen Künstlern, die sich für längere oder kürzere Zeit hier zum Studium des maurischen „Orients" fixirt haben, jene an interessanten und fesselnden Persönlichkeiten so reiche europäisch-amerikanische Gemeinde Tangers, welche durch einzelne ihrer Mitglieder erfolgreich dafür gesorgt hat, die Herren der nach Fez bestimmten Gesandtschaft jede Langeweile dieser Wochen des Wartens und jeden Verdruß darüber vergessen zu lassen, ja ihnen die ganze Zeit des hiesigen Aufenthalts zu einer, sehr leicht und gern ertragenen, kaum unterbrochenen Reihe von schönen Tagen zu gestalten.

Von jenen in Tanger fixirten Künstlern ist der Belgier Eckhout der bereits am längsten hier ansässige. Seit 1868, wo er mit einer französischen Gesandtschaft nach Fez gekommen, mochte er sich nicht mehr von der marokkanischen Küstenstadt trennen, die ihm lebendige Motive in so unerschöpflicher Fülle und von so eigenartigem Reiz und Charakter für seine Orientbilder bietet. In behaglichem Hause mit seiner liebenswürdigen Frau und zwei schönen Kindern lebend, einem Daheim, das ein reich gefülltes Museum von seltenen und kostbaren Erzeugnissen älterer und besonders auch der marokkanischen Kunstgewerbe darstellt, malt er die Bilder der Wirklichkeit, die ihn hier umdrängen, mit Geschick und Geschmack und findet an den Engländern und Amerikanern, welche Tanger besuchen, immer sichere Käufer.

Außer dem Hause unsers deutschen Ministerresidenten Weber, diesem Sitz einer schönen deutschen Gastlichkeit und eines reichen geistigen Lebens, ist es vor allem das des Amerikaners Mr. Perdicaris, welches dafür gesorgt hat, daß jeder von uns

mit inniger Freude an diese Zeit des langen Wartens zurückdenken muß. Auf einer Anhöhe im Süden vor der Stadt hat sich dieser mit dem „schnöden Mammon" hinlänglich gesegnete Glückliche inmitten eines Gartens ein maurisches Haus gebaut, das er mit gutem Recht „El Minzah", was verdolmetscht etwa „Schöne Aussicht" heißt, genannt hat. Weithin blickt man von der Gartenterrasse oder dem flachen Dache des Hauses über die am Berge liegende Stadt, über die grüne nordafrikanische Hügelküste bis zum Cap Malabata und dem Gipfel des fernern Gebel Musa, über die breite Meeresfläche in der Tiefe und drüben auf die spanischen Ufer von Tarifa bis Gibraltar.

Das Innere dieses Hauses schließt sich in Form und Decorirung treu der arabischen Disposition und Geschmacksweise an. Nur ist der offene, von Hufeisenbogenhallen auf schlanken Säulen umgebene Hof in einen ebenso gestalteten Mittelsaal mit Oberlicht verwandelt, auf den ein paar andre Zimmer, diesem entsprechend eingerichtet, sich öffnen. Selbst ausübender Maler von Talent, Geschmack und mehr als dilettantischem Können und über die Mittel gebietend, seine künstlerischen Liebhabereien vollauf zu befriedigen, hat Mr. Perdicaris die Räume dieses Hauses in streng durchgeführter Consequenz ausschließlich mit erlesenen Producten marokkanischer Kunstfertigkeit: kostbaren Waffen, Laternen, Geweben, Handstickereien, Teppichen, Matten, irdenen Gefäßen, Fliesenmosaiken, ausgestattet, und zwar so, daß die meisten dieser Objecte nicht als Schaustücke wirken, sondern dem täglichen Gebrauch der Wohnung dienen. Bei aller farbenprächtigen Mannichfaltigkeit im Einzelnen erhält das ganze Innere von El Minzah dadurch eine wundervolle Einheit des Stils, in welche die braunen maurischen Diener in reicher purpurner Tracht und weißen Djellabs aufs glücklichste hineinstimmen. Die schöne Herrin des Hauses, deren hohe Gestalt ein Kopf mit goldröthlichem Haar, mit dunkeln lachenden Augen, mit einem Munde voll blitzender herrlicher Zähe und einem von der Heiterkeit der glücklichsten Natur und eines feinen witzigen Geistes wahrhaft strahlenden Gesichtsausdruck krönt, und ihre beiden schlanken, blondlockigen, blauäugigen jungen Töchter, für deren ältere Schwester man die Mutter zu halten

versucht ist, sie alle drei behaupten zwar, daß der schönste Besitz ihrer Familie nicht dieses Haus und sein Inhalt, sondern die sieben edeln Berberhengste seien, die in ihrem Stall zu ihrem, der beiden Söhne und der Freunde Dienst bereit stehen. Und kaum ein Tag, wo diese schönen feurigen Thiere nicht in Anspruch genommen werden, um jene reizende Last, die drei Amazonen, welche sie mit so souveräner Meisterschaft zu reiten wissen, und ihnen nahe bekannte oder befreundete Cavaliere einige Stunden weit hinaus zu tragen, am flachen Seestrand oder über die Bergwege und Hochebenen hin, im wilden Galop, jedes Hindernisses spottend. Fast durchweg kennen die Pferde hier nur den Schritt und den gestreckten Galop. Ein Traber ist eine Seltenheit. Im Auf- und Abklettern der steinigten steilen Klippenpfade sind sie so ausdauernd und zuverlässig wie die griechischen Gebirgspferde im Peloponnes.

Welche Ritte waren das während dieser Morgen und Nachmittage, in strahlendem Sonnenglanz die grünen Berge hinauf, tief unten der blaue Ocean! Vor und neben uns, vom wehenden Laube mit flornen Schatten und von durchblitzenden goldigen Lichtern überstreut, auf ihren seidenmähnigen Füchsen und Schimmeln die liebenswürdigen Gestalten, die vom knappen dunkeln Reitkleid umspannten Schultern von schimmerndem dichtem blondem Gelock umflattert, das, unter den, mit blauer Schleife und dem Stutz aus Goldfasanenfedern geschmückten, Spitzhütchen üppig hervorquellend, im linden erfrischenden Seewinde darüber hinwallte. Vorauf an der Spitze der „Soldado" des Hauses, dessen rothen hohen spitzigen Fez und weißen Burnus man fernhin aus dem dunkeln Grün der Hecken leuchten sah. Und in dem Zuge die jugendlichen Blumen unserer vaterländischen Ritterschaft, die Offiziere der Ambassade, in geschmackvollen englischen Reitcostümen, schleierumwundenen weißen indischen Hüten, hohen Ledergamaschen. Jene reizenden Phantasien, wie sie R. Henneberg in so manchen Bildern der Lust und Poesie des Reitens verkörpert hat, waren hier zur schönsten Wirklichkeit geworden.

Und dann jener Pickenick auf einem der höchstgelegenen herrlichsten Aussichtspunkte dieser Berge, zu welchem solch ein Ritt uns führte, im Landhause und Garten des „dark landlord",

des schwarzen Guts- und Hotelbesitzers, Mr. Martin! Das grandiose dejeuner-dinatoire unter den Platanen und Maulbeerbäumen zwischen den duftströmenden Gebüschen; die in allen Zungen redende deutsch-englisch-amerikanisch-italienisch-französisch-spanische, von arabischen Dienern bediente Tafelgesellschaft gescheiter Männer und hübscher Frauen und Mädchen; der Tanz des schottischen „Roger of Coverley“ auf der schattigen Terrasse der Villa hoch über den, wie in Schönheit hingegossen, da unten ruhenden grünen Vorbergen, Thälern und blauen Meeren!

Und wieder die Abend- und Nachtfeste im Hause El Minzah, dessen kühle maurische Hallen durch eine verschwenderische Fülle von Blumenmassen und üppigem lebendigem Blättergrün am Boden, an den Säulen und Wänden hinauf, in den Vasen und Schalen, durch das mystisch gedämpfte Licht der arabischen Laternen, den feinen duftenden Dampf aus bronzenen Rauchgefäßen auf den bunten Mojolikafliesen, durch die hier matt aus dem Schattendunkel hervorschimmernden, dort von verborgenen Lampen magisch erhellten Prachtgewebe, die gestickten maurischen Seidenvorhänge, die blitzenden kunstvoll verzierten Waffen u. s. w. zu einer harmonischen Märchenscenerie verwandelt schienen. In welcher übermüthigen Lust verrauschten darin die Nachtstunden! Den improvisirten Concerten folgten die improvisirten Bälle in dem schnell seiner Teppiche und Löwenfelle entledigten Gartensaal und auf der davorliegenden freien Terrasse unter dem Nachthimmel. Man wandelte auf dem mondbeglänzten flachen Dache des weißen Hauses beim fernen Brausen des Oceans in der Tiefe und beim süßen Klange des Nachtigallengesangs in den Gebüschen und Baumkronen. Um 2 Uhr beginnt das Souper; englisches Bier, Bordeauxwein und perlender Sect füllt die Gläser, alles süße Back- und Zuckerwerk des Orients als Dessert die Assietten. Und wieder beginnt der Tanz mit neuer Leidenschaft. Kaum vor dem Hahnenschrei und dem Morgengrauen bereitet und credenzt die in aller Freude unermüdliche Herrin den Abschiedstrunk, den „Schlummerpunsch“, jedem Gast nach seinem liebsten Recept und Mischungsverhältniß. Aber es dauert noch lange, bis die schwarzen Diener mit den Laternen begehrt werden, um den Scheidenden auf dem hals-

brecherischen Heimwege zwischen den schlafenden Kamelheerden auf dem Ssukko hindurch zu den Thoren zu leuchten.

Die heitersten Nacht- und „Zauberfeste" einiger bevorzugten berliner Schriftsteller- und Künstlerhäuser mit all ihrer gewohnten franken unbefangenen natürlichen Lust, ihrem malerischen Glanz und Geschmack, ihrem frischen schwungvollen Geist, ihrer Dauerbarkeit im Ausgenießen der nur zu flüchtigen Stunden hier auf afrikanischem Boden und gar in einem englisch sprechenden Hause wieder zu finden und zu erleben — unter allem zu Erhoffenden hätte ich mir in der Heimat sicher das am wenigsten geträumt.

Nun ist das vorüber. Heute Nachmittag trat ein Heer von schwarzbraunen, beturbanten, in Haiks drapirten Gesellen und ehrwürdigen Patriarchengestalten in den Deutschen Garten, welche mit erstaunlicher Umsicht und Geschicklichkeit das massenhafte Gepäck der Ambassade ordneten, vertheilten, die Kisten und Koffer, immer zu gleichem Gewicht zusammengestellt, in je ein Paar in der Mitte zusammenhängender Körbe von Palmblattfasern mit dicken Fäden desselben Materials einnähten, wodurch es erst ermöglicht wird, die Lasten über den Rücken der Maulthiere und Kamele zu hängen. Eine Stunde später erschienen auf dem Ssukko, dem Gartenthor gegenüber, von ihren schwarzen Treibern geführt und unter dem Zulaufe von halb Tanger in langer Reihe aufgestellt, die rothgesattelten und ungesattelten Pferde und Maulthiere, die uns der Sultan gesendet hat, unter denen die Herren der Reihe nach, jeder das ihm passendste, auswählten. Die Offiziere belegten die ihren mit den mitgebrachten englischen Sätteln. Wir andern werden in arabischen thronen und die Füße in den „Spucknapfsteigbügeln" begraben.

Die Gibraltarklippe verschwindet im Siroccodunst. Die schwüle trübe Luft droht mit Regen. Aber ein weiteres Hinausschieben der Abreise ist unmöglich.

VII.

Der erste Tag der Karavanenreise.

Im Lager am Sebû. — Retrospective Reisebilder. — Austritt von Tanger. — Malerische Escorte und reizendes Geleit. — Die erste Nacht im Zeltlager. — Scheiden und Meiden.

Im Lager am Ufer des Sebû, 1. Mai 1877.

Der Ritt des heutigen Tages hat unsere Karavane bis an das Nordufer eines der breitesten, tiefsten und mächtigsten Ströme von Marokko, des Sebû, geführt. Es ist der erste nach den zahlreichen Flüssen und Wasserläufen, über welche unser bisheriger Weg dahinging, den wir nicht einfach durchreiten können, der uns mithin nöthigt, mit allen Lasten und Thieren auf noch dazu sehr ungenügenden Barkassen überzusetzen, was nicht vor morgen geschehen kann. In der Breite und der gelbbraunen Farbe des Tiber wälzt er hier unmittelbar vor mir zwischen seinen steil abfallenden hohen Lehmufern, die endlose grüne Ebene in häufigen Windungen durchschneidend, seine trüben Gewässer nach Südwesten. In weiter Ferne begrenzen im Norden und Osten blaue Höhenzüge diese monotone Prairie, durch die wir heute drei Stunden lang im glühenden Sonnenstrahl gezogen sind. Dem bloßen Auge kaum noch erkennbar, erhebt sich über den Kamm jener Bergkette ein vereinzelter noch entlegenerer Gipfel mit zart schimmerndem Schnee auf seiner Spitze. Auf der blütenreichen Wiese, die unsern heutigen Lagerplatz hergibt, dehnt sich die kleine Zeltstadt bis hart an den

Rand des Flußufers aus. Die Pferde und Maulthiere weiden, einige entsattelt, andere noch vollständig aufgezäumt, mit zusammengebundenen Vorderfüßen. Einzelne Mauren der Escorte und der Karavanenmannschaft stehen oder knien im Abendsonnenschein, der das Blau der Ferne schon mehr und mehr in das feinste Fliederfarb zu wandeln beginnt, am Uferrande, das Gesicht nach Mekka gewendet, beugen sich, küssen den Boden, richten sich wieder auf, jedes Ceremoniell treulich erfüllend, welches das Gesetz des Propheten dem frommen Bekenner für sein Abendgebet vorschreibt. Eine Schar von zerlumpten und von ganz nackten braunen großäugigen Kindern aus dem unmittelbar angrenzenden armseligen Zeltduar tummelt und wälzt sich im Grase und auf dem Sande des Ufers. Vor dem Eingang des großen weiß und schwarz gemusterten Ministerzeltes weht an der eingepflanzten Stange die deutsche Wappenflagge. Die Kamele ruhen, ihrer Lasten entledigt, wiederkäuend auf der Wiese; ihre Treiber hocken in der feierlichen Statuenruhe heiliger Patriarchen, in ihre einfachen großstilisirten Gewänder gehüllt, am Boden neben den zusammengestellten Kisten und Ballen des großen Gepäcks. Pferdewiehern, zuweilen ein Eselschrei, der Ruf eines der deutschen Herren nach seinem Diener: „Eliahu!", „Moses!", „Oldenstedt!", der Knall der Schüsse einiger zum Jagen ausgeschweifter Genossen hallt durch die klare stille Luft. Eine süße Ruhe liegt über der ganzen Scene. Sie war uns während der bisherigen Reisetage so kaum einmal vergönnt gewesen. Ehe die nur zu kurzen günstigen Stunden dieses ersten warmen stillen Abends verflogen sind, will ich sie benutzen, um von der erlebnißreichen Zeit zu erzählen, die zwischen heut und dem Beginn unserer Karavanenreise liegt.

Mehr als die Hälfte der Entfernung zwischen Tanger und Fez haben wir hinter uns, aber genau nur die Hälfte der für die Reise vorgeschriebenen Zeit. Der heutige Tag ist der sechste seit dem unseres Abreitens von jener uns so werthgewordenen Stadt. Gewitter und erneute Regengüsse hatten noch einmal die Ausführung der bestimmten Absicht vereitelt, am zweiten Tage nach der in meinem letzten Briefe geschilderten Ankunft der Thiere, am 25. April, Tanger zu verlassen. Der Oberst

der Escorte, Sidi-Ali-el-Raschidt, hatte den Antritt des Marsches bei solchem Wetter für schlechthin unmöglich erklärt. Erst Tags darauf, als der frische Wind jedes unheildrohende Gewölk hinweggeweht hatte und der blaue Frühlingshimmel sich rein und strahlend über Land und Meer wölbte, Donnerstag den 26., konnte das Abreiten stattfinden. In der ersten Morgenfrühe schon waren die Kamele und die Maulthiere mit den Geschenkkisten, dem schweren Gepäck, den Zelten, Lagergeräthschaften, Vorräthen fertig bepackt und standen auf dem Ssukko, der des Markttags wegen doppelt stark belebt war, marschbereit. Des Kaisers großes Bildniß in einer Zinkkiste, die in Wachsleinwand und dann wieder in eine starke Heu- und Sackleinenumhüllung sicher verpackt war, schwankte an der linken Seite des größten von allen Kamelen, im Gleichgewicht gehalten durch zwei an der andern Seite hängende, zusammen annähernd gleich umfangreiche Holzkisten mit den für den Sultan bestimmten Gewehrmodellen. Um 9 Uhr konnte diese erste Staffel mit den Lagerdienern, geführt von den technischen Leitern der Expedition, dem Dragoman Herrn Mansour und dem würdigen, klugen, tüchtigen, zuverlässigen, weißbärtigen Sidi-Sikku (in Gesichts- und Augenform und Ausdruck eine zum Verwechseln ähnliche zweite Auflage unseres verehrten Freundes Rudolf Löwenstein, in Turban und maurischer Tracht), vorangehen, um auf der für heute bestimmten Raststelle Ain-Dalia, einem Hügel, drei Stunden südlich von Tanger, das Lager zeitig genug aufzuschlagen, daß wir es bei unserer spätern Ankunft zu unserer Aufnahme bereit fänden.

Im Deutschen Garten trafen die Herren der Expedition mit ihrer Dienerschaft ein; die Pferde und Maulthiere standen gesattelt. Durch den Blätterschatten leuchtete das feurige Roth der arabischen Polstersättel. Befreundete Familien kamen zum letzten Abschiedsbesuch. Vor der Gartenthür draußen auf dem Ssukko stand das maurische Volk in dichten Massen, neugierig des kommenden Schauspiels wartend, zwischen den Pferden der Maghazenis unserer Escorte umher, welche, der Fahnenträger und der graubärtige Kaid voran, sich dort bereits in langer Reihe aufgestellt hatten. Auf dem Wege von El Minzah her kam

Mr. Perdicaris mit Gemahlin, Töchtern und Söhnen auf ihren herrlichen Thieren herangeritten. Sie wollten den deutschen Freunden das Geleit bis zum ersten Nachtquartier geben. Der italienische, der spanische und der amerikanische Vertreter erschienen, wie sie, zum Ehrengeleit zu Pferde. Punkt 12 Uhr bestieg Dr. Weber seinen Grauschimmel, seine Schwester Frl. Therese, welche, zum Heil für die ganze schwierige Haushaltung und Wirthschaft einer so vielköpfigen reisenden Gesellschaft und für diese selbst, die Karavane begleitet, ihren eleganten Rappen. In demselben Augenblick saßen alle Herren in den Sätteln. Ein letztes Grüßen und Händedrücken, und aus dem Gartenthor hinaus auf den Ssukko, die Menge zertheilend, zog die Cavalcade. An der Fahnenstange in der schwarzbraunen Faust des in seinen faltigen weißlichen Kapuzenmantel gehüllten Bannerträgers wehte allen voran hoch über den Häuptern die rothseidene Fahne Marokkos. Zu jeder Seite ritten auf Schimmeln und Rappen je zwei jener Weiß- und Blaumäntel, den hohen spitzen rothen Tarbusch, den „Schaschia", auf dem Kopfe, die lange Flinte in rothem Futterale in der Faust. Unser Ministerresident, den weißen Schleier um den Hut gewunden, einen bis zum Schweif des Pferdes niederwallenden leichten, weißen, syrischen Burnus um die Schultern geworfen, und die imposante Gestalt des beturbanten Kaid in weißen und dunkelblauen Gewändern, auf einem Schimmel mit purpurnem Sattel und Zaumzeug, folgten zunächst. Hinter ihnen und sie rings umgebend der Schwarm der Reiter und Reiterinnen zu Pferde und Mulo, die Thiere mit dem Handgepäck und die Maghazenis der Escorte. Die Hutschleier und -Shawls, die Burnusse und Djellabs, die Mähnen und Schweife der Thiere flatterten im Winde. In dem heißen Mittagssonnenschein leuchtete alles Weiß und jede Farbe glänzender und energischer. So löste sich das Geschwader aus dem Gewühl der Volksmenge auf dem Markt und der Landstraße; so kam es in aufgelöster Ordnung den Hügel hinauf. Und hinter ihm in der Tiefe und Ferne blieben die Laubmassen des Deutschen Gartens, die weißen Häuser und graubraunen Mauern und Thürme der Stadt und ihrer Akropolis, das blaue Meer, die von zartem Dufte verschleierten

spanischen und afrikanischen Küsten — ein lebendiges Gesammtbild von unbeschreiblicher Schönheit.

Auf einer Wiese zur Linken des Wegs trafen wir nach der ersten Viertelstunde unseres Ritts eine Reihe maurischer Reiter aufgestellt; vor ihr hielt auf seinem Maulthier der alte Pascha, oder richtiger „Amil", von Tanger, unser 90jähriger Djellali-ben-Hammun. Er erwartete hier in vollem militärischem Glanz die Gesandtschafts-Karavane, um sich gewissermaßen vor der Grenze des Weichbildes seiner Stadt von unserm Residenten und seinen Begleitern zu verabschieden. Weber ritt zu ihm heran, ergriff vom Pferde aus die dargebotene Hand der braunen Excellenz und wechselte einige arabische Worte mit ihr; jeder von uns andern winkte ein Zeichen des Grußes. Weiter trabte der Zug auf den vom Regen erweichten sumpfigen Fußwegen, die, bald einander parallel laufend, bald sich vielfach durcheinander windend, auf den meisten Strecken die Straße nach Fez bilden.

Ein Offizier, ein Khalif, d. h. Lieutenant des Paschas, hatte sich gleichzeitig mit uns von ihm verabschiedet und sich unserm Kaid angeschlossen. Er hatte den Auftrag, uns sicher bis zur Grenze dieses Kreises zu geleiten, wo er uns an den Khalifen des nächsten Bezirks gleichsam zu überliefern hatte. Wir wußten damals noch nicht, daß die ganze Reise von den Beamten des Sultans in solcher Art organisirt war, wodurch sie einer, allerdings höchst ehrenvollen und glänzenden, Reise „per Schub" sehr nahe gleichkam.

Wo die Gärten Tangers und die Blicke auf das Meer aufhören, nimmt die Landschaft das Gepräge größter Einförmigkeit an. Hügelreihen und etwas höhere Bergketten, die zuweilen an die Formen des Thüringer Waldgebirges erinnern, sind, ebenso wie die Thäler und Ebenen, durchweg baumlos und durchweg entweder mit Wiesen- und Steppengras, oder mit Getreide und Bohnenpflanzungen, in dieser Zeit des Jahres also mit dichtem frischem Grün bedeckt und ebenso reich von Schaf- und Rinderheerden als sparsam von Menschen belebt. Die Farbe, dieses Grün, und die üppige Fruchtbarkeit des doch nur so sparsam ausgenutzten und angebauten Landes lassen zwar den Eindruck einer eigentlichen Wüste nicht aufkommen, aber

dennoch erzeugen sie den einer ihr ähnlichen Monotonie. Der fette Lehmboden ist stellenweise durch den anhaltenden Regen der letzten Wochen zu völlig grundlosem Morast verwandelt, in welchem auch die stärksten Thiere zu versinken drohen. Um so munterer gehen sie dann, ohne daß sich ihre Reiter viel Sorge um die Ordnung der Reihen machen, über die festern trocknern Strecken dahin.

Um 4 Uhr Nachmittags war das Ziel dieser ersten Tagereise erreicht: ein hoher Hügel, wie so viele Höhen und Thäler ganz mit jenem niedern Palmettogebüsch und -Gestrüpp bedeckt, dessen Blätter (Indiafaser) hier so trefflich zu jeder Art von Flechtarbeit, Körben, Stricken rc., verwendet werden. Er erhebt sich vereinzelt aus der von höhern Bergzügen umhegten breiten Thalebene. Weithin in der Gegend machen ihn einige nackte Sandsteinblöcke und ein einzelner alter Dattelpalmbaum auf seiner steinigten Kuppe erkennbar. Er führt den Namen „Ain-Dalia", d. h. die Rebenquelle. Ueber seinen Rücken hin dehnte sich, bereits fertig aufgeführt, die luftige weiße Zeltstadt. Die Kamele und Maulthiere der Transportabtheilung ruhten entsattelt. Vor und in dem Küchenzelt loderten die Feuer. Alles war in bester praktischer Ordnung. Man richtete sich zu zweien und dreien in den zugewiesenen Zelten ein, schleppte die glücklich herausgefundenen Koffer herbei, schlug die Feldbetten auf und ergötzte sich an dem ungewohnten Anblick des malerischen Bivuaks. In kühler verborgener Felsenhöhle hatten Freund Tietgen und Sidi-Binzel, die uns gleichfalls zu Pferde bis zu dieser ersten Station das Geleit gegeben, für Eingeweihte sogar eine stille trauliche Porterkneipe angelegt und mit mitgeführtem erquickendem Getränk versehen, welches lebhaften Zuspruch bei den Wissenden fand. Bald im stattlichen Empfangszelt des Ministers, bald draußen im Abendsonnenschein saß und promenirte die Gesellschaft der deutschen Herren und unserer amerikanischen Freunde (die fremden Vertreter hatten sich bereits gleichzeitig mit dem Pascha verabschiedet) heiter beisammen, wie vordem in El Minzah. Das „Henkersdiner" im größern Speisezelt war trefflich gewürzt durch frische Munterkeit, durch die Empfindung des Seltsamen der Situation, durch die im Bewußtsein

der nahen Trennung doppelt innige Freude an alledem, was für alle Theilnehmer nun so bald verloren und für lange, lange Zeit entschwunden sein sollte. Warum aber schon in dieser Stunde? — schien sich jeder und jede zu fragen. Und die Antwort war bald gefunden: Nichts zwingt dazu; wir bleiben auch diese Nacht noch beieinander im Bivuak. Schnell war ein Zelt den Damen eingeräumt, Feldbetten waren zur Verfügung gestellt. Große Feuer wurden inmitten des Lagerplatzes angezündet. Wunderlich vom zuckenden Flammenschein und vom dunstumhüllten fast vollen Monde beleuchtet, lagerte der ganze Kreis noch einmal vereinigt um die bereits sehr erwünschte Glut. Die alten Lieder und das alte herzliche Lachen erklangen noch lange durch die Nacht. Spät erst erstarb es, wie die Feuer und die Lichter verlöschten. Das Gequake der Hunderttausende von Fröschen in den Sümpfen der Niederungen, der Schrei einsamer Eulen, die Schüsse und Trommeln, womit eine Hochzeit in einem nicht allzu entfernten Bergdorf gefeiert wurde, tönten noch eine Zeit lang in unsern Schlaf auf dem Feldbett im luftigen, vom kalten Nachtwind durchwehten leinenen Hause.

Mit der Morgendämmerung verscheucht das belfernde Brüllen, Blöken, zornige Grunzen der Kamele, das Wiehern der Pferde, das keifende Geschrei der Araber jeden Schlaf von den Augen. Draußen ist die Hälfte der Zelte bereits abgebrochen. Die Thiere stehen bepackt. Mit bewundernswerther Schnelligkeit löst sich diese ganze vergängliche Schöpfung für eine Nacht in ihre Elemente auf. Man hat eben nur noch Zeit, sein Bett zusammenzuschlagen und zu rollen, die feldmäßige Morgentoilette zu machen, den Koffer zu schließen, dann wankt schon der leichte Bau, der uns für die Nachtstunden zur Wohnung diente, er wird niedergelegt und wandert zu den andern. Bald stehen nur noch die beiden Damenzelte und das Speisezelt. All die aufgeregte Thätigkeit im Lager hindert nicht, daß von 6 Uhr ab der beste Kaffee und Thee auf der mit Schüsseln voll gekochter Eier, Käse, Butter, kalter Fleischspeisen besetzten Tafel dampft, an welcher des Ministers Schwester bereits die gastliche Wirthin macht. Endlich sind auch die Säumigsten erschienen. Die anmuthigen Gesichter der drei blonden lieben Gäste der Zeltstadt

dieser Nacht sind so klar, lachend und frisch wie der junge Tag, der die ihr Zelt Verlassenden bescheint. Und nun noch ein paar Worte herüber und hinüber, hier eine blaue Schleife befestigt, eine Blume gereicht, ein herzliches Händeschütteln ein „Auf Wiedersehen!“ gerufen, und jeder ist im Sattel. Die rothe Fahne flattert im Morgenhauch; die weißen Djellabs leuchten im sieghaften Glanze der schon hoch über den Bergrücken gestiegenen Sonne. Bergab nach Süden hin lenkt die Spitze der Escorte, der Minister und wir andern ihr nach, der Reiterschwarm vor, neben, hinter uns. Noch einmal sehen wir, im Sattel zurückgewendet, die befreundeten Gestalten dort oben auf ihrer Pferde Rücken, die wehenden Locken vom Morgenlicht vergoldet, zu uns herabgrüßen; dann sind sie verschwunden, nordwärts zum Thal hinabgesprengt. Wir ziehen unsere sumpfige Straße weiter nach Süden, der nächsten hohen Bergwand entgegen, welche dort die breite Mulde schließt.

VIII.

Weiter ins Unbekannte.

Eine marokkanische Briefpost. — Ueber den Felsenwall in die Thalebene. — Empfänge und Geleite. — Fantasia. — Dörfer und Felder. — Eine seltsame Gemeindepflicht. — Ein Heiligengrab. — Neue Begrüßung.

Am Südufer des Sebû im Stamm der Beni-Ch'femm,
2. Mai 1877.

Jener Bergwall war der einzige einigermaßen hohe und felsige, den wir auf der ganzen bisherigen Wanderung zu ersteigen hatten; der einzige auch, welcher wenigstens mit einem niedern Unterholz, meist Cypressen und wildem Lorber, zwischen den kahlen Kalksteinklippen bewachsen ist. Mit unsern sehr klettertüchtigen Thieren um die Wette klomm ein nur mit einem zerlumpten Kittel bekleideter Maure hinauf, dem ein ledernes Felleisen über den Rücken hing. Es war der Briefträger, oder richtiger die gesammte Briefpost, des Kaiserreichs. Es gibt kein anderes Briefbeförderungsmittel in dessen ganzer Ausdehnung als diese wackern unermüdlichen Burschen, welche, immer zu Fuß auf den directesten Wegen kletternd und laufend, z. B. die Strecke von Tanger nach Fez in 5 bis 6 Tagen zurücklegen. Ihr Bild fehlt noch, wie ich fürchten muß, in der Reihe der köstlichen Illustrationen von Ludwig Burger in Stephan's „Postbuch".

Zum letzten mal sahen wir von der auf diesem Kletterwege erreichten Hochebene herab den Ocean, seine blaue Fläche, die lange

weiße Schaumlinie seiner Brandung am flachen Sandufer, fern in der Tiefe zur Rechten. Weit zurück schon wurde noch Cap Spartel erkennbar. In starken Windungen zieht wie ein glänzendes Band ein Fluß durch die halb überschwemmte Ebene zum Meere hin. Zwei Seespiegel schimmern auf der Höhe einer benachbarten Bergkuppe. Vor uns breiten sich wieder grüne Ebenen aus am Fuß der östlichen Bergzüge, deren höchster bestimmt markirter Gipfel eine auffällige Aehnlichkeit mit der Form unsers Inselsbergs zeigt. „Man erkennt sogar deutlich das bekannte Haus auf der Spitze", wurde sinnreich bemerkt.

Unten im Thale erwartet uns ein Schauspiel, das sich seitdem täglich wol mindestens einmal wiederholt hat, damals aber die ganze Wirkung einer prächtigen Ueberraschung übte. Eine lange Reihe von Reitern, wol 80 Mann, in der malerischen, mannichfach variirten Tracht der Maghazenis unserer Escorte, mit langen, in rothen Futteralen steckenden Flinten, wie diese, hielt dort auf roth gesattelten und gezäumten Pferden; vor ihnen ihr Chef in langem, schönfaltigem, dunkelblauem Burnus. Aus dessen mit weißem Turban umwundener Kapuze blickte ein edles blasses, sanftes, schwarzbärtiges Gesicht freundlich hervor. Neben den Reitern aber stand noch ein kaum minder starker Haufen Fußvolks aufgereiht, wie es schien eine Art marokkanischer Landwehr oder „Nationalgarde", von der primitivsten Art: jeder nach Belieben in seinen grauen langen Haik oder Djellab gekleidet und eine lange arabische Steinschloßflinte über der Schulter. Ersichtlich war es die bewaffnete Macht dieses Bezirks, bestimmt, hier an dessen Grenze die deutsche Gesandtschaft zu erwarten. Zur Begrüßung des Commandeurs der Truppe zu ihm herangeritten, erfuhren wir, daß auch er noch ein Khalif des Amil von Tanger sei, zu dessen Departement oder Amtsbezirk noch dies eben von uns betretene Gebiet gehöre. Der uns von jenem zur Begleitung mitgegebene Khalif war der Bruder dieser unserer neuesten Bekanntschaft. Hier war dessen Auftrag erfüllt. Er verabschiedete sich vom Minister und uns allen, wandte sein Pferd zur Heimreise, und der schöne vornehme Bruder übernahm, neben dem Kaid reitend, die weitere Führung.

Aber ihnen vorauf, zu allen Seiten und hinter uns schwärmte das neue, zu doppelter Zahl angewachsene Reitergeschwader und jenes wunderliche Fußvolk über die Thalebene dahin, im Laufe beständig aus den langen Flinten knallend. Weithin mit einem Teppich gelber, blauer, rother und weißer Blüten bedeckt, dehnten sich hier, von Gewässern durchzogen, die Wiesenflächen. Wie diese wild herangalopirenden Pferde in das hohe Gras eintauchten, und der farbige Schwarm der prachtvollen Reitergestalten mit den tiefbraunen Gesichtern und in den wehenden weißen, blauen und rothen Gewändern, auf den hochlehnigen purpurnen Sätteln ihrer feurigen Thiere sich wiegend, über die lichtgrüne Ebene dahin sprengte — war da nicht das schönste Seitenstück zu Joseph Brand's allbekanntem Meisterwerk: Kosacken auf einem Kriegszug in die Steppe einreitend, Wirklichkeit geworden? Auch manchen Herrn unserer Karavane, dessen Sinn sonst ziemlich zu und todt für künstlerische Dinge ist, frappirte, ohne daß er darauf hingewiesen worden wäre, die innige Verwandtschaft zwischen jenem Bilde und dem, das hier im Sonnenglanz lebendig stürmisch sich vor unserm Blick bewegte. Wenn der Reiz und die Pracht desselben noch eine Steigerung erhalten konnte, so geschah es jedesmal dann in hohem Grade, wenn die ganze Schar einen Fluß oder breiten Bach zu durchreiten hatte. Die Pferde arbeiten sich dann mit zorniger Anspannung aller Kraft durch den tiefen nachgiebigen Sumpf des flachen Ufers, setzen in das hochaufspritzende gelbe Gewässer, das in funkelndem Tropfenregen von ihren Leibern niederfällt, wenn sie sich wieder aus der Flut herausheben, um mit kräftigen Sätzen durch den Sumpf und an dem Abhang des andern Ufers zum jenseitigen Wiesenplateau hinaufzusprengen. Die Männer von der Landwehr haben es dabei schlimmer als wir Berittene. Sie heben ihre schmuzigen Djellabs bis fast zur Brust auf, halten die Flinten über den Kopf und müssen ihre armen schwarzbraunen nackten Glieder durch tiefen zähen Sumpf und reißendes Wasser hindurchtragen. Mit einer Rinde schwärzlichen Schlammes bedeckt und von Nässe triefend kommen sie auf der Wiese an, und setzen sich sofort wieder in Trab und verknallen ihr Pulver.

An dem etwas festern Ufer des breitesten der an diesem Tage passirten Flüsse, des „Mischerah-el-Chschif“, veranstalteten unsere neuen Begleiter für uns zum ersten mal das charakteristische Schauspiel, welches wir seitdem an jedem Tage in immer neuen Varianten wiederholt sahen: die Fantasia. Eine kleinere oder größere Gruppe von Reitern stellt sich in einer geschlossenen Reihe, die Pferde Kopf an Kopf, nebeneinander auf. Ein gegenseitiges Zunicken gibt das Zeichen. In demselben Augenblick schießen die Thiere wie der Blitz im Galop, der sich schnell in rasenden Carrière verwandelt, vor. Die Reiter heben sich hoch im Sattel, so daß sie nur noch in den breiten Bügeln stehen, schwingen die langen Flinten in der hocherhobenen Rechten über den Kopf zur Linken hinüber, legen an, zielen, das Haupt zurückgeworfen, und während ein wilder Schrei von ihren Lippen schallt, geben sie Feuer, geradaus gegen den Boden hin oder rasch zurückgewendet hinterwärts, wie gegen einen nachsetzenden Feind. Das abgeschossene Gewehr wirbelt dann noch einmal in der Hand um sich selbst und zur andern hinüber, oder wird in die Luft geworfen und im Fluge wieder aufgefangen; die Pferde werden im tollsten Laufe plötzlich parirt und zum Stehen gebracht. Wir haben derartige Fantasias von Reihen von 6 bis 12 Mann, aber auch von je zweien und auch von einzelnen Virtuosen dieses verwegenen Reiterstücks ausführen sehen; und immer konnte ich mich des hinreißenden Eindrucks nicht erwehren, den es beim ersten Anblick auf mich machte. Das Ganze braust so im Fluge vorüber, daß man alle Einzelheiten der rapiden Bewegungen von Mann und Roß kaum mit dem Auge erfassen kann. Aber diese Totalität von rasend uns entgegenstürmenden Rossen, diesen wilden Wirbel von Pferdebeinen und Köpfen, von hochgeschwungenen braunen Armen, schlangenhaft bewegten Leibern, leidenschaftlich entflammten schwarzen Gesichtern, sausenden weißen und farbigen Gewändern im Blitz und Dampf der Schüsse, deren Krachen sich dem Donner der Hufe gesellt — sieht und empfindet man mit gleichsam innerlich jauchzender Lust.

Unsern Offizieren und dem braven Wachtmeister allerdings wollten alle diese Fantasias als militärisches Cavaleriemanöver nur sehr wenig imponiren. Die so abgegebenen Schüsse (das

sieht auch der Laie ein) werden ihren Zielen selten gefährlich werden. Und mit allem rasenden Tempo, allem wilden Kriegsgeheul und allen wahnsinnigen Bewegungen im Sattel würden die „ollen schwarzen Hanswürste" einer Section Kaiser Franz-Grenadiere, die sie etwa in solcher Manier zu attakiren versuchen möchten, schwerlich das Gruseln lehren. Ich glaube das unserm Sergeanten unbedingt. Es ist eben nur ein Schauspiel wilder Reiter-Tollkühnheit und von der echtesten orientalischen Localfarbe. An kriegerischem Werth und Effect vielleicht nur gering, ist sein malerischer jedenfalls ein ganz unvergleichlicher.

Von da ab begleiteten uns die Fantasiaritte auf dem ganzen Wege bis hierher. Immer von Zeit zu Zeit, wo das ganz ebene Terrain dazu einlud, lösten sich mehrere Reiter aus der uns umschwärmenden und nachfolgenden Menge, sprengten im kurzen Galop der Karavane voraus, um sich in weiter Entfernung uns gegenüber in Linie aufzustellen und in der nächsten Secunde im Carrière mit Geheul, Flintenschwingen und Knallen gegen uns vorzujagen. Sie selbst werden dieses Vergnügens so wenig satt, wie wir des Zusehens. Nicht immer geht es dabei ganz glücklich und ohne Unfall ab. Einmal, bei einer der letzten Fantasias, die allerdings auf sehr schlecht geeignetem, löcherigem Boden veranstaltet wurde, schoß der zweite Mann im Gliede über den Kopf seines stürzenden Pferdes hinweg, und dieses sich überschlagend über ihn. Daß er das Genick gebrochen habe, schien kaum zu bezweifeln. Der schöne schwarzbärtige Kopf hing, als man den Unglücklichen aufhob, gänzlich hinten über; Blut stand vor den Lippen; nur ein schwaches Stöhnen entrang sich seiner gequälten Brust. Da er der Neffe des Kaid war, bemühten sich die Reiter und der Oberst der Escorte sehr angelegentlich und theilnehmend um ihn. Dr. Dominik, welchem die maurischen Kranken, die wirklichen und die eingebildeten, auf der ganzen marokkanischen Reise keine Stunde Ruhe gönnen (jeder will in aller Schnelligkeit durch den wunderthätigen Zauberer, den Allah zum Heil der Frommen hierher geführt hat, von allen Gebrechen befreit sein), sprang vom Pferde und untersuchte den anscheinend Sterbenden. Er konnte nur eine starke Gehirnerschütterung constatiren und ihn der Pflege

seiner Leute im nächsten Dorf und regelmäßige Versorgung mit kalten Umschlägen empfehlen.

Auf einer begrasten Hochebene, der Wiese „Had-el-Garbia" (Sonntagmarkt von Garbia), die im nahen Umkreise von nicht weniger als acht Dörfern umgeben wird, in der fruchtbarsten, weide- und viehreichen Landschaft, vor dem Hintergrund ferner Gebirgszüge, wurden die Zelte des zweiten Nachtlagers aufgeschlagen. Wiederholt schon waren wir durch marokkanische Dörfer passirt, oder hatten deren in einiger Ferne zur Seite des Weges wie Gruppen von Maulwurfshügeln über die grüne Fläche ragen sehen. Sie sind entweder feste Hütten-Duars (Duar heißt Dorf) oder Tschars, d. h. Zeltdörfer. Beide wetteifern in der Armseligkeit und im Schmuz der Wohnungen. Jene sind aus Kalksteinen aufgeführte enge niedrige Häuschen, mit Rohr und Stroh gedeckt, von Rohr- und Cactuszäunen umgeben, oft von Feigen- und Oelbäumen traulich beschattet. Auf der Spitze der Dächer nisten Störche in enormer Menge, auch die Bäume verschmähen sie nicht zum Nisten. In der Mitte des größten freien Platzes liegen oft starke Heerden von Schafen und Rindern; an Pferden, Maulthieren und Eseln fehlt es nicht. Der Reichthum an Vieh scheint außerordentlich groß; der an Kindern aber sicher nicht geringer. Ob der außerordentliche Segen an Störchen damit in irgendeinem geheimnißvollen Zusammenhange steht, konnte ich nicht erfahren. Die Bekleidung der Kinder mag den lieben Aeltern geringe Sorge machen. Irgendein Stück ungebleichtes Wollenzeug oder ein zerlumpter Djellab mit einer Kapuze genügt für lange Jahre. In Scharen lief dies kleine Gesindel an die Straße, um unsere Cavalcade anzustaunen, sie lachend und die blendend weißen Zähne fletschend zu begrüßen. Die Frauen und größern Mädchen blieben wol gezwungen weiter zurück an den Hütten stehen. Aber wie gern wären auch sie näher herangekommen! Das bekannte Lied, das unsere Herren Offiziere summten: „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschiren, öffnen gleich die Mädchen die Fenster und Thüren", scheint in Afrika so zutreffend zu sein wie in Europa.

Die Zeltdörfer sind nur die Wohnsitze nomadischer Bevölkerungen, die ihre Heerden auf den endlosen Grasebenen weiden lassen, um nach einiger Zeit mit Vieh, Haus, Hof und allem, was ihrer ist, wieder zu andern Gegenden zu ziehen, in denen sie ihre niedern braunen Zelttuch-Hütten aufschlagen.

Wenn sich die Dorfjugend an den durch das Land ziehenden Fremden und ihrem prächtigen Geleit ergötzt, so haben die Väter, die Landbauern und Heerdenbesitzer, sehr geringe Veranlassung, sich über den Besuch dieser Gäste zu freuen. Immer, sobald unsere Zeltstadt fertig errichtet steht und unser Kreis, in der Sonnenuntergangsstunde in oder vor den Zelten lagernd, den nie ungern gehörten Klang der späten Mittagsglocke erwartet, kommt aus den nächsten Dörfern ein Zug von alten und jüngern Männern, Mauren und Negern, in der einfachen Tracht des Volks, im langen farblosen Djellab, Kapuze oder Turban auf dem Haupt, auf den innern Platz des Lagers geschritten. Der würdige Sicsu führt sie zum Minister vor das Flaggenzelt. Einige tragen Hammel, an den Füßen gehalten und über ihre Schultern gelegt; andere hohe Thonkrüge von eigenthümlicher Form mit Butter gefüllt; andere wieder lebende Hühner, Schüsseln voll Gebäck oder mit Kuskussu, hohe Palmettokörbe voll köstlicher Orangen, voll Eier, viele Hüte Zucker, Brote, kleine Blechgefäße oder große Düten voll Thee, Packete von Stearinkerzen. Alle diese Gaben legen sie zu den Füßen des „Ambaschador“ nieder. Nach einigen, durch den Drogman vermittelten Ergebenheitsversicherungen entfernt sich dieser echt alttestamentarische Zug wieder aus dem Lager, während Köche und Intendanten die gelieferten Gegenstände mit sich fortführen, die Hammel direct zur Schlachtbank.

Das ist die sogenannte „Muna“, die vorgeschriebene Naturallieferung, welche jeder Bezirk, in dem die Gesandtschaft ihr Nachtlager aufschlägt, auf Ordre des Sultans, resp. des Paschas zur Verpflegung so werther Gäste herbeizuschaffen gezwungen ist. Natürlich wird diese Auflage von den Beamten gleich nach einem solchen Maßstab bemessen, daß nicht nur die Gesandtschaft und die Escorte dadurch reichlich für den Tag versorgt ist, sondern auch immer noch ein sehr beträchtliches Quantum

für die Ausschreiber und Eintreiber abfällt. Trotz des besten Willens und Bemühens der Gesandten ist es wenigstens noch nie gelungen, von dem Ueberschuß des Herbeigebrachten auch nur den geringsten Bruchtheil den Bringern zurückzugeben.

Die Scene, die sich von nun an jeden Abend in ziemlich derselben Weise wiederholte, macht für das Empfinden eines europäischen Zuschauers immer einen theils tragikomischen, theils fast peinlich beschämenden Eindruck. Die Hammel und die Hühner läßt man sich noch gefallen; die Wiesen wimmeln von jenen und die Dörfer von diesen. Aber diese Dutzende von Zuckerhüten, Kerzenpacketen, von Pfunden grünen Thees, die das arme ausgesogene Volk doch erst theuer genug vom europäischen Händler kaufen mußte, um sie als unfreiwillige Liebesgabe an seine ungebetenen Gäste zu verabfolgen, die ihm im günstigsten Fall das Gleichgültigste in der Welt, wahrscheinlicher aber ein Gegenstand des Hasses sind — man schämt sich beinah, mit davon zu profitiren.

Im Grunde ist alles angebaute und unbebaute Land Eigenthum des Sultans. Die Bauern und Heerdenbesitzer sind theils nur damit belehnt, wofür sie den Waffendienst als Maghazenis zu leisten haben, theils genießen sie die von ihnen eingezäunten und bearbeiteten wie die von ihrem Vieh beweideten Ländereien nur so lange als ihr Eigen, wie es dem Sultan beliebt. Ausgedehnte Strecken des fruchtbarsten Erdreichs liegen unbeackert und unbesät, meilenweit bald mit saftigem Wiesengras, bald mit Palmettogestrüpp und Meerzwiebeln, mit Disteln und Unkraut bedeckt. In der Nähe der Duars sind die Gersten-, Hafer-, Weizen- und Bohnenfelder häufiger; und alle diese Feldfrüchte gedeihen aufs üppigste bei gewiß nur sehr geringer Sorgfalt und Mühe der Bearbeitung. Die Fruchtbarkeit des fetten Bodens wird durch die Menge der Wasserläufe und besonders durch die außerordentlich starken nächtlichen Thauniederschläge des ganzen Jahres, die häufigen Regen des Winters und Vorfrühlings gesteigert. Aber von einer wirklich bewußten rationellen Ausnutzung der natürlichen Vortheile dieses Bodens und Klimas ist das Volk heute noch so weit entfernt wie vor Jahrtausenden.

Die ermüdende, oft geradezu trostlose Einförmigkeit der Landschaft rührt hauptsächlich von dem Mangel an Bäumen her. Seit wir Tanger verließen, haben wir, außer den Feigen-, Orangen- und Oelbäumen in den Gärten mancher Dörfer und einiger Amils und Stammeshäupter, nur ein einziges mal eine größere, einem Wäldchen ähnliche Gruppe von Bäumen auf einer Stelle beisammen gesehen. Es war in der ersten Hälfte des heißen dritten Tages der Reise, in dessen Morgenfrühe wir von der Wiese Had-el-Garbia aufgebrochen waren. Den ganzen Hang eines Hügels vor uns sahen wir mit dichtem Laubholz bedeckt, und zwischen den dunkeln und graugrünen Kronen schimmerte ein weißes steinernes Haus mit einer Kuppel hervor. Beim Nähertreten erkannten wir ein Wäldchen von prachtvollen, meist uralten Oelbäumen, mit Fächerpalmen untermischt, an deren Blattrippen eben die langen vollen goldgelben Blütentrauben aufgebrochen waren. Am Boden, auf dem die grotesk gewundenen Leichen vom Sturm gestürzter mächtiger Stämme lagen und riesige Rebstöcke sich wie große Schlangen hinwanden, sproßte üppig die Calla mit ihren herrlichen weißen Blütenkelchen. Das Gurren der Turteltauben und das Schluchzen und Schmettern der Nachtigallen klang erquickend aus der kühlen grünen Dämmerung. Wir machten Rendezvous in dieser wundervollen poetischen Oase; und nie habe ich von einem Lager ein reizenderes Bild gesehen als das, zu welchem das unsrige hier durch die Lage am Hange des Hügels und die eigenartige Pracht der Vegetation sich gestaltete. Nur die Hoffnung einiger durstigen Seelen von der Dienerschaft, hier Wasser zu finden, erfüllte sich nicht. Jenes weiße Haus droben im Dickicht war keines Lebenden Wohnung, sondern das geweihte Grab eines heiligen Marabut. Wahrscheinlich dankte nur diesem Umstande das ganze Wäldchen seine Erhaltung. Einem jener Durstigen schien das Wesen des Gebäudes noch immer unklar zu bleiben. „Fragen Sie doch in dem Hause, ob man da kein Wasser bekommen kann“, rief er unserm Moses, dem vielsprachekundigen jüdischen Allerweltsdiener, zu. „Mais ce n'est pas une maison, c'est un vieux Marabout.“ — „Na, denn bitten Sie doch den alten Marabut drum, der wird doch woll Wasser haben!“ — „Mais il est donc mort!“

Eine dorf- und gärtenreiche Gegend folgte auf der nahen Hochebene und im Thal. Zelt- und Hüttenduars überall, viel Oel- und Feigenbäume hinter den Cactushecken. Und eine Stunde später sahen wir zur Seite des Weges wieder eine neue Reiterschar, diesmal wol hundert Pferde stark, die Männer reicher gekleidet, die Thiere stattlicher aufgezäumt, mit ihrem Banner halten. Jetzt hatten wir sie erreicht; ihr Führer, ein schöner majestätisch gewachsener Maure im weißen Turban und Djellab, mit tiefbraunem Gesicht von einem großartigen kühnen Schnitt und Ausdruck, stellte sich als Khalif des Amil von El-Arisch vor, der uns das Geleit bis Kasr-el-Kebir zu geben beauftragt sei. Unter den üblichen Ceremonien verabschiedete sich unser bisheriger Begleiter, der sanftblickende Blaumantel, der Khalif des Amil von Tanger, mit seinen Reitern; und jene neuen hundert gesellten sich zu der alten uns von Fez gesendeten Escorte. Aus den Dörfern herbeigeeilte Männer und Kinder liefen neben der Cavalcade her. Bald jagten einzelne Gruppen von 8—12 Reitern eine weite Strecke voraus, und über die grüne Ebene, flach wie ein Tisch, brauste wieder Fantasia nach Fantasia, feuriger, glänzender, farbenprächtiger wie jede frühere, uns von da dröhnend entgegen. Erst der immer auf- und niedersteigende Weg durch ödes Hügelland machte in den spätern Nachmittagsstunden die Fortsetzung derselben unmöglich. Der lange etwas ermüdende Ritt während der heißesten Stunden des Tages endete auf einer hübschen Thalwiese zwischen niedern Hügeln, „Sselassa-Raisannah“ genannt, d. h.: der Dienstagmarkt von Raisannah, wo — ein ersehnter tröstlicher Anblick — unsre Zelte schon fertig aufgeschlagen zu unserm Empfange bereit standen.

IX.

Maghazenis, Kaids und Amils.

Nahe dem Ziel. — Etwas von marokkanischer Verwaltungskunde. — Fiscalische Praxis. — Ein glänzender Empfang. — Die Stadt Kasr-el-Kebir. — Ein Flußübergang.

Im Lager am Wad-Fez, 6. Mai.

Ein scharfer Tagemarsch von gut vier deutschen Meilen, der heute früh von unserm letzten, auf der großen Wiese am reißend strömenden von blühenden Tamarisken beschatteten Flusse Mkis so höchst anmuthig gelegenen, Lagerplatz aus angetreten wurde, hat uns dem ersehnten Ziel der ganzen Karavanenreise so nahe gebracht, daß ein Ritt von einer Stunde Dauer genügen würde, um uns bis an die Thore der Residenz „Seiner Scherifischen Majestät" zu führen. Durch die Thäler und über die Höhen eines stellenweise sehr interessanten, theils ganz kahlen, theils mit Mimosengebüsch bewachsenen Kalkgebirges waren wir zu einer weiten mit Getreide bebauten Hochebene gelangt, über deren letztem Rande zwei hohe felsige Gipfel, ein näherer und ein ferner gelegener, sichtbar wurden. Sobald wir um den erstern herumgekommen sein würden, versicherte uns einer der Reiter unserer Escorte, würden wir am Fuß des andern Fez in der Ebene ausgebreitet liegen sehen. Aber dieses Herumkommen schien immer unerreichbarer zu werden. Von jenem Hochplateau hinabgestiegen, sahen wir neben und vor uns zwar die weite grüne wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte Ebene

von Fez sich scheinbar bis zu der blauen östlichen und südlichen Ferne hindehnen, in welcher der schneegekrönte große Atlas wie eine Wand in die Wolken ragte; aber der breite Fuß unsers Berges schob sich immer wieder zur Linken tückisch zwischen uns und den Anblick unsers Ziels. Endlich, nach zwei Stunden bog die breite flache Straße abermals um einen dieser vorspringenden Ausläufer oder Wurzeln des mächtigen vieldurchfurchten Bergkegels, und vor uns in der Tiefe wurden, umgeben vom Grün der Felder und Gärten, die bräunlichen Mauern, die weißen und gelben Häuser und Thürme der Residenz des „wahren“ Khalifen des Propheten in kaum einer Meile Entfernung sichtbar. Ein Dutzend schwarzbrauner und chokoladefarbner nackter Arme wiesen darauf hin; die uns zugewendeten dunkeln Gesichter unserer Maghazenis verzogen sich zum frohen Lachen, und „Fâs! Fâs!“ erklang ihr Ruf. („Fez“ hört man den Namen kaum jemals aussprechen.) Aber obwol es erst 11 Uhr war, durfte der heutige Marsch nicht bis zur Stadt fortgesetzt werden. Es muß hier eben alles seine feierliche Ordnung haben. Alle „Ambaschadors“ lagern an dem und dem Reisetage da und da: so muß es der deutsche auch. Auf dem grasigen Abhang an dem Flusse, welcher die Hauptstadt mit Wasser speist, hatten deshalb die zuerst angelangten, vorausgesendet gewesenen Zelte aufgeschlagen werden müssen. Jede Gesandtschaft darf erst am zwölften Tage ihrer Reise in die Residenz des Beherrschers der Gläubigen einziehen; und der heutige ist erst unser elfter. Also noch eine Nacht in den Zelten, wenn auch, wie es heute geschieht, der kalte Nordwest deren dünne Leinwand zaust und flattern macht und den Regen durch die offenen Fugen und wol auch durch das Gewebe selbst in ihr luftiges Innere auf Tisch und Feldbett treibt.

Ob sich die Erwartung eines besonders feierlichen Einzugs bestätigen wird, steht noch dahin. Jedenfalls nicht die des Empfangs durch den Sultan am ersten Tage. Die Gesandtschaft reitet in die Stadt, ohne das hart mitgenommene Reisecostüm zu wechseln, Minister und Offiziere nicht in Uniform, und bezieht sofort das ihr zugewiesene Haus oder Palais. Die bestimmte Sage geht, daß es Gesetz und Sitte sei, dieses dann

überhaupt nicht eher zu verlassen, als zur feierlichen Aufwartung und Geschenküberreichung bei dem Sultan. Den Tag derselben zu bestimmen, hänge indeß ganz von seinem Belieben ab. Hoffentlich ist die braune Majestät gnädig genug, uns nicht allzu lange darauf harren zu lassen, ihr, nach allen Schilderungen, edles melancholisch schönes Antlitz und all ihre Herrscherpracht zu schauen.

An feierlichen und gastlichen Empfängen durch seine Vertreter und Bevollmächtigten hat es indeß der deutschen Gesandtschaft während dieser Reisetage keineswegs gefehlt. Die Formen, in welchen die Begrüßung und die Aufnahme der Gäste des Sultans stattfanden, blieben sich bei allen diesen Gelegenheiten im Grunde ziemlich gleich. Aber im Detail ließen sich doch manche Abstufungen in Bezug auf den Grad der Festlichkeiten bemerken. Macht, Reichthum, amtlicher Charakter und nicht am wenigsten auch die Localität brachten durch ihre Verschiedenheit auch jene Unterschiede darin hervor.

Die Kreis- und Departementschefs (die Uebertragung dieses europäischen Ausdrucks auf die marokkanischen so gänzlich abweichenden Verhältnisse mag hier vorläufig gestattet sein), die unserer Gesandtschaft auf ihrem Wege persönlich gegenübergetreten sind, gehörten den drei Gattungen an, welche der innere Verwaltungsorganismus dieses maurischen Kaiserreichs von solchen kennt. Es sind entweder die, nach türkischer Analogie von den Europäern Paschas genannten, „Amils" eines Departements, welche, ähnlich den französischen Präfecten, einfach vom Sultan zum Chef des betreffenden Regierungsbezirks ernannt werden, nachdem sie in Fez den Preis dieser Ernennung mit baarem Gelde, und zwar recht schwer, bezahlt haben. Solche Amils sind z. B. in Küstenstädten, wie Tanger oder El-Arisch-Mogador, über eine unterwürfige, keine Schwierigkeiten machende Bevölkerung gesetzt. Ihre Unterpräfecten für die zu ihrem Bezirk gehörigen Kreise heißen „Khalifen", Stellvertreter, wie wir deren während der ersten drei Reisetage kennen lernten. Dann aber sitzen im Innern des Landes zahlreiche Stämme, die, reich an muthigen Männern, den altschottischen Clans auch darin gleichen, daß sie mit erblicher Treue an ihrem ange-

stammten Oberhaupt hängen, in dessen Familie diese Autorität vom Vater auf den Sohn übergeht. Der Sultan würde der Bevölkerung solcher Landschaften gegenüber einem von ihm eingesetzten Amil schwerlich genügende Macht verleihen können, um die Autorität ihres Stammeshaupts unter die seinige zu beugen; er zieht es daher klugerweise vor, das letztere selbst mit der Würde des Amil zu bekleiden, den Chef des Clans zum Präfecten des Bezirks zu machen. Und noch eine dritte Abart lernten wir kennen. Gewisse große fruchtbare Landschaften sind, wahrscheinlich von den alten Zeiten ihrer Eroberung und der Unterwerfung resp. Vernichtung oder Austreibung der früher darin ansässig gewesenen Bevölkerung her, ganz an die Lehnsreiter des Sultans, die Maghazenis, vergeben. Ihnen gehört alles Land, wogegen sie dem Sultan jederzeit als Landescavalerie zu Kriegs- und Polizeidiensten, und zwar überall im Reich wohin sie geschickt werden, während einer anscheinend durch keine Lebensalterstufe eingeschränkten Zeitdauer verpflichtet sind. Sie übergeben dann ihren Landbesitz an Pächter, die ihn für sie bearbeiten. So erfreut sich z. B. der Maghazeni, welcher als Kavaß oder Soldado bei der deutschen Mission in Tanger fungirt, eines Grundeigenthums von über 90 Morgen. Die ausschließlich dieser Maghazenia zugewiesenen Landschaften kennen die Würde eines eingesetzten Amil nicht. Ihre meistbelehnten einstigen obersten Offiziere scheinen, wie im europäischen Mittelalter, allmählich die Stellung eines erblichen Militäradels errungen zu haben. Aus den Reihen derselben gehen, sei es durch Präsentation und Ernennung, sei es durch immer neu bestätigtes Erbrecht, auch die Chefs der Verwaltung dieser Districte hervor, welche hier durchweg den Titel „Kaid", Oberst, führen. Mit interessanten Typen jeder dieser drei Gattungen von Departements- und Kreisdirectoren hat uns die Reise zusammengeführt. Aber nicht ohne Schwierigkeiten gelang es, über das Wesentliche der Unterschiede im Charakter ihrer Würde ins Klare zu kommen. Vielen meiner Leser mag der Ursprung des Wortes „Maghazeni" unbekannt sein, dessen Klang und Grundwort uns doch ganz vertraut anmuthet. Dieser Klang führt auch keineswegs irre. Das in unserer deutschen wie in andern

europäischen Sprachen durchaus heimatberechtigte Wort „Magazin" ist wirklich die Wurzel dieser Benennung der Soldaten. Es bedeutet ursprünglich, auch im Maurisch-Arabischen, einen Ort, ein Local, in welchem eine Menge brauch- und schätzbarer Gegenstände zusammenhäuft werden, und daher im engern Sinne die Regierung, den Fiscus, dessen Hauptbestreben und Thätigkeit (natürlich nur hier „in der wilden Berberei" und selbstverständlich nirgends in Europa!) darauf gerichtet ist, möglichst viel solcher schätzbaren Objecte in seinem Besitz anzusammeln und sie zu diesem Zweck dem ihrer ursprünglichen Eigenthümer zu entziehen. Die Instrumente, deren sich das Staatsoberhaupt zu dieser wichtigen Operation der innern Politik bedient, die bewaffnete und berittene Macht, heißen daher „Maghazenis" (mit starkem Accent auf der zweiten, mit kräftigem Rachenlaut auszustoßenden, Silbe und fast vollständigem Verschlucken des a in der ersten auszusprechen).

Man versichert, der gegenwärtige Sultan Muley Hassan habe bei seinem Regierungsantritt vor etwa 3 Jahren eine Rundreise zur Beglückung seiner Provinzen unternommen, welche fast ein Jahr gedauert habe und für das „Magazin" zu Fez sehr ergiebig gewesen sei. Er wurde dabei von 30000 Maghazenis begleitet und unterstützt. Die patriotische Bevölkerung soll ihm mit Begeisterung eine Fülle von Liebesgaben dargebracht haben: Gold, Lebensmittel, Rekruten für das Fußvolk (die „Askars"). Wo sich unpatriotische Gesinnungen durch Widerstand oder Enthaltung von dergleichen Gebeseligkeit zeigten, soll der gerechte Lohn auf dem Fuße gefolgt sein. Man will in den Städten kurz vor Ankunft der Majestät Sendungen von eingesalzenen Maurenköpfen eintreffen und ausstellen gesehen haben, mit der nicht miszuverstehenden Andeutung, daß es die der Herren Steuerverweigerer und ihrer lieben Verwandten seien. Durch einen so kräftigen Mahnzettel mögen allerdings viele Steuer-Executionskosten erspart werden.

Glänzend vor allen andern Empfängen und Begrüßungen durch Amils, Khalifen und Kaids, ja vielleicht das tollste, phantastischste und abenteuerlichste Schauspiel während der ganzen bisherigen Reise war der Empfang, mit welchem die Gesandt-

schaft am Ziel der vierten Tagereise nahe der Stadt Kasr-el-Kebir am Kûs überrascht wurde.

Um 7½ Uhr morgens waren wir von Sjelassa-Raissannah, dem Lagerplatz der letzten Nacht, aufgebrochen. Immer in südlicher Richtung über weite Wiesen hinreitend, deren üppiges Gras durch die Fülle von rothen wilden Malven- und blauen Convolvulusblüten einen reizendern Schmuck erhielt, als die Reitpfade durch die noch größere Masse von Kamillen, bewegten wir uns den blauen Bergzügen entgegen, deren höchster Gipfel in der scharfgezeichneten Form einer auf der rechten etwas steiler als auf der linken Seite ansteigenden Pyramide eine weithin sichtbare Landmarke bildet. Wiederholt wurden wir durch den Anblick prächtiger Fantasias gefesselt, die unsere neue Escorte vor uns aufführte. Aber fast mehr noch zogen die wahrhaft alttestamentlichen Bilder und Scenen der Hirtenfamilien bei ihren Heerden unsere Blicke auf sich. In diesen Gestalten und Gruppen scheinen die Menschen der ältesten heiligen Geschichten lebendig geworden: so einfach und doch voll so natürlicher Hoheit trotz Schmuz und Lumpen, und wieder so wild, so gänzlich fern von allem Modernen, uns von der Heimat her Vertrauten, ist all ihr Aussehen, ihr Stehen, Hocken, Liegen, der Stil ihrer Köpfe und ihrer Gewänder. Wir hatten nach zwei Stunden den Fluß Maghazine, an welchem einst die Macht der Portugiesen den marokkanischen Waffen erlag, durchritten und, über weite Weidetriften. an Heerden vorzüglichen Rind- und Wollenviehs, an großen stattlichen Duars, deren Dächer von Störchen wimmelten, vorbeiziehend, eine Stunde später den tiefen, an den lehmigen Ufern und im gelben Wasser von zahllosen Schildkröten belebten Warraur erreicht. Das Wasser ging bis an den Bauch der Pferde. Die Packthiere hinein- und hindurchzubringen kostete oft ernstliche Mühe. In der heißen Mittagsonne jenseit des Flusses im Grase beim Frühstück lagernd, hatten wir die ganze Karavane mit Kamelen und Maulthieren denselben passiren sehen und vorausziehen lassen. Um 4 Uhr etwa erreichten wir die Vorhügel jenes Gebirgszuges, sanfte mit Gerste und Weizen bedeckte Höhen. Die passionirtesten Jäger unter unsern Offizieren, welche besonders

die geflügelte Welt Nordmarokkos täglich mit gänzlicher Ausrottung bedrohen, Graf Seherr, einer der unermüdlichsten und sichersten Schützen, der jedes schießbare Wesen im dichten Gestrüpp und Getreide sieht und, was er sieht, auch erlegt, Herr v. Varnbühler und Graf Stolberg-Roßla schweiften wie gewöhnlich auf den äußersten Flügeln, den Lefaucheux im Anschlage, parallel mit dem Gros der Gesandtschafts-Cavalcade still und wild durch die entlegenern Felder, durch häufige Schüsse ihre gerade eingenommene Stelle verrathend und ihre für unsere Tafel im Speisezelt so ergiebige Wirksamkeit beweisend.

Ich war eine Strecke vorausgetrabt und hatte vor den andern den höchsten Punkt des Weges erreicht. Jenseit des nächsten Thales bot sich mir dort eine überraschende Schau: die Häuser und Thürme einer ausgedehnten Stadt im dichten Grün von Gärten und Olivenpflanzungen am Fuß der fernern Gebirgswand; unsere Zeltstadt auf einem zur Linken von der breiten Straße her sanft ansteigenden grünen Hange; und näher an meinem Standpunkt, zu beiden Seiten der wie in einem Hohlweg dahingehenden Straße, lange dichte Reihen von Reitern und scharlachrothen Figürchen, gefolgt von einem Gewimmel anderer Gestalten in hellen Kleidern. Kein Zweifel konnte obwalten: jene Stadt mußte „Ksar", oder Kasr-el-Kebir, und diese Menschenmenge hier zu unserm Empfange gekommen sein. In beschleunigtem Tempo ritten wir hinab, den dort Aufgestellten entgegen. Nun hatten die ersten unserer vorausgesprengten Reiter jene Kameraden erreicht; bald auch war der Minister mit uns allen in dem Hohlwege angelangt. In diesem Augenblick brach ein unbeschreiblich toller betäubender Lärm in den Reihen los. Die rothen Figuren — nacktbeinige Askars mit Bajonnetgewehren und ein Zug rothgekleideter Sappeurs mit gelben Schurzfellen, Aexte über der Schulter —, die Landwehrmänner in farblosen schmuzigen wollenen Djellabs, mit langen arabischen Flinten im Arm, gegenüber die etwa 250 Maghazenis, sie alle feuerten ihre laut krachenden Gewehre in die Luft, während die Trommler, Trompeter und Clarinettisten zu Fuß und zu Pferde eine fürchterliche Symphonie von chaotisch zusammengemengten ohrzerreißenden Klängen anstimmten; zuweilen erinnerten die Weisen der

Bläser und Tambours dieser Askars an die Signale europäischer Truppen. Aber in dem furchtbaren Durcheinander von Tönen und zumal in dem gellenden Pfeifen und dröhnenden Trommelrasseln des Cavalerie-Musikcorps, von dem Knallen der Schüsse begleitet, gingen mir bestimmte Weisen gänzlich auf und unter.

Dr. Weber erfuhr bei seiner Begrüßung des Chefs der Truppen, eines stattlichen bärtigen Arabers in der zweiten Lebenshälfte, an welchen er heranritt, daß er der neue Amil des Bezirks der großen Küstenstadt Larache, oder El-Arisch, in Person sei. Eben von Fez kommend, wo er sich dem Sultan in dieser Würde vorgestellt und den schweren Preis für seine Belehnung überreicht hatte, war er mit seiner ganzen Macht, der Garnison der zu seinem Departement gehörigen Stadt Ksar, der deutschen Gesandtschaft entgegengezogen. Seine beiden Fähnlein schlossen sich dem unsern, er selbst dem Minister an. Und zwischen unsere Pferde drängten sich Askars, Wehrmänner, Reiter zu Roß, Maulthier und Esel, oft je zwei auf einem, Musikanten, Tambours und Bläser, Männer und Kinder aus Dorf und Stadt, in gänzlich aufgelöster Ordnung und wälzten sich als ein bunter Menschenstrom auf dem Wege weiter mit, vor, neben, hinter uns. Unerbittlich tönte dabei jene schaudervolle Musik zum Lärm der Schüsse. Zwei alte schwarze Oboisten, nach Frauenart auf der einen Seite ihrer Reitthiere sitzend, bliesen, ohne einen Moment zu pausiren, mit aller Kraft ihres Athems in die dicht vor den Lippen mit einer Art Stichblatt versehenen Instrumente, daß ihnen die Backen zu springen drohten. Gleichzeitig jagten auf der breiten Ebene seitlich unseres Zuges wieder Reiterschwärme voraus, um von dort, schnell geordnet, in rasenden Fantasiaritten mit wildem Geschrei und Schießen uns entgegenzustürmen. In solchem tumultarischen Zuge erreichten wir unsern Lagerplatz. Die Fantasias aber wurden unten auf dem Wege während des ganzen übrigen Tages nicht eingestellt. Bis zur Dunkelheit krachten die Schüsse und schallte das Gekreisch der Reiter und der dumpfe Donner der Pferdehufe zu uns herauf.

Dem Amil, der die Gesandtschaft mit so ausgesuchten Ehren empfangen und seinerseits in der nächsten Nachbarschaft unserer

Zeltstadt mit seinen Reitern sein Lager aufgeschlagen hatte, wurde noch vor dem Diner der Dank der Fremden durch einen gemeinsamen Besuch ausgedrückt. Ein höchst charakteristisches Stück marokkanischen Lebens spielte sich in seinem großen Zelte ab. Der hohe Herr befand sich gerade in wichtigen Verhandlungen mit einem jüdischen Geldmanne aus der Stadt. Er hatte, nach seiner eigenen Mittheilung, in Fez 100,000 Duros (1 Duro = etwas mehr als 4 Mark) für seine Ernennung bezahlen müssen. Nachträglich aber war ihm von der Regierung vor seiner Abreise noch eröffnet worden, sie hätte doch zu wenig für ein so bedeutendes und einträgliches Amt gefordert; er möge noch eine Nachzahlung von 200,000 Duros baar so schnell als möglich leisten. Diese Summe aufzutreiben, sollte ihm sein Geschäftsfreund behülflich sein. Ein junger Maure von nicht eben anziehendem Wesen, angeblich der Sohn des Amil, hielt sich beständig in seiner nächsten Nähe auf. Die Einladung, zur Tafel zu bleiben, konnte nicht abgelehnt werden. Zum ersten male hatten die deutschen Gäste sich in der schwierigen Kunst zu versuchen, mit den Fingern aus den auf den Boden gesetzten gemeinschaftlichen Schüsseln ihre Bissen herauszulangen, zu zerstückeln und zum Munde zu befördern. Aber ich glaube, ihre Ausübung wird mir immer noch leichter werden, leichter sogar das Genießen der Wunderwerke der marokkanischen Küche, des Hammelfleisches, der Kuskussu und der tausend süßen Speisen und Gebäcke, die nur zu oft nach einer Zubereitung mit Pomaden und Haarölen schmecken, als die Gewöhnung an das Nationalgetränk, den mit Melissen und Kamillen gewürzten grünen Thee. Dieser hat in Marokko den Kaffee, jenes herrliche Lieblingsgetränk der östlichen Moslim, durchaus verdrängt. Die Mauren trinken ihn in ähnlichen Massen, wie die Russen ihren köstlichen Thee. Er wird, immer schon übermäßig gesüßt, in kleinen Gläsern oder Tassen jedem Besucher credenzt. Die gute Lebensart erheischt den Genuß von mindestens drei vollen Tassen. Und schon beim ersten Schluck, schon beim Einathmen des penetranten Kamillendufts, ergreift mich's mit wildem Weh. Wenn der edle Wirth sich den Bauch nach Herzenslust mit diesem vertrackten süßen heißen Naß gefüllt hat, beginnt er seine Befriedigung

durch möglichst häufiges polterndes Aufstoßen, für welches unsere Volkssprache ein klangbezeichnenderes Wort hat, kundzugeben. Ein Gast von Höflichkeit und geselligem Anstand darf dann nicht versäumen, ein kräftiges Echo hören zu lassen. Wir haben uns, seit wir das wissen, nicht erfolglos bemüht, diesen erwünschten Klang beliebig zu erzeugen, und hoffen, jeder Große, bei dem wir in Fez noch zu speisen und Thee zu trinken genöthigt sein werden, soll mit diesen Beweisen unserer guten Sitte und Weltbildung zufrieden sein.

Die Stadt Kasr-el-Kebir, gewöhnlicher Ksar genannt, gewährt aus der Ferne und von außen gesehen mit den grünen Laubmassen ihrer Feigen- und Oelbäume, mit ihren Minaret- und Mauerthürmen und vereinzelten hohen Dattelpalmen, welche neben denselben ihre Kronen wiegen, einen außerordentlich gefälligen Anblick. Aber was sie uns zeigte, als wir am nächsten Morgen (Montag den 30. April) einen kleinen Theil ihres Innern durchritten, war wenig geeignet, diesen fernwirkenden Gesammteindruck im Detail und in der Nähe zu bestätigen. Vieles von dem, was ich für Mauern gehalten hatte, erwies sich als hoch aufgethürmte Berge von Koth, Mist und Fäulniß, die man hier seit dem Bestehen des Orts rings um denselben abgelagert haben muß. Darum aber ist der Koth und Schmuz auf allen Gassen und Wegen der Stadt nicht etwa weniger massenhaft und tief. Vor den niedrigen flachgedeckten Häusern mit verschmuztem Kalkanwurf, vor den hufeisenförmigen Thorbogen der mit Matten bedeckten Gassen, an den Gartenzäunen aus Schilfrohr, Aloë, Cactus und dürrem Dorngesträuch längs unsers Weges hockten und standen die braunen Männer in ihren einförmig lichten Wollengewändern, die nackten Füße im Schlamm, in welchem alle diese Gasse Passirenden hoch über die Knöchel wateten. Unverhüllte jüdische Weiber in manchen Thüren riefen uns lachend spanische Grußworte zu. Von den Kothwällen und den alten Mauerruinen sahen Gruppen verhüllter maurischer Frauen, von allen Hausdächern und Minaretthürmen zahlreiche Störche auf unsern Zug herab. Wir waren nicht unzufrieden, das schmuzige Nest endlich hinter uns zu haben und nur an seiner Außenseite längs der Gärten weiter zu reiten. Die Kronen der

Feigen- und Olivenbäume verbargen uns lange den weitern Ausblick nach links hin. Dort stand, noch eine Strecke von uns entfernt, eine Reihe von halbnackten, nur mit kurzen ganz knapp anliegenden Lumpen bekleideten maurischen Männern, ersichtlich in Erwartung unseres Zuges. Wir hielten sie anfangs für das „letzte Aufgebot" von Ksar; aber als wir sie erreicht hatten, erwies sich das als Irrthum. Wol funfzig bis sechzig Fuß in der Tiefe zur Linken sahen wir im Morgensonnenglanz einen reißenden Fluß zwischen hohen steilen oft dicht bebuschten Ufern daherströmen, und jene Mannschaft war die Gilde der Furtfinder und Führer durch das gefährliche Wasser, den „Kûs", dessen Anschwellung nach langen Regenzeiten oft jede Verbindung zwischen den Landschaften hüben und drüben unmöglich macht, ja dessen furchtbare periodische Ueberschwemmungen das angrenzende Gebiet zuweilen meilenweit unter Wasser setzen. Immer je zwei oder einer jener Führer stellten sich einem Reiter unsers Zugs zur Verfügung. Der Amil wollte seine Höflichkeit so weit treiben, uns bis ans jenseitige Ufer zu geleiten, aber der Minister lehnte dankend ab. Man schüttelte sich die Hände, und der gastliche Würdenträger wandte sein Pferd, gefolgt von einem Fähnlein Maghazenis, mit welchem er bis hierher unsere Escorte verstärkt hatte, während sein Khalif mit den andern bei uns zurückblieb. Wir ritten den steilen Uferhang hinab und in den Strom. Das stark geschwollene gelbgraue Gewässer, das ungefähr die Breite der Spree bei Moabit hat, wirbelte und kreiste um die Beine der Pferde und Maulthiere und um die schimmernden braunen nackten Glieder und Leiber unserer Führer. Ohne zu suchen und zu stocken, zogen diese die Thiere in die rechte Furt, erst eine Strecke gegen den Strom, dann ziemlich geradaus quer hinüber. Nirgends geriethen wir viel bis über die Steigbügel ins Wasser, während dicht neben der Furt die Tiefe Mann und Thier verschlungen oder zum Schwimmen genöthigt hätte. Von der jenseitigen glücklich erreichten Uferhöhe gesehen, gab der Uebergang der nachfolgenden Reisegenossen, Maghazenis und Packthiere ein Bild, das mir unter den vielen, welche uns diese Tage gezeigt haben, durch die Eigenartigkeit des Vorgangs, durch Bewegung, Farbe, Lichtwirkungen,

landschaftliche Localität als eins der originellsten und prachtvollsten erscheinen wollte.

Die braven Burschen hatten ihren Führerdienst vorzüglich versehen. Auf Wunsch Dr. Weber's rief der Drogman Mr. Mansour die noch bei uns Stehenden zusammen, ließ die schon wieder bis an die Schultern im Strom Arbeitenden von den Kameraden zurückrufen und übergab vom Sattel aus ihrem Meister etwa 100 Frs. zur Vertheilung unter sie, indem er die Erwartung aussprach, daß sie die später noch folgenden Kamele und Packthiere mit derselben Sorgfalt hindurchlootsen würden wie uns. Mit einem lauten frohen Rufe und hochemporgehobenen Armen schienen diese lebendigen Bronzestatuen zugleich ihren Dank und das Gelübde auszusprechen, daß geschehen solle nach des Herrn Willen. Aber einer von ihnen drängte sich bis dicht an das Knie des Drogman. Die Hand daran legend schien er, nach dem flehenden Ausdruck seines zu ihm aufgerichteten Gesichts zu urtheilen, eine innig dringende Bitte an ihn zu richten. Jener streichelte ihm den kahlgeschorenen Kopf, sagte ihm ein paar tröstliche Worte — und der ganze Zug lenkte in die blütenbedeckten Weidetriften des südlichen Stromgebiets ein. „Und was wollte der arme Kerl von Ihnen?“ — „Er hat einen Sohn, der schon lange im Gefängniß sitzt, und bat, der Ambaschador möge denselben frei machen.“ — Wie die hiesigen Eingebornen glauben, daß unser verehrter Reisegenosse, der Stabsarzt Dr. Dominik, jedes Körperübel an Menschen und Thieren heilen könne und müsse, so meinen sie auch, der Ambaschador könne jedem Unrecht und jedem Elend abhelfen, wenn er nur wolle. Diese gute Meinung von ihnen ist für beide gewiß sehr schmeichelhaft, aber ebenso peinlich. Die Welt in und außerhalb Marokko ist und wird immer sein voll Elend, Jammer, Schmerz und Gewalt; und keines Arztes Kunst und Weisheit und keines Ministers Macht wird das je zu ändern vermögen.

X.

Vom Kûs zum Sebû.

Karavanenbilder. — Porträts von Reisegenossen. — Im Orangenhain. — Zwei gastfreundliche Stammeshäupter.

Wiesen, Weidetriften, Getreidefelder, bald stundenweite Ebenen, bald niedere Hügel und sanfte Bergrücken und Kuppen bedeckend; die Wiesen ein bunter Teppich von vielfarbigen Feldblumen auf dem lichtgrünen Grunde des saftigen dichten Grases; zuweilen, dazwischen aufblitzend, eine neue Krümmung des Kûs, ein kleiner Wasserlauf oder Teich, von Schildkröten wimmelnd; große Viehheerden; von Zeit zu Zeit ein Duar; in den Aeckern hier und da ein Pflüger, der mit einem Ochsengespann vor dem Pfluge den fetten Boden seines Ackers umwirft; Karavanen von schwer beladenen Kamelen und Maulthieren, die langsam, im Gehen grasend, von Treibern zu Fuß oder zu Esel begleitet, des Weges daher uns entgegenkommen oder von uns überholt werden; alles in einer Beleuchtung, unter einem Himmel, die sich von dem eines norddeutschen, fast nie ganz regensichern Maitages in nichts unterscheiden — so sieht mit wenigen Unterbrechungen und Abwechselungen das Stück afrikanische Welt aus, durch welches wir nördlich des Sebû dahinritten. Zuweilen brennt wol die Mittagssonne etwas heißer in der gänzlich baum- und schattenlosen Ebene. Aber fast niemals fehlt es an erfrischendem Winde, freilich leider auch nie an der immer wieder bestätigten

Gewißheit, daß nur zu früh am Nachmittag diese Tageswärme für 13 bis 14 Stunden von empfindlichster Kühle abgelöst wird.

Die Unterhaltung, das Gespräch ist nicht besonders lebhaft, wie gewöhnlich bei so langen gemeinsamen Ritten, wenn die Pferde in scharfem Schritt oder leichtem Trabe vorwärts gehen. Diese Art der Bewegung im Verein mit der freundlichen Einförmigkeit der umgebenden Natur erzeugt einen angenehm halbbewußten träumerischen Seelenzustand, den man ungern durch Denken oder Sprechen unterbricht. Desto geeigneter ist er zum Beobachten der sinnlichen Erscheinung alles dessen, was in der Nähe und Ferne sich zeigt. Die Gegenstände, welche jeden am meisten interessiren und zur Beobachtung reizen, sind natürlich auch in diesem Fall sehr verschieden. „Wat dem einen sin Uhl is, is dem andern sin Nachtigall" — gilt auch hier. Mein College Dr. Mohr, der „Posthorn"-Berichterstatter der Kölnischen Zeitung, dessen schöne musikalische Begabung und Kunst, dessen schneidiger Witz und prächtige, sich selbst am wenigsten schonende, immer gleichbleibende humoristische Laune ihn zu einem allen theuern Schatz der Gesellschaft gemacht haben, hat z. B. eine ganz besondere Passion auch für das kleine Pflanzen- und Thierleben. Den großen breitrandigen, von weißem Schleier umwundenen indischen Korkhut über den Fez gesetzt, die Flinte über den Rücken gehängt, die Beine in hohen Reiterstiefeln, zuweilen einen maurischen Djellab mit Kapuze übergeworfen, thront er auf dem Sattel seines launischen und nervösen Maulthiers, das eine unüberwindliche Abneigung gegen alles, was einer Fantasia und dem Schießen ähnlich sieht und klingt, bei jedem derartigen Anlaß kundgibt. Häufig sehen wir ihn absteigen, um irgendein charakteristisches Insekt, eine interessante Blüte, die er durch die Gläser seiner Brille selbst von seiner Höhe herab erschaut hat, aufzulesen und in seinen Büchsen und Flaschen unterzubringen. Schon fehlen weder der Skorpion noch der hier nur zu gewöhnliche scheußliche und gefährliche Skolopender, glücklich von ihm eingefangen, in seinem Spiritusbehälter.

Graf Seherr, dem die jugendliche Lebensüberkraft aus dem helläugigen glatten blühenden Gesicht leuchtet und in den eisernen Muskeln strotzt, Graf Stolberg-Roßla, bei dem sie sich

mehr auf letzteres beschränkt, Herr von Varnbühler, lang und schlank, lässig bewegt, immer in gleich ausgesuchter malerischer Eleganz und immer wechselnd costümirt, diese drei interessanten Charaktertypen der verkörperten Jagdleidenschaft, scheinen ihre Lust und Kraft der Beobachtung vorwiegend auf alles schießbare Gethier zn concentriren. Da Marokko weder Schonzeiten noch Jagdscheine kennt und niemand das Durchreiten der Getreidefelder hindert, so ist, trotzdem sie vom Sattel herab und ohne Hund jagen, ihre Beute an Raubvögeln, rothstelzigen Feldhühnern, Tauben, Trappen jedesmal überraschend reich. Für mich persönlich ist das beobachtende Studium der Reiter und der Pferde unsers Zuges eine nie erschöpfte Quelle des reinsten künstlerischen Genusses; es entschädigt mich genügend für die hier fast gänzlich fortfallende Freude an der Landschaft. Wenn ich im Dahinreiten jener selben Frühlingstage gedenke, während welcher ich vor einem Jahre einsam über den Peloponnes schweifte, und mir die Landschaften, die kühn gethürmten Gebirge, zackigen Gipfel und wilden Thalschluchten, die ernsten rauschenden Wälder und felsigen Einöden, die blauen Meeresbuchten, die goldigen Vorgebirgklippen, und die in ihrer Zerstörung noch so erhabenen und beredten Reste heiliger Vorzeit zurückrufe, zu welchen dieser Weg mich führte, so empfinde ich doppelt stark die recht eigentlich nichtssagende Leere der marokkanischen Landschaft. Alle Linien der Höhenzüge sanft, flau und charakterlos, sich höchstens zu einem simpeln Kegel- oder Pyramidengipfel steigernd, aller reichere Wechsel der Farbentöne durch das gleichmäßig alles bedeckende lichte Grün aufgehoben. Und keine einzige Stelle, kein Ortsname, wodurch irgendeine unserer Seele theure Erinnerung geweckt würde. Dies ganze weite Land hätte ausgestrichen sein können aus der Existenz, und die Geschichte des Menschengeistes wäre dennoch dieselbe.

Ich weiß nicht, ob diese geborenen Reiter, die unsere Escorte bilden, genügend Blick und Sinn haben für die von der ihrigen so ganz abweichende Art und Kunst des Reitens unserer Offiziere, um dieselbe ganz nach Gebühr würdigen zu können. Neben ihrem Zuge reitet in englischem Sattel auf dem zierlich unter ihm tanzenden jungen dunkeln Grauschimmel der allen

Besuchern Hoppegartens und anderer deutscher Rennbahnen wohlbekannte Sieger in so vielen Wettkämpfen des Turf, Lieutenant von der Schulenburg von den Ziethen-Husaren, das Musterbild einer Reiterfigur wie sie sein soll: mittelgroß; in dem durchgearbeiteten Körper alle Muskeln gleichsam zu Sehnen verwandelt; von jener vollendeten Eleganz in Formen und Haltung, die nur der vollendeten Kraft und Sicherheit erblüht. Sein scharfgeschnittenes Gesicht mit dem „aufgesetzten" hellbraunen Husarenschnurrbart beschattet tief der indische mit dem Schleier umwundene Hut; lichtgraues, knapp anliegendes Jaquet und hellbraune geschnallte Ledergamaschen vom Knie bis zu den derben braunen Schuhen — diese moderne Sporttracht bringt jeden charakteristischen Vorzug seiner Gestalt noch besser zur Geltung, als es die Uniform vermag. Rittmeister von Rabe vom 2. Gardedragoner-Regiment, sechs Fuß hoch aufgeschossen, gerad aufgerichtet und unbeweglich wie eine Reiterstatue, auf atlasweißem langmähnigem Schimmel, in dieselbe Tracht gekleidet wie der Erstgenannte, den Hut ebenso wie dieser in die Stirn seines vollbärtigen liebenswürdigen Gesichts gedrückt. Erscheinungen wie die beiden, ein Sitz im Sattel wie der ihre müßten, so sollte man annehmen, maurischen Meistern vom Ritt ähnlich imponiren wie unsereinem die besten Fantasiareiter in ihrer naturwüchsigen wilden Reiterkunst und Verwegenheit und im harmonischen lustigen Farbenglanz ihrer wallenden vielfaltigen Tracht, ihrer Sättel und Geschirre, — wenn den Orientalen überhaupt jemals irgendetwas Fremdes zu imponiren vermöchte.

Und nicht nur die deutschen Offiziere und die maurischen Reiter des Zuges geben mir immer willkommene Gegenstände der Beobachtung und des Studiums. Auch außer ihnen bietet unsere Cavalcade Figuren von originellem Interesse in Fülle. Da ist der bereits genannte graubärtige jüdische Interpretor der Mission, Sidi-Sikfu, im weißen Djellab über dem blauen Kaftan, auf weißem Maulthier reitend; der zuverlässige, grundgescheite, in allen großen und kleinen Angelegenheiten geschickte und bewährte Mann, als solcher allbekannt und geschätzt in Tanger, seine tüchtigen Eigenschaften: Umsicht, praktische Klugheit, Organisationstalent, an jedem Reisetage beweisend. Neben

ihm hält sich gewöhnlich, ebenfalls bequem im breiten rothen Polstersessel eines sanften weißen Mulo sitzend, der „Taleb", d. i. der Schriftgelehrte, Sidi-Muhammed-Ben-Numa. Die Kapuze seines dunkelblauen Burnus, die er über den weißen Turban gezogen hat, umrahmt sein feines blasses schwarzbärtiges Gesicht, mit den großen weichen, immer milde und freundlich blickenden, dunkeln, breitlidrigen Augen. Alles an ihm ist Sauberkeit und Nettigkeit. In dem vortrefflich ausgestatteten Zelt, das er mit Mr. Mansour, dem Dragoman, und Sidi-Sikku gemeinsam bewohnt, ist der behaglichste Aufenthalt und stets der beste kamillenfreieste Thee für den Besucher bereit. Wenn er dort in purpurnen Unterkleidern auf den bunten marokkanischen Teppichen seines Lagers ausgestreckt liegt, mit dem (christlichen, aber für die Reise schmuck und kokett orientalisch adjustirten) Dragoman Domino spielend, Sidi-Sikku sich endlich die wohlverdiente Ruhe auf seinen Kissen gönnt, und die Negerdiener den Thee serviren, gibt dieses Zelt ein charakteristisches orientalisches Interieur von so reiner Localfarbe, daß es den glücklichsten Vorwurf für den Pinsel eines Orientmalers bilden würde.

Nicht vergessen sollen auch meine beiden lieben Zeltgenossen sein, Ernst Schumann und Remelé! Jener ist der lange Neffe, Secretär und Reisecassirer des Ministerresidenten. Nie während eines Augenblicks, vom ersten Erwachen bis zum späten Einschlafen auf dem Feldbett, läßt er die geliebte kurze Kriegspfeife mit dem ulmer Kopf ausgehen oder nimmt er sie aus den bärtigen Lippen seines männlich schönen blauäugigen Gesichts, es sei denn zu dem leider unvermeidlichen Essen und Trinken während der drei Tagesmahlzeiten. Wie jetzt auf dieser Reise, ob seine riesige Gestalt kerzengerade auf seinem munter trabenden kleinen Braunen sitze, oder ob er im Lager überall thätig und hülfbereit mit an- und eingreife, ob er fische, jage, packe oder ruhe, so, glaube ich fast, hat er dieselbe Pfeife auch in all den Schlachten und Gefechten des großen Krieges nicht ausgehen lassen, in dem er sich sein eisernes Kreuz erstritt. Herr Remelé, der Afrika-Photograph par excellence, ist der einzige, der wie ich die Nothwendigkeit des Anlegens orientalischer Trachtstücke, selbst des weißen um den Hut gewundenen Sonnenschleiers,

bei diesem fast heimatlichen regnerischen, windigen, meist kalten Frühlingswetter nicht einsehen und anerkennen wollte. Im grauen Filzhut und erbsengelben Paletot, sitzt er bequem und ohne den falschen Ehrgeiz cavaleristischer Künste auf dem hohen rothen Polstersattel seiner vernünftigen braunen Mula, die Seele gewöhnlich voll ernster Sorgen um das Schicksal der alle seine Geräthe, Instrumente, Platten, Präparate enthaltenden großen Kisten, die auf dem Rücken der Maulthiere unter der fragwürdigen Obhut unverständiger halbnackter Treiber auf zuweilen so halsbrecherischen Wegen, durch Sümpfe und Ströme, über Berge und endlose Prairien dahinschwanken. Und voll kaum geringerer Sorge blickt sein Auge zu den grauen und streifigen Wolken auf, die kaum an einem Reisetage den Himmel zu verdunkeln unterlassen. Regen und Wind sind ja die schlechthin unbesiegbaren Feinde und Hinderer jeder photographischen Aufnahme im Freien. „Heut geht's wieder nicht, da ist kein Plan drin!" murmelt er, das sorgenvolle Haupt schüttelnd, vor sich hin bei dem Anblick der himmlischen Regionen und jener unheildrohenden Dunstballen, die ihm schon so manchen schlimmen Strich durch seine, für die Lagerstunden des Tages gehegten photographischen Entwürfe gemacht haben. Trotzdem ist ihm bereits manche hochinteressante Platte sowol in Tanger als auch während dieser Reisetage gelungen; die erste derselben an jenem Montag, dem fünften seit dem Abmarsch aus dieser Stadt.

Etwa zwei Stunden, nachdem wir den Kûs durchritten hatten, — jene überall sichtbare Bergpyramide, der wir am vorigen Tage immer entgegengezogen waren, lag bereits hinter uns; die Wasserscheide zwischen dem Gebiet dieses Flusses und dem des großen Sebû war überschritten —, trafen wir am jenseitigen Ufer eines kleinern Wasserlaufes in welliger grasreicher Ebene auf das uns dort erwartende neue Reitergeschwader. Es führte eine gelbe Fahne. Sein Chef war ein junger Mann mit dunkeläugigem, bräunlichem, scharfgeschnittenem, ernstem, schönem Gesicht, mit glatten Wangen und nur um Lippen und Kinn einem schwarzen Bart. Abweichend von allen bisher gesehenen Mauren, trug er über den anderen Gewändern einen Burnus aus lichthavanafarbigem feinem Tuche, dessen Kapuze

über den Turban gezogen war. Er begrüßte die Gesandtschaft im Namen seines Vaters, eines jener erblichen und halb gezwungenerweise vom Sultan als Amil bestätigten Stammeshäupter, der nahe dem Ort unsers für heute bestimmten Lagerplatzes seine Residenz hatte, wohin er, der Sohn, mit seinen Reitern uns zu geleiten beauftragt sei. Der Name des Oberhaupts des Stammes, seines Residenz-Duars, des ganzen Regierungsbezirks ist in solchem Falle der eine, gleiche. In diesem hieß er „Ben-Aouda“.

Gegen 11 Uhr steigerte sich die Hitze, und bis zu dem Lagerplatz, wohin die Zelte und das Gepäck dirigirt waren, hatten wir fast noch zwei Stunden heißen, schattenlosen Wegs. In Erwägung dessen wurde ein Rendezvoushalt beschlossen. Seit jenem heiligen Olivengehölz hatte sich kein schönerer und besser geeigneter Ort für einen solchen geboten, als der, an welchem wir diesen Vorschlag zum Beschluß erhoben. Durch die breite Lücke einer hohen Cactushecke ritten wir in eine so saftige, üppige, blütenduftige Wiese ein, wie sie mir je in Baden oder Thüringen den durstigen Blick erfrischt hat. Dicht an ihrem jenseitigen Rande breitete sich, nahe einem kleinen Duar, ein Gartengehölz aus, hohe alte Orangenbäume, deren blütenreiche und vollblätterige Laubkronen kein Sonnenstrahl zu durchbringen vermochte. Süßer, würziger Duft strömte mit fast betäubender Stärke von ihnen aus.

Kaum hatten wir uns in dieser reizenden kühlen Schatten-Oase auf den ausgebreiteten Matten und Teppichen zum mitgebrachten Frühstück gelagert, so kamen auch bereits Männer des Dorfes heran, die große Gefäße voll frischer Milch, Schüsseln mit einem eben angefertigten frischen Getränk, ganz unsern ostpreußischen „Flinzen“ gleich, endlich noch größere Schüsseln voll des unvermeidlichen Kuskussu vor uns auf den Boden setzten: eine freiwillige „Muna“ des nahen Duar. Das Nationalgericht Kuskussu schmeckt auch für eine europäische nicht eben anspruchsvolle Zunge nicht übel. Die Marokkaner aber leisten in seiner Vertilgung das Unglaubliche. Zu unserm Zeltlager dieses Tages wurden vom Amil nach der reichlichsten Muna noch spät Abends nicht

weniger als 38 hoch mit Kuskussu gefüllte Schüsseln von der Form und dem Umfang der tiefsten englischen Waschbecken gesendet. Und die Leute des Gefolges, welchen sie sämmtlich überlassen wurden, ließen in weniger als einer Stunde keinen Bissen davon übrig. Sie schlingen Kuskussu in sich hinein bis zur dringenden Gefahr des Berstens ihrer werthen Bäuche; und dann klagen sie stöhnend über Magenschmerzen.

Wieder über meilenlange Wiesenstrecken reitend, welche ein in abgewandter Richtung vom Kûs strömender kleinerer Fluß, der Mda, dem großen Sebû zueilend durchschlängelte, dann am Fuß niederer Hügelreihen und an häufigen Duars weiter ziehend, erreichten wir unsere Zeltstadt noch zu guter Nachmittagsstunde. Das Wetter war sonnig, warm und windstill geblieben. Man beschloß die photographische Aufnahme eines größern Lager- und Gruppenbildes. Die Kamele waren bereits zur Stelle. Auf ergangene Einladung kam der Kaid mit den Fahnenträgern und einigen Reitern der Escorte zum Zeltplatz hinauf. Eine andere Einladung erging an den Amil Ben-Aouda (Vater). Bald erschien derselbe, ganz in weiße Djellabs und Burnusse gekleidet, im Zelt des Gesandten. Der Zweck der Entbietung wurde ihm klar gemacht. Wir seien alle gute Freunde, und der Kaid mit den Seinigen seien es uns auf der Reise gleichfalls geworden. So wollten wir unser gemeinsames Bild aufnehmen lassen. Und da wir hofften und auch gern unserm Kaiser zeigen möchten, daß auch er, das verehrte Haupt der Ben-Aouda, uns freundlich gesonnen sei, so bäten wir ihn, zu thun wie der Kaid und uns so zu seinem Bilde inmitten unsers Kreises zu verhelfen. Schneller, als wir erwartet hatten, ließ er sich durch diese Motive bestimmen, gegen das Gesetz des Propheten zu sündigen. Er ließ seine weichliche, etwas in die Breite gegangene Gestalt neben dem Kaid im ersten Plan auf dem Teppich am Boden nieder, und saß mit untergeschlagenen Beinen während der ersten und zweiten Operation ebenso unbeweglich, wie es die Züge seines lichtbräunlichen, dem des Sohnes sehr ähnlichen, obwol ziemlich altweibisch aussehenden Gesichtes blieben. Das Bild leidet einigermaßen an Ueberfüllung durch ein Zuviel von Menschen-

und Thiergestalten, ist aber technisch vollendet und jedenfalls ein sehr charakteristisches Denkmal dieser Reisetage.

Ehe wir am nächsten Morgen abritten, machten wir in Gesammtheit dem Gastfreunde unsern Gegenbesuch in seiner dürftigen Residenz. Auf kothigen Gassen, zwischen elenden, sämmtlich mit Storchnestern gekrönten Lehmhütten, zwischen Cactus- und Aloëhecken erreichten wir das Thor des niedern Gemäuers, das den Hof, den Garten und das weißgetünchte steinerne Gebäude, das dem Amil zur Wohnung dient, umschließt. In dem Mist und Schmuz des großen Hofes fiel sein Besitz an schönen Pferden, echten Mustertypen der Berberrasse, um so mehr in die Augen. Er führte uns nicht in das Innere des Hauses, sondern nur in den Garten unter den Schatten eines enormen alten Maulbeerbaumes, wo ein großes Schöpfrad zur Bewässerung des Bodens in Betrieb war. Sonst fand er es für gut, uns nichts zu zeigen als seinen nackten, übrigens sehr sauber gehaltenen linken Fuß. Aus seinen gleichzeitigen, durch sehr beredte Mimik unterstützten Reden wurde jedem klar, daß das Podagra (an dessen Entstehung von dem angeblich dasselbe erzeugenden Aelternpaare Bachus und Venus ersterer schwerlich einen Antheil gehabt) den Zehen und Knöcheln des alten Herrn scharf und peinlich zusetze. Directe Hülfe schien er vom Stabsarzt Dominik, im Gegensatz zu allen seinen Landsleuten, nicht zu erhoffen. Auch würde er sich zu einer von letzterm etwa angerathenen Karlsbader Curreise doch nicht entschlossen haben. Und was sonst empfehlen gegen diesen Leben erhaltenden und Leben verbitternden bösen Plagegeist älterer Herren, denen es zu wohl gegangen ist auf dieser schönen Erde?!

Was wir auch an monotonen grünen Ebenen bisher schon überwunden hatten, gegen die unabsehbaren öden Prairien, die in jener Morgenstunde des ersten Mai vor unserem Blick ausgebreitet lagen, als uns Ben-Aouda jun. mit seinen Reitern verließ, nachdem er uns an den nächsten Amil, Abu-Bekr-el-Abassi (wieder einen schönen schwarzbärtigen tiefbraunen Mauren, von imponirend majestätisch-kriegerischer Erscheinung, ganz in Weiß gekleidet) und dessen Leute zur sichern Weiterbeförderung überliefert hatte, — gegen diese unendliche flache Gras-

wüste war das alles nur wie ein schwacher Versuch der Natur gewesen. Die Sonne glühte noch heißer als gestern herab. Wie muß es sich hier im Sommer marschiren, wenn ihre Strahlen erst die ganze Fläche kahl gebrannt und jede Feuchtigkeit aufgesogen haben! Heut schon sahen wir, zum ersten mal auf marokkanischer Erde, Staubwolken aufwirbeln, welche die jagenden Pferde der Fantasiareiter mit ihren Hufen erregten.

Zum Glück ist unsere ganze Gesellschaft, wie gegen andere Unbill, Einflüsse und Launen des Wetters, auch gegen den Sonnenbrand durchaus gefestet und gleichgültig, und nicht minder gegen die Plage des Durstes, der sich, ich habe es hier an mir selbst erfahren, durch Entsagung und Beherrschung leicht abgewöhnen läßt. So ritten wir ruhigen Schrittes länger als zwei Stunden über die trostlose Ebene dahin, ohne eigentlich ein dringendes Verlangen nach dem Ziele zu empfinden. Am südöstlichen Horizont begann die zarte blaue Silhouette eines fernen Gebirgszuges aufzutauchen. Und in geringer Entfernung vor uns zeigte sich ein größerer Hütten- und Zelt-Duar mit zahlreichen Feigenbäumen, Cactus- und Aloëhecken. Der Standartenträger lenkte von unserm Wege ab in die breite Dorfstraße ein. Der Amil und die Reiter hielten vor einem niedern Hofthor. Man lud uns zum Absteigen und Nähertreten ein. Wir befanden uns in seiner Dorf- und Stammesresidenz, die auch seinen eigenen und seines Clans Namen führt. Von dem großen mit Düngerhaufen bedeckten Vorhof, in welchem seine Pferde, Maulthiere und Esel stehen, geleitete uns der Herr mit seinen Soldados und schwarzen Dienern zu einem Complex weißer niedriger Häuser, so in einander verbaut und eingeschachtelt, daß kein noch so scharfes Vorstellungsvermögen den Plan des Ganzen sich hätte klar legen können, und endlich an die Rückseite des anscheinenden Hauptgebäudes, an welche sich ein langer Garten mit spärlichen Orangenbäumen und einer geringen Auswahl Blumen und blühender Gesträuche schloß. Hier öffnete sich die Pforte mit graziösem Hufeisenbogen, von einem mit fezer farbigem Majolikafliesen-Mosaik zierlich ausgelegten Vorplatz, zu dem Empfangssaal des Amil. Ein geweißter fensterloser Raum, mit einigen Nischen, gleichfalls mit Fliesenboden, mit maurisch bemalter Holzdecke von

schmalen in engern Zwischenräumen hervortretenden Parallelbalken; Teppiche und Matten am Boden ausgebreitet; in den Nischen Polsterlager, mit Bettwäsche überzogen, welche überall nur zu deutliche Spuren eines langen Gebrauchs zeigte und auch nicht, so wenig wie das Weiß der Wände, die Spuren der hier traulich angesiedelten Hausgenossen, der Wanzen und Flöhe, verbarg.

Der Taleb, Sidi-Siksu, und der Kaid der Escorte ließen sich draußen auf den Matten nieder, der Hausherr selbst in der Mitte des Saals. Wir streckten und hockten uns im kühlen Raum auf die Polster und Teppiche, in Erwartung der kommenden Dinge. Und es kamen ihrer gute und sehr viele!

Schwarze Diener in weißer Tracht brachten zuerst gewaltige Gefäße voll guter frischer Milch herein nebst kleinern Zinntöpfen und hölzernen Löffeln mit sehr tiefer Höhlung und setzten jene auf einfach, doch mit natürlichem Geschmack und Farbensinn durch Stickerei ornamentirte kreisrunde Platten von dunkelrothem Leder, welche, auf den Boden gelegt, als Tische dienen mußten. Der Milch folgten schnell große runde, in maurischem Geschmack gravirte, bronzene und silberne Plateaus mit Tassen, Gläsern und mit silbernen Gefäßen, in welchen Abu-Bekr-el-Abassi eigenhändig den Thee bereitete. Mit Schaudern sah ich das Getränk nahen. Aber es enttäuschte meine Befürchtungen in angenehmer Weise. Vielleicht um die mangelnde Kamillenwürze zu ersetzen, wurden Büschelchen Pfefferminzkraut herumgereicht, die wir nach dem Beispiel unsers Wirths in den heißen Thee tauchten, bis er von ihrem Geschmack etwas anzog. Dazu boten die Diener schmackhaftes kleines süßes Gebäck an. Dann kamen tiefe runde Schalen voll jenes „Flinzengebäcks“ in verschiedenen Formen. Endlich ein ungeheurer Napf Kuskussu in buntem hölzernen Außengefäß. Und zum Schluß wiederum frische Milch. Wie gern hätte jeder von uns alle diese süßen „Erfrischungen“ hingegeben für ein paar Seidel wohlgekühlten wiener Märzenbiers! Die Sehnsucht danach wird der moderne deutsche Mensch nicht mehr los in der Fremde, und nichts vermag sie ihm hinwegzutäuschen.

Fräulein Weber hatte inzwischen dem Harem des Amil einen Besuch gemacht, dessen nur sechs bis acht meist schwarze Bewohnerinnen sie sehr freundlich aufnahmen. Mit einem Paar gestickter Pantoffeln und dem eigenthümlichen von allen sonst gebrauchten abweichenden Spinninstrument der marokkanischen Frauen beschenkt, kam sie aus dem Innern jenes Häuserwirrsals zurück, in welches manche unserer deutschen Herren gar zu gern ihren Forscherblick gesenkt hätten.

Wir armen ausgeschlossenen Männer mußten uns am Anblick, am freundlichen Zugrinsen, Winken und Grüßen der dienenden Negerinnen des Hauses genügen lassen, welche in den Thüren der Seitengebäude und Hofmauern standen, als wir, uns verabschiedend, wieder aus dem Residenzhof ritten.

Nach etwa anderthalbstündigem Reiten hatten wir unsere Zelte erreicht. Sie waren am Nordufer des Sebû aufgeschlagen, welches mein erster Brief von dieser Karavanenreise unmittelbar nach der Natur, in deren Anblick und stillem Genuß ich ihn an jenem Maiabend schrieb, zu schildern versucht hat.

XI.

Aus der Sebû-Ebene ins Gebirge.

Ein Uferdorf. — Die Blume auf dem Misthaufen. — Flußübergang. — Im Reitergebiet der Scherarda. — Eine Begegnung. — Paris in Afrika. — Ein gegründeter Hund. — Zwischen den Bergen zur Kammhöhe hinan.

Der Sebû mag an Breite etwa der Weser bei ihrem Austritt aus der Porta Westfalica gleichkommen. Furtenlos, tief und reißend wie er ist, setzt er dem Uebergang der Karavanen viel größere Schwierigkeiten entgegen als der Kûs und die andern Flüsse Nordmarokkos. Das Gepäck und die Lastthiere müssen auf großen Fahrzeugen hinübergerudert werden. Die Pferde nur zwingt man, den Strom zu durchschwimmen. Ein kleiner Zeltduar auf jedem seiner Ufer an den Uebergangsstellen der großen Straße nach Fez beherbergt hauptsächlich die Familien der Barkassenschiffer und der Schwimmer, welche zum Hinüberführen der Karavanen unentbehrlich sind. Eine tiefere Stufe menschlicher Armseligkeit und Bedürfnißlosigkeit, als sie sich in den Wohnstätten und der ganzen Existenz dieser Familien zeigt, ist schwer zu denken. Von einer Schar halbnackter brauner Kinder, viele mit ganz kahl geschorenem, andere mit bezopftem Köpfchen, wurden wir ohne Scheu, ja mit munterm Jubel empfangen. Einige Hände voll Flus, dieser fast werthlosen plumpen Kupfermünzen, machten sie überglücklich. Man ließ uns in die ganz niedrig gespannten Zelthütten, in welchen kein erwachsener Mensch aufrecht stehen kann, ungehindert hineinblicken. Die

braunen und negerschwarzen Weiber, die darin mit ihren kleinsten Sprößlingen spinnend oder Körbe flechtend hockten, trugen das Gesicht meist unverhüllt. Zwei von ihnen zeigten lachend ihre blendendweißen Zähne und ihre weitgeschlitzten, glänzenden, tiefdunkeln Augen, deren Lider und ganze nächste Umgebung so sorglich schwarz umtuscht waren wie nur die einer modernen Königin der Eleganz an der Seine und — anderswo. Ihre wortreichen, von lebhaftem Mienenspiel und ausdrucksvollen Bewegungen begleiteten Ansprachen konnten wir leider nicht verstehen. Sie aber offenbarten sich dabei als so echte Weiber wie ihre civilisirtesten Schwestern, indem sie unsere aufrichtige Bewunderung ihrer Augen und Zähne trotz des deutschen Idioms ganz vortrefflich verstanden und zu würdigen wußten und durch den energischen Ausdruck unsres Beifalls keineswegs verletzt zu sein schienen. Im dunkeln Hintergrunde dieses Zelts, in welchem die beiden Frauen sich in die Herrschaft des Hauses und wol auch des Hausherrn theilen mochten, wurde noch ein anderes erwachsenes zartes Wesen wenigstens im allgemeinen Umriß der Gestalt sichtbar. Wir bewogen es durch Bitten und Versprechungen aus seiner halben Verborgenheit vor das Zelt herauszutreten. Der Anblick ergriff und fesselte uns mit freudigem Erstaunen. Ein feiner mädchenhafter Wuchs, durch die der althellenischen nicht unähnliche Tracht (ein echtes und rechtes auf den Schultern befestigtes Peplum fiel über die Brust) in seiner ganzen graziösen Schmiegsamkeit hervorgehoben. Dazu ein in reizender Verschämtheit gesenkter Kopf, ein Gesicht von zartestem seelischen Anmuthzauber in den großen graugrünen, in perlmutterfarbigem Weiß schwimmenden Augen, mit mäßig geschwellten blühenden Lippen, welche, leicht geöffnet, die herrlichsten Zähne sehen ließen, und von einer Delicatesse der Zeichnung von Stirn, Nase, Wangen und Kinn, daß die so Gesegnete in jedem unserer Salons nicht sowol durch Fremdartigkeit, als vielmehr durch die allgemein sieghafte Gottesgabe eben dieser reinen Holdseligkeit ihrer Erscheinung eine unbedingte Macht und Wirkung geübt haben würde. Das Fremdartige an ihr bestand einzig in grünlichblauen tätowirten Zeichen auf der Nasenwurzel, zwischen den Ansätzen der dunkeln Brauen, und auf dem runden

lieblichen Kinn, welche übrigens zu dem matt lichtbräunlichen gleichmäßigen Farbenton des Gesichts nicht übel stimmten. Arme und Hände waren dieses Gesichtes werth. Unter dem die Stirn umgrenzenden Kopftuch quoll, statt des hier gewöhnlichen tiefschwarzen, stumpfbraunes Haar hervor. Wie konnte eine Blüte wie diese auf dem Misthaufen dieser Hütten erwachsen und sich entfalten! Es war übrigens dafür gesorgt, daß ihrem Blühen bald genug das Welken folge: zwölf Jahre alt, war sie, wie wir erfuhren, bereits fünf Monate an einen Gatten von — dreizehn Jahren verheirathet.

Dichter Nebel lag in der Morgenfrühe des 2. Mai noch über dem Flußspiegel, als die Arbeit und der Lärm des Uebersetzens bereits im vollen Gange war. Den interessantesten Anblick gewährte dabei das Hinüberschaffen der Pferde. Entsattelt und entzäumt, nur mit einem Halfterstrick versehen, wurde jedes einzeln von nackten Männern des Duars in den Strom getrieben. Beim ersten Schritt schon fühlten sie den Boden unter den Füßen schwinden und strebten angstvoll zurück zum Ufer, während die reißende Flut sie bereits gepackt hatte. Aber ihre Führer, die sich im Wasser wie die Fische in ihrem Element wälzten und wiegten, waren schneller bei der Hand. Mit Schlägen gegen den Kopf trieben sie die scheuen Thiere wieder hinein und zogen sie am Strick, selbst vorausschwimmend, mit unwiderstehlicher Kraft hinter sich her. Zuweilen gelang es trotzdem den von der Angst wild gewordenen noch in der Mitte des Stroms sich loszureißen, umzukehren und unserm Ufer zuzuschwimmen. Schnell wie der Blitz aber war der nackte Schwimmer auf des Thieres Rücken, um es mit seinen Fäusten und den nackten Hacken von neuem hineinzuspornen. Einmal über die Mitte hinaus, konnte er es dann ruhig sich selbst überlassen. Gelehrig schwamm das Pferd von da ab durch die Flut zum andern Ufer hinüber, während der Treiber, sich in den Strom stürzend, wieder das diesseitige erreichte, um die gleiche Procedur mit dem nächsten Thiere auszuführen.

Schneller und müheloser, als wir erwartet hatten, wurden dagegen die bepackten Kamele in die großen Barkassen gebracht, in denen sie sich durchaus still und wohlgesittet verhielten.

Der Strom trieb die schwerbeladenen Fahrzeuge schnell abwärts; aber von der Mitte seiner Breite ab wußten die Ruderer ihm geschickt den Sieg abzugewinnen und die Barkassen in der Diagonale zur Landungsstelle hinüberzulootsen. In weniger als drei Stunden war der ganze Uebergang der Thiere, der Menschen, des großen und kleinen Gepäcks glücklich bewerkstelligt. Die Reise des Tages selbst, des heißesten von allen bisherigen, war nur kurz, sie währte kaum so lange wie jener Traject. Immer unfern vom Südufer des Stroms aufwärts, führte sie in östlicher Richtung, über buntblühende Wiesen und mehrmals den hohen Uferrand des unten dahinrollenden vielgewundenen Flusses direct berührend, der, wie sie näher rückte, höher und höher anwachsenden Bergkette zu. Wieder auf einem Anger nahe dem südlichen linken Sebû-Ufer, etwa 2 Meilen oberhalb der gestrigen Lagerstätte, wurden die Zelte aufgeschlagen; allen sehr willkommen. Es ruhte sich während der glühenden Mittagsstunden so gut auf den am Boden ausgebreiteten Matten im Zelte des Ministers, das bis zum Abend unten ungeschlossen blieb; und der nahe Strom gewährte hier ein so erquickliches Bad für Schwimmer wie Nichtschwimmer. Der Ort führte keinen andern Namen als den des ganzen Districts, welcher wieder, wie bei den zwei zuletzt passirten, nur der Name des Stammes und seines angestammten Amil war, hier: Wuld Sidi-Abd-el-Kadr-ben-Chsem.

Gewitter und Regen am spätern Nachmittag brachten einen spätherbstlich kalten Abend und eine entsprechende Nacht, in welcher man das dünne, vom Winde durchwehte nasse Leinwandzelt nicht ungern mit einem wohlgeheizten Schlafzimmer vertauscht hätte. Doch war der Morgen bereits wieder so lind und lau, daß wir, bei Sonnenaufgang hinaustretend, Gras und Boden schon völlig getrocknet fanden.

Bei leicht verhülltem Himmel und mäßiger Wärme ritt es sich aufs angenehmste über die Triften und zwischen den Gersten- und Weizenfeldern dahin dem Gebirge entgegen. Auch über diese Höhenzüge erhob sich wieder ein höchster, sehr bestimmt gezeichneter Gipfel, der Muleh-Ebris, seiner Form nach von

täuschender Aehnlichkeit mit unserer lieben heimischen Brockenkuppe. Drei Stunden waren wir geritten, als über der grünen Fläche die Hütten und Baumkronen eines großen Duars und eine Strecke davor zur rechten Seite des Wegs eine lange Reihe von Reitern sichtbar wurden, die, ihre Führer vor der Front, unserer Ankunft warteten.

Es waren die Maghazenis aus dem diesseit des Gebirgs gelegenen Theil des großen Districts der Scherarda, der unter dem Kaid Abdallah-ben-Schelih' steht, eines jener ganz von kaiserlichen Maghazenis zu Lehn besessenen und bewohnten Bezirke. Nicht weniger als 3000 Reiter soll er ins Feld stellen. Männer und Pferde sahen vortrefflich aus; jene dünkten uns kriegerischer und schneidiger, diese edler und leistungstüchtiger als die irgendeines unserer bisherigen Begleitungsgeschwader. In der Tracht und Ausrüstung dagegen war kaum ein Unterschied von der aller andern zu bemerken, wie mannichfach auch im einzelnen das Arrangement und die Farbenzusammenstellung der Mäntel und Unterkleider, des Zaum- und Sattelzeuges erschien. Auch von ihnen trug keiner die Lanze, jeder die lange Flinte in meist rothem Futteral, ferner den fast geraden Säbel mit starkem hörnernem Griff, der beim Reiten, wie der spanische Stoßdegen, mit der Spitze eher aufgerichtet als herabhängend getragen wird, in fester Lederscheide, und einen leichtgekrümmten Dolch in oft ciselirter Metallscheide. Der meist rothe hochlehnige arabische Sattel mit reichbefranzten und bestickten ledernen oder wollenen Seitentaschen hatte, wie auch bei den frühern, eine Unterlage von einer Menge weißlicher und buntstreifiger Wollendecken. Das Zaumzeug mit den Franzen- und Quastengehängen, welche die Stirn und fast die Augen des Pferdes bedecken, war bei manchen von mattblauer und lichtgrüner Farbe, doch blieb auch hierin das Roth vorherrschend.

Vier Fähnlein flatterten über dem ungefähr 350 Pferde zählenden Trupp. Drei weißbeturbante Khalifen hielten zur Seite des Kaid Abdallah, eines starken breitbrustigen Herrn mit breitem schwarzbärtigem Gesicht und lauter schallender Stimme, mit welcher er den Ambaschador anredete, als er ihm die starke braune Hand zur Begrüßung entgegenstreckte.

Aus dem nahen Duar waren alle Männer, junge Burschen und Knaben herbeigelaufen oder, oft auch hier wieder zu zweien, auf ihren Eselchen herbeigeritten. Die hohen ährenreichen, aber noch grünen Getreidefelder füllten sich dicht mit dieser Zuschauermenge, wie oft sie auch von schimpfenden Maghazenis zersprengt und herausgejagt wurde. Die ganze Breite der Straße zwischen den Feldern einnehmend, bewegte sich unser so prächtig vermehrter Zug hinter den nun bis auf fünf angewachsenen flatternden rothen Standarten einher. Aber bald ersuchte der Kaid, zur Rechten in die Gerstenfelder abzulenken, deren Halmendickicht nun von 300 Pferden und Maulthieren niedergestampft wurden. „Bahn frei!" erklang der Ruf aus unserer Reihe; und zu zweien, achten, zwölfen sprengten wieder auserlesene maurische Reiter auf der leer gemachten Straße voraus, und ununterbrochen stoben sie in immer neuen Fantasiaritten zurück und uns entgegen.

Auch in diesen schienen sie im Einzelnen wie in der Gesammtleistung einen noch höhern Grad der Kunst und mehr Plan und System zu bekunden als alle frühern Escorten. Kamen die Reiter auch in größerer Zahl angesprengt, so blieben sie im wildesten Lauf der Pferde doch meist in ziemlich fest geschlossener Reihe. Statt sofort beim Abreiten dies Tempo zu nehmen, ritten sie hier zunächst im Trabe ab, während sie ihre Flinten, wenig über dem Schloß am Lauf gefaßt, über den Kopf erhoben. Aus dem Trabe wurde ein kurzer Galop, und erst wenn der jauchzende Schrei erklang, begannen sie in jener rasenden Carrière, wie von der Windsbraut dahergefegt, über das Feld zu brausen. Hier unter diesem Fähnlein der Scherarda wurde die Fantasia zuerst von Reitern und Rossen ausgeführt, deren einige doch die ungetheilte und unbedingte Anerkennung selbst unserer scharfen militärisch-cavaleristischen Kritiker ernteten.

Wir waren eine Stunde in dieser Weise vorwärts gezogen, als in einiger Entfernung von uns ein neuer Anblick aller Aufmerksamkeit auf sich lenkte: einige seitlich von der Straße aufgeschlagene schmucke Zelte, eine Reihe von Maulthieren und Pferden mit rothen Polstersätteln, Maghazenis im Begriff abzusitzen, Reiter in europäischer Tracht mit Schleierhüten eben auf dem

Lagerplatz halt machend. Es konnte kein Zweifel sein: die von Fez zurückkehrende französische Gesandtschaft — die wir täglich zu treffen erwartet hatten, seit uns schon am 30. April einige ihrer militärischen Beigeordneten, sechs dazu commandirte Offiziere, welche, um den Dampfer für Oran zu erreichen, schneller als die übrigen nach Tanger zurückkehrten, unterwegs begegnet waren — hatte hier ihren Lagerplatz gewählt. Inmitten des Gewühls der beiderseitigen maurischen Escorten war Minister Weber, gefolgt von uns allen, rasch zu den Herren herangeritten, mit welchen er in Tanger im besten collegialischen Verhältniß und geselligen Verkehr steht. Neben dem Gesandten Vicomte Mermouillet (der auch im Knopfloch seines Reisejaquets die Rosette der Ehrenlegion nicht missen mochte), dem blondbärtigen Dragoman, dem Secretär und dem Attaché des Vertreters der französischen Republik, stand, abgesessen von ihrem prächtigen Berberhengst, Madame la Vicomtesse de Reverseaux, die Gattin des Attaché, die Tochter des einst vielberufenen Musterpräfecten von Rouen, Janvier de la Mothe, und zeigte lächelnd das, auch auf dieser Reise mit tadelloser Kunst gemalte, feine zartrosige Antlitz, das Hakennäschen, die rothen Lippen, die pikant blitzenden großen mandelförmigen Augen der echten jolie femme de Paris. Oft hatte ich ihren Namen schon in Tanger nennen hören, wo sie der Gegenstand fast uneingeschränkter Lobpsalmen selbst im Munde der Damen war. Als sie mit ihrem Gemahl vor einem Jahre dort eintraf und die etwas steife Art der Geselligkeit sah, welche der damals dominirende englische Einfluß veranlaßte, soll die glänzende, lebenslustige junge Frau, der man aber gleichzeitig alle besten Tugenden der Mutter und Hausfrau nachrühmt, das Gelübde gethan haben: „Je renverserai tout!“ Sie habe Wort gehalten. Erst ihren energischen Reformbestrebungen danke man es, daß man dort nun mindestens viermal in der Woche tanze und sich einer unbefangen heitern Geselligkeit erfreuen könne. Seitdem sei ihr Name mit leichter Aenderung in den Ehrentitel Vicomtesse de Renverseaux umgewandelt worden.

Dem Geist und Leben sprühenden Kopf der Dame, welchen das crêmefarbene seidenweiche Kuffie, von dem er bedeckt und

das Gesicht umrahmt war, vortrefflich kleidete, sah man es nicht an, daß sie, wie sie mittheilte, in Fez längere Zeit am Fieber krank gelegen hatte. Dies Leiden wurde ihr aber wesentlich versüßt durch das dort erhaltene Gastgeschenk Seiner Scherifischen Majestät, das herrliche Reitpferd, welches hier neben ihr den Boden stampfte. Sie, welche unter ihren andern Vorzügen auch den besitzt, eine ebenso vollendet kühne und unermüdliche Amazone wie die Damen Perdicaris zu sein, wußte diesen köstlichen Lohn ihrer für eine Frau allerdings etwas harten Reisebeschwerden nach seinem ganzen Werthe zu schätzen.

Ein unbeschreiblich reizvolles, lebendiges Bild entwickelte sich während dieser Begegnung und infolge der durch sie veranlaßten Stockung des Zuges in der grünen Ebene. Die Mittagssonne, nur von zartem weißem Gewölk vorübergehend etwas verschleiert, breitete einen feinen Silberton über die bewegte Scene, welcher alle die entschiedenen Localfarben zu schöner Harmonie zusammenschmelzen ließ. Und dieses Licht denke man sich ausgegossen über das Getümmel von mehr als 500 maurischen und europäischen Reitern, hochbepackten Lastthieren, braunen und schwarzen Treibern, über die weißen Zelte, die frühlingsgrünen Saatfelder, die blauduftigen Gebirgswände; Menschen und Thiere in den mannichfachsten, immer wechselnden Gruppirungen, in Ruhe wie in Bewegung; die einen abgestiegen, die andern im Sattel; haltend, fortstrebend, Lasten abpackend vom Rücken der Maulthiere und Kamele. Und zu alledem noch seitwärts von der Hauptmasse vorüberbrausende, ihre Flinten wirbelnde, Schüsse abfeuernde Fantasiareiter. Es war eine jener Scenen, bei deren Anschauung der höchsten Lust des Genusses sich doch auch nur zu schmerzlich das bittere Gefühl der Unzulänglichkeit, des Unvermögens der darstellenden Kraft beimischt, die flüchtige schwankende Erscheinung in dauernder Kunstgestalt festzuhalten.

Endlich hatte sich das bunte Gewirr gelöst und der Zug wieder zusammengefunden. Eine halbe Stunde später war unsere bereits ziemlich weit im Bau vorgeschrittene Zeltstadt erreicht. Sie und die dicht angrenzende des begleitenden Reitergeschwaders bedeckte den Wiesenplan am Flusse Ardam in unmittelbarer Nähe eines großen Duars, der wie der ganze District den Namen Scherarda führt.

Das französische Lager war so nahe, so schnell zu erreichen, daß es von unserer Seite als eine Pflicht der Höflichkeit erachtet wurde, dem Gesandten und der Frau Vicomtesse noch einen speciellen Besuch zu machen. Bald nach dem Frühstück saßen die Herren wieder zu Pferde und ritten hinüber. Als sie nach einiger Zeit zurückkehrten, waren sie von den französischen Herren und der charmanten Dame begleitet, die ihrerseits den Besuch zu erwidern kamen. Manches in ihren Erzählungen von dem, was sie in Fez gesehen und erlebt, ließ eine starke Thätigkeit erfinderischer Phantasie bei der Auffassung oder Darstellung vermuthen. Bald werden wir ja Gelegenheit haben, über den Grad dieser Mitthätigkeit Gewißheit zu erlangen.

Unsern Jägern hatte der Anblick eines Hühnerhundes im französischen Lager den Stachel heftiger Begierde ins Herz gesenkt. Schnell waren Plane geschmiedet, dieses nur zu lange schon entbehrte nothwendige Ingredienz einer rechten Feldjagd für die deutsche Gesandtschaft, wenn auch nur pachtweise für die Zeit der Reise nach und von Fez, zu erwerben. Die Meistinteressirten bildeten eine Gesellschaft mit einmaliger Kapitaleinlage, und ein Bevollmächtigter ging in das Lager ab, um mit dem Herrn des gewünschten Thieres, dem Besitzer des Hôtel de France in Tanger, welcher die französische Gesandtschaft als Restaurateur und zugleich als Sportsman begleitete, Unterhandlungen zum Zweck der Abtretung zu führen. Triumphirend, den ersehnten Jagdgehülfen vor sich auf dem Sattel, kam der Abgesandte bald ins deutsche Bivuak zurückgesprengt. Der „Actienhund" führte den spanischen Namen Leal; einsichtige Männer schlugen indeß vor, denselben mit einem für dies „gegründete" Wesen passendern, etwa „Coupon" oder „Krach" zu vertauschen. Manche Tage hindurch beschäftigte sich der neue Reisegenosse nur mit Winseln und Heulen; statt aufs Jagen und Hühnerstellen schien er darauf bedacht, den letztern Namen zu rechtfertigen und jede Hoffnung einer Dividende in der Brust seiner Gründer zu ersticken.

Die reiterreiche Scherarda steht im Verdacht, unter ihren kriegerischen Söhnen manche zu zählen, welchen ihre Passion für das edle Pferd die Begriffe von Mein und Dein in Bezug auf dieses Object gänzlich verwirrt hat. Da hier die Ver-

suchung, ihr Gelüst zu befriedigen, besonders groß war, so stellte der Kaid diese Nacht eine starke Postenkette rings um das Lager aus. Die fortwährenden lauten Zurufe der Wachen untereinander mögen die Pferdediebe verscheucht haben, aber sicher verscheuchten sie auch den Schlaf von den Augen der Zeltbewohner.

Wenn wir für den Ritt des nächsten Tages, 4. Mai, in dem schon nach der ersten halben Stunde erreichten Gebirge eine sehr viel interessantere landschaftliche Scenerie zu finden gehofft hatten, als die, welche uns bis hierher umgab, so wurden wir durch das, was uns der größte Theil dieses vierstündigen Bergmarsches zeigte, ziemlich enttäuscht.

Jenseit des felsigen Engpasses, welcher den Zugang von der Ebene her bildete, dehnte sich hinter den ersten, mit kahlen Kalksteinklippen gekrönten Höhen ein meilenweites Bergland aus, dessen rundlich und flau gezeichnete Kuppen genau ebenso baumlos und auf ihrer ganzen Oberfläche mit grünen Garten-, Weizen- und Speltfeldern oder mit den weißblühenden, unserm Fenchel sehr ähnlich sehenden, Stauden der wilden Möhren bedeckt waren, wie die hinter uns liegenden Ebenen. In dem von diesen Kuppen umwallten Thalwege brütete die Sonne eine lästige Schwüle aus, welche uns selbst die wenigen Annehmlichkeiten des einförmigen Marsches noch verkümmerte. Schon ehe wir vor dem Gebirge angelangt waren, hatte sich das gestrige stattliche Reitergefolge verabschiedet. Drei Fähnlein ritten zur Linken ab, quer durch die Getreidefelder, über deren grünem Meer wir noch lange ihre Gestalten in den weißen Burnussen, die Köpfe ihrer Pferde und den bläulichen Dampf der von ihnen abgefeuerten Schüsse im Auge behielten. Das vierte Fähnlein schwenkte später zur Rechten ab, nachdem wir dicht vor dem Eingang in jenen Engpaß von einer neuen uns dort erwartenden Reiterschar empfangen worden waren.

Eine wahrhaft unheimliche Belebung erhielt jene einförmige Berglandschaft durch die streckenweise ganz ungeheuern Schwärme von gelben, 3 Zoll langen fliegenden Heuschrecken, welche schwirrend die Luft über den Feldern erfüllten, bei jedem Tritt der Pferde in dichten Wolken aus den Saaten aufstiegen und den Boden der Wege bedeckten, wo sie in Massen von den Hufen zer-

stampft wurden. Sie haben in dieser Zeit ihre Geschlechtsreife und damit ihr Lebensziel erreicht und sind dann für sich den Feldern nicht mehr gefährlich; desto mehr aber wird es den jungen Saaten die Brut, zu der sie gerade in diesen Tagen die Keime legen. Die Verwüstungen, welche von diesen gefräßigen Schwärmen an der Feldfrucht angerichtet werden, müssen entsetzlich sein. Man begreift dies schon beim Anblick ihrer Art und Masse, auch ohne die bestätigenden Erzählungen.

Allmählich steigt der Thalweg zwischen den Bergkuppen mit dem ganzen Niveau des Gebirges höher und höher an. Der unserm Brocken ähnliche Muley Edris nun zu unserer Linken, kahl oder mit niederm Gestrüpp bewachsen, überragt bereits nicht mehr so hoch und vereinzelt die Landschaft. Vor dem nach rückwärts gewendeten Blick liegt in der Tiefe ein Meer von wogenden Bergen und endlosen blauen Triften. Der Boden wird kahl und steinig. Die Thiere müssen sorgsam den Pfad zwischen wild durcheinandergewürfelten Klippen suchen. Jetzt war die Paßhöhe, der letzte Kamm des Gebirges, erreicht. Jenseit breitete sich ein neues gipfelreiches Gebirgsland aus, welchem Wolkenschatten und die heiße Mittagssonne eine reizende Mannichfaltigkeit der Tönungen gaben. Ziemlich steil abwärts senkte sich der Klippenweg zur Tiefe. An diesem Abhang nisten die Hütten und Zelte eines von Aloëhecken umgebenen großen Duars. Und nahe dabei sahen wir die ersten Zelte unsers Lagers aufgeschlagen und vor dem schmucken Zelte des Ministers die deutsche Flagge lustig im frischen sanften Maiwinde flattern. Der Ort hieß Silfât, die drittletzte Raststation vor unserm Ziele.

XII.

Die letzten Reisetage und der Einzug in Fez.

Im Lager zu Silfât. — Die Plagen eines menschenfreundlichen Wunderthäters. — Gewitternacht auf der Höhe. — Ein Hauseinsturz. — In den Thälern des Mkis und des Wad-el-Fez. — Einzug der Gesandtschaft. — Erste Eindrücke der Sultansstadt.

Fez, 12. Mai 1877.

Das Lager auf der Höhe von Silfât gab Herrn Remelé Motiv und bequeme Gelegenheit zu einer sehr interessanten photographischen Aufnahme; ward Anlaß, daß unser gütiger, menschenfreundlicher, in der hingebenden Sorge für das Wohlbefinden anderer unermüdlicher Reisegenosse, Stabsarzt Dominik, endlich auch einmal seine Geduld verlor und wir das Maß seines Zorns überlaufen sahen; und wurde der Schauplatz einer der komisch wirksamsten, wenn auch für die Nächstbetheiligten wenig angenehmen und heitern Scenen der ganzen Reise.

Was man von der ruhigen, ja stumpfsinnigen Ergebung in Allah's Willen, in die Fügungen des Kismeth erzählt, welche den Mohammedaner auf die Befragung eines Arztes und die Anwendung von Heilmitteln und Arzneien verzichten läßt, erweist sich in Wirklichkeit ebenso als Fabel wie so vieles andere. Man muß es gesehen haben, mit welcher Begier sich Alt und Jung, Mann und Weib, jeder der irgendein leichtes oder schweres Körperleiden mit sich umherschleppt, zu dem Zelt des fremden Wunderthäters drängt, sobald sich die Kunde von der

Ankunft eines Arztes in den Duars und Tschars im Umkreise unsers Lagerplatzes verbreitete! Wie diese Nachricht so schnell überall hin transspirirt, blieb mir immer räthselhaft. Kaum haben wir uns nur eben für den Nachmittag in unsern Leinenhäusern einzurichten begonnen — die Neger hämmern noch die Pflöcke für die Befestigung der Zeltstricke in den Boden, und die jüdischen Lagerdiener schleppen die aus dem großen Gepäckberge herausgesuchten Stücke ins Nachtlager ihrer verschiedenen Herren —, so haben sich bereits Gruppen von Jammergestalten aus der Nachbarschaft eingefunden, und der Ruf nach dem Doctor erschallt so laut, nachdrücklich und wiederholt, daß des Gerufenen mitleidiges Herz es schließlich doch nicht vermag, dem mit erbitterter Energie gefaßten Entschluß treu zu bleiben: heute aber auch bestimmt so zu thun, als ob er schliefe, und nicht zu hören und nicht zu kommen. Unsere eigene Reisegesellschaft nimmt ihn schon genügend in Anspruch: Verstauchungen an Füßen und Händen, blutige Abschürfungen, heftige Erkältungen, von welchen einzelne Pechvögel unter den Herren wie unter den Dienern heimgesucht werden, erfordern des Doctors heilende und helfende Thätigkeit, absorbiren seine Reiseapotheke und seinen Binden- und Bandagenvorrath in vollstem Maße. Wenn er die zehnfache Menge acetum plumbicum mitgenommen hätte, sie würde kaum hinreichen zur Bereitung allen Bleiwassers, das er zu Umschlägen verabfolgen soll. Aber nun verlangt noch halb Nordmarokko, mit von seinen Schätzen zu zehren, nicht allein berathen und getröstet, sondern auch zugleich mit allen Heilmitteln und Instrumenten versehen zu werden. Mit uralten Schäden Behaftete kommen herangewankt, und noch viel zahlreichere andere, die an allerneuesten Uebeln leiden. Unter diesen stehen die Folgen des Ueberfressens in erster Reihe. Es ist oft überwältigend komisch, die dunkelbraunen bärtigen und die schwarzen Negergesichter sich so kläglich verziehen, die Hände über die vollen Bäuche streichen, die narbigen dickbepelzten Zungen lang herausstrecken zu sehen. Die ungeheuern Schüsseln voll Kuskussu am gestrigen Abend sind nicht ungestraft verschlungen worden! Jammervoller sind die ganz und halb Erblindeten und die Aussätzigen, welche hier bei dem

Wundermann Heilung zu suchen kommen. Der fürchterliche Schmuz, die unglaubliche Unreinlichkeit sind die Hauptquellen dieser allverbreiteten Leiden der Bevölkerung; Hülfe ist in den meisten Fällen bereits unmöglich. Aber sie lassen sich selbst durch die energischen Erklärungen des Doctors, die er in seinem besten Französisch gibt, nicht von der Unmöglichkeit überzeugen. Kleinere, überhaupt unterwegs auszuführende chirurgische Operationen verweigert er seinen Clienten nicht. Einen armen Kerl sah ich ihn überselig machen durch Punktiren einer Hydrocele, die derselbe an sich schleppte; ein Bruchkranker aber war desto verstimmter, weil er ihm kein neues Bruchband zu geben vermochte. Hier nun, vor seinem Zelte zu Silfât wollte die Zahl der heranziehenden Preßhaften kein Ende nehmen. Keine Secunde gönnten sie dem Vielgeplagten Ruhe; vergebens war sein Betheuern, er hätte keine Medicin übrig, er brauche sie für die Gesandtschaft. Bösartige Kranke murmelten auf Arabisch, er hätte wohl genug, er wolle nur nichts geben. Das war zu viel! Zornig sprang der für alle seine aufopfernden Bemühungen mit so kränkenden Insinuationen belohnte treffliche Mann in den Kreis der Hülfe Verlangenden und wetterte ihnen ein lautschallendes „Rien! Rien! Rien!“ zu. Das wirkte mit der ganzen Kraft einer Beschwörungsformel. Still, verlegen und niedergeschlagen schlichen die so Apostrophirten von dannen. Der Doctor hatte sich Luft und Ruhe für diesen Abend geschafft.

Es fehlte wenig, daß ihm die Nacht, welche demselben folgte, einige neue interessante Fälle im Kreise der befreundeten Reisegenossen zur Behandlung gestellt hätte. Gegen 3 Uhr morgens mochte es sein, tiefe Finsterniß deckte das Erdreich, als wir in unserm Zelt von dem immer stärkern Geräusch des Regengusses und des Sturmes erwachten, die in schöner Gemeinschaft dessen klatschende Wände und Decke bearbeiteten. Werden die beiden Pfähle, welche letztere stützen, werden die Pflöcke und Stricke draußen im nassen erweichten Erdreich den Anprall des Windes, wird die Zeltleinwand diese niederpeitschenden Regenfluten aushalten? Schon drangen die Tropfen immer häufiger hindurch. Wir zündeten Licht an und begannen uns fertig und möglichst wasserdicht zu machen, als ein seltsamer toller Lärm, ein Schlag

und Fall aus dem großen Nebenzelt, dem „Grand Hôtel de la Vertu" betitelten, von den Herren v. R., v. K., Graf S.-Th. und Dr. M. gemeinsam bewohnten Leinenhause, als wilde Schreie: „Moses!" „O Eulalia, was würdest du dazu sagen!" und durch all den Tumult, durch das Klatschen des Regens, das Toben des Windes zum Ueberfluß noch rasch nacheinander drei Revolverschüsse an unser Ohr schlugen.

Alles im Lager wurde lebendig. Bald waren die Zeltdiener mit Laternen am Platz, zu spät schon, um den in seiner Art einzigen Anblick würdig zu beleuchten. Pflichteifrig wie immer stand schon Dr. D. in unserer Zeltthür. Er rief: „Ist jemand bei Ihnen getroffen?" Und gleichzeitig mit ihm Graf S.: „Meine Herren, das Grand Hôtel ist eingestürzt!"

Es war wirklich so. Dr. M. träumt auf seinem Feldbett, er liege in der Kajüte des Dampfers auf bewegter See. Im Zelte brennt Licht. Er erwacht von dem Brausen, sieht das Dach über sich wogen und schwanken. Im nächsten Moment schlägt eine klatschende nasse Decke auf ihn herab, ein Zeltpfahl saust an ihm vorüber gegen den glücklicherweise festgefügten Schädel des jungen Grafen. Dr. M. findet sich unter seinem auf ihn gestürzten Feldbett im nassen Grase liegen. Das Zelt um ihn ist verschwunden. Das volle Waschbecken stürzte und entleerte sich in das Bett des schlafenden Herrn v. K. Von den triefenden Zelttüchern nebst allem, was sie umgibt, kühl zugedeckt, schreien Graf S. und Herr v. R. nach den Dienern. Dr. M. ergreift den geladenen Revolver neben sich, und, das letzte Nachtgewand als einzigen Schutz gegen die himmlischen Wasserstürze, feuert er drei Nothschüsse in die Nacht hinaus.

„Aber Doctor, wie konnten Sie nur mit dem Revolver schießen mitten im Lager! Was hätten Sie anrichten können!" Mit dieser vorwurfsvollen Frage drang man morgens auf meinen verehrten Collegen ein. „Ja meinen Sie denn, ich hätte Zeit gehabt, erst noch meinen Lefaucheux zu laden?" war seine, allerdings jede weitere Controverse abschneidende Antwort.

Der nächtliche Lärm, die Finsterniß und der Regen fanden ziemlich gleichzeitig ihr Ende. Nach ein paar Stunden der Nachruhe in den wieder still gewordenen und wieder aufge-

schlagenen Zelten konnten wir im reinen Morgensonnenschein, der über der erfrischten Welt glänzte, zum Ritt dieses Tages aufbrechen. Zunächst auf steilem Klippenwege am Berge von Silfât hinab; dann weiter im breiten Thal, eine Bergkette von viel energischer ausgesprochenem, unvergleichlich interessanterm und malerischerem Charakter als alle bisher angetroffenen, zu unserer Rechten. An diesen Höhen, deren Abhänge von dichten Olivenwaldungen bedeckt und deren Gipfel von starren Felsbastionen gekrönt waren, nisteten, nahe an letztern und durch eine tiefe breite Schlucht getrennt, zwei größere Ortschaften: Beni-Amr, nach dem Stamm oder Maghazenibezirk, zu dem sie gehören, benannt. Wie breite weißgelbe Bänder ziehen sich die Wege aus dem Thal über die Berglehnen hin zu ihnen hinauf. Mit ihren flachgedeckten, weißen steinernen Häusern aus und über den stumpfgrünen dichten Baumwipfeln hervorschimmernd, glichen sie auffallend manchen jener malerischen Felsennester, welche so viel dazu beitragen, das römische Sabinergebirge allen Künstlern werth zu machen. Der feuchte Wind hatte sich von neuem erhoben, er rauschte in den Kronen vereinzelter Dattelpalmen, Olivenbäume und im hohen Mimosengebüsch an unserm Wege, trieb das tiefschwärzlich blaugraue Regengewölk in großen finstern Massen über den Kamm der Waldberge an dem bisher so sonnigen Himmel herauf und verhalf dadurch dieser afrikanischen Berglandschaft zu so echt Ruysdael'schen Tonstimmungen und Effecten, wie sie mir je eine Landschaft des deutschen und niederländischen Nordwestens gezeigt hat.

Und weiter hügelan und hügelab; über steinigte Hochebenen, in engen Thälern zwischen rundlichen, über ihre ganze Höhe hin mit Gerste bebauten Kuppen, in ein breites tieferes Querthal zwischen mächtigern kahlen Hängen. Jenseit eines in seinem Grunde unsern Weg durchschneidenden feuchten Baches stand eine neue Reitertruppe unter einem grünen und einem rothen Fähnlein, von zwei Kaids commandirt, die vor ihrer Front hielten. Die täglich gesehenen Scenen wiederholten sich noch einmal: Entgegenreiten unserer Escorte, Begrüßungen, Fantasiaritte, Ablösung des Geleits von gestern durch dieses neue. Den schönsten bequemsten Raum für die Beweise ihrer kriege-

rischen Reitergeschicklichkeit boten dem neuen Gefolge die breiten Thäler, in welchen der Zug sich weiter bewegte. Nur für eine kurze Strecke noch verengten sich dieselben zu einem Hohlweg. Wo dieser wieder auf weite Thalwiesen am Fuße großgeformter Berglehnen mündete, sahen wir das Thal von einem rasch strömenden Fluß in mannichfachen Krümmungen zwischen buschigen und baumreichen Ufern durchzogen und, zu unserm nicht geringen Erstaunen, eine feste steinerne wohlgebaute Brücke, die sich breit und auf drei Bogen ruhend über das muntere Berggewässer spannte. Kein Zweifel mehr, wir konnten der großen Landeshauptstadt und Kaiserresidenz nicht mehr fern sein. In Marokko ein Fluß, über den eine Brücke führt!!

Jenseits, auf der Wiese zur Rechten des Thalweges aber leuchteten uns die ersten dort aufgeschlagenen Zelte zwischen den mit zarten graurothen Blütenbüscheln reichgeschmückten, feinlaubigen Tamariskenwipfeln einladend und willkommen entgegen. Von der landschaftlichen Anmuth dieser vorletzten Raststation der Reise am Mkis hatten uns die Franzosen nicht zu viel gesagt. Und auf keiner frühern hatten Remelé und ich den kaum für Minuten unterbrochenen Regen und Sturm, der jede Aufnahme des reizenden Lagerbildes unmöglich machte, so zu verwünschen Grund gehabt, wie wir es hier erbitterten Herzens thaten. Die Jagdlust zu dämpfen und den Jagderfolg zu mindern, gelang diesen beiden Feinden unseres Behagens und unserer künstlerischen Absichten allerdings weniger. Die Tauben und Feldhühner dieser Flußthäler haben schwerlich in Jahren eine ähnliche Decimirung ihrer Familien zu beklagen gehabt, als während der Nachmittagsstunden dieses 5. Mai. Aber, „sollte ihre Qual uns quälen, da sie unsere Lust vermehrt" und eine so schätzbare Bereicherung unserer Lagertafel lieferte?!

Die Nacht des regnerischen und stürmischen Tages ging trocken, still und ohne ähnliche Aufregungen wie die vorige vorüber. Es kam der Morgen des letzten Reisetages, und dieser verlief, wie ihn mein vierter Brief aus dem Zeltlager am Ufer des Wad (oder Uad)-Fez geschildert, das wir in der Mittagsstunde bei alles überschwemmenden und auflösenden Regengüssen, ein nur zu geringer Schutz gegen dieselben, aufschlugen. Schon

nach dem Mkis hatte der junge Sohn des würdigen Führers unserer Escorte, des Kaid Racha-Ali-Rasch'di, dem Vater einen herrlichen reich aufgezäumten Schimmelhengst, eine Sendung vom Sultan, entgegengebracht; auf dem Purpursattel dieses violett geschirrten edeln Thieres solle er den Einzug in die Residenz anführen. Im Ministerzelt auf dem letzten Lagerplatz traf an jenem Abend bei unserm Ambaschador ein Specialgesandter des Nachfolgers des Propheten ein, Sidi-Abu-Bekr, ein fast bartloser, lichtbräunlicher Herr in langen weißen Gewändern, mit langgestrecktem Gesicht und langen etwas gelblichen Zähnen, Vice-Oberhofceremonienmeister oder Oberstkammerherr Sr. Majestät, der deutschen Gesandtschaft zugewiesen zur Leitung der Empfänge und Vorstellungen, überhaupt zur Ordnung alles Ceremoniells, ein immer aalglatt-verbindliches, doch innerlich nichtsnutziges Wesen, ein Demuth heuchelndes Mittelding zwischen einem Jesuiten und einem alten Weibe.

Der fette Lehmboden der Flußebene war durch den achtzehnstündigen Regen in einen weichen klebrigen Brei verwandelt, der am Morgen ein schweres Bleigewicht an jede Fußsohle, jeden Pferde- und Maulthierhuf heftete. Ohne die mindeste Rücksicht auf die bevorstehende Feierlichkeit setzte die himmlische Traufe ihre Thätigkeit fort, als wir, in unsere Wintermäntel gehüllt (nur der Gesandte trug standhaft seinen weißen Burnus), selbst an jeder Faser triefend wie unsere Thiere, hinter dem Fähnlein und dem Ambaschador auf der schmuzigen breiten Straße der nahen Hauptstadt zuritten. Trotz des heillosen Wetters hatte sich in Fez zahlreiches Volk zu Fuß und zu Esel aufgemacht und kam uns entgegengezogen. Immer dichter wurde der Schwarm dieses freiwilligen unmilitärischen Geleits zu beiden Seiten unserer Reiterescorte, deren Maghazenis ihn nur mit Mühe vom Eindringen in unsere Reihen zurückhalten konnten. Inzwischen waren durch den dichten Regenflor die braunen zinnengekrönten Mauern und Festungsthürme des Seraibezirks und der westlichen Oberstadt Neu-Fez immer deutlicher sichtbar geworden, und bald gelangten wir an das Spalier der marokkanischen Truppen, das in ununter-

brochener Reihe, bis zu dem westlichen Thore der Stadt reichend, zu beiden Seiten der Landstraße aufgestellt war.

Und welche Truppen! Zuerst Maghazenis, meist auf ausgesucht schönen Thieren; dann Infanterie in langen grauweißen Kapuzen-Djellabs, mit arabischen Flinten; anderes Fußvolk in rothen Jacken, Pluderhosen bis zum Knie und nackten braunen Unterschenkeln, alte ausrangirte französische Steinschloßflinten jeder auf seine eigene Art tragend oder präsentirend; Sappeurs mit gelben Schurzfellen und mit Aexten auf der Schulter, wie jene in Kasr-el-Kebir. Darauf wieder Reiterei, in ihrer Mitte und in der der folgenden Reihen 19 reichgestickte Standarten von allen Farben; voran auf prächtigen bunt gezäumten Pferden hohe Würdenträger des Reichs und der Hauptstadt, die dunkeln bärtigen Köpfe mit weißen Turbans bedeckt, in weiten weißen und farbigen Kapuzenmänteln, die über die rothen, violetten, blauen oder orangefarbenen Unterkleider und die bunten Satteldecken zu den goldenen Bügeln niederwallen; Minister, Gouverneurs, Oberfeldherren und ihre Khalifen. Jeder reitet zum Ambaschador heran, begrüßt ihn mit lautem Zuruf und Händeschütteln, und schließt sich dann ihm und Abu-Bekr, seine Truppe unserer in jedem Moment wachsenden Escorte an. Reiter und Fußvolk, Treiber, Packpferde, Einwohner von Fez: alles wälzt sich in wirrem Durcheinander, bis zu den Knöcheln im schwärzlichen Sumpf der Straße versinkend und sich doch immer wieder heraus und vorwärts arbeitend, wie ein ungeheurer lebendiger Schweif unserm Zuge nach. . Dazu rasseln die Trommeln und gellen näselnd die Clarinetten und Oboen, wobei lange Kerle, Offiziere, oft in zeisiggrünen Jacken und in citronengelben Pumphosen, die Tambourmajors machen und mit auf- und abgeschwungenem Säbel den Takt markiren.

Immer neue Reihen von maurischen Reitern und von Infanteristen, letztere fast durchweg armseliges bunt durcheinander gewürfeltes Gesindel, Knaben und Greise, Neger, Berber, Araber. Galgenphysiognomien und schläfrige Hammelgesichter mit offenen Mäulern, den schäbigen Fes auf dem geschorenen oder bezopften Haupt; manche mit langen schwarzen Seitenlocken vor den Ohren, „Peies“, wie sie die Juden in Fez zu tragen gezwungen

sind; die einen krumm, die andern gerade stehend, das alte Bajonnetgewehr bald in der Linken, bald in der Rechten tragend; hier und da prügelt sich auch ein Paar gemüthlich in Reih und Glied. Roth ist zwar im ganzen die Grundfarbe ihrer Tracht, aber das hindert nicht, daß Jacken und Hosen bei Einzelnen wie bei ganzen Gruppen auch in allen Farben des Regenbogens prangen, daß sie bei andern aus buntem Möbelkattun, aus Bettbezügen, aus zerlumptem schmuzigweißem Wollenstoff gefertigt sind. „Sehen Sie, Sergeant, das ist das marokkanische erste Garderegiment zu Fuß; wie gefällt Ihnen die Haltung und die Propreté?" Der brave Facius, steil aufgerichtet im arabischen Sattel seines Berberschimmels sitzend, und mit den Füßen der langen Flügelmannsbeine fast bis zu den Knien desselben reichend, versteht in dem Punkte keinen Spaß. „Nee, Herr Doctor, mit die Bachulkes hier; wissen Sie, die müßten mir zuerst mal vier Wochen lang an die Leiter; zuerst mal ihnen die Knie durchdrücken. Na, ich wollt' es die Schweine schon zeigen! Herrjott, was die vor Augen machen sollten! Hier so mal rin mit ein Regiment von uns mit der ganzen Musik..."

Nun, auch diese hier brauchen ihre ganze Musik. Und was für eine! und alle zugleich! Trompetensignale schmettern und gellen in das dudelsackähnliche Gequäk der Oboen und Rasseln der Trommeln, in das ganze elementarische Brausen dieser vorwärtsflutenden mehrtausendköpfigen Masse von Menschen und wiehernden schnaubenden Thieren, unter klatschendem Regen. Offiziere aller Rangstufen und in allen Trachten, zu Fuß und zu Pferde, salutiren vor der Front, lösen sich ab von der Reihe hinter ihnen und gesellen sich zu unserm Zuge. Ich sehe einen, ganz in feine stumpfblaue lange Gewänder gehüllt, auf edelm schwanenweißem Schimmel, dessen mit Henna gefärbte seidene Mähne röthlichgolden leuchtet wie das Haar der schönsten Frau. Ich sehe andere in der Tracht französischer Chasseurs mit hohen gelben Reiterstiefeln; Offiziere in den Prunkuniformen der Leibwachen beim Moscheenritt des Sultans zu Stambul, in goldstrotzenden sammtenen Jacken, mit nackten Beinen und gelben Pantoffeln, mit riesigen weißen Turbans, mit grünen, blauen,

weißen Kapuzenmänteln. Die ganze Masse ein tolles Farbenchaos, in welchem leider, statt jener instinctiv gewählten, immer in seiner echt malerischer Harmonie zusammenstimmenden Localtöne in der Tracht der Maghazenis und der freien Reitertriben, die abscheulichen, heute schon auch den Farbensinn des Orients, den Reiz und Werth seiner Gewebe vernichtenden Anilinfarben, das bekannte Roth und Violett, dominiren.

Jenseit der Spaliere, auf dem leicht ansteigenden Terrain zur Rechten, wo von Feigenbäumen beschattet der kleine weiße Kuppelbau eines Heiligengrabes sichtbar wird, stehen und hocken die weißverhüllten Gestalten der Zuschauer, deren schwarze und braune Gesichter, wie der bekannte Freiligrath'sche „verdunkelte Mond vor weißen Wolken", von ihren hellen Kapuzen umrahmt sind, in dichten Reihen hintereinander Kopf an Kopf. Hoch über diesen ganzen Vorgrund hebt der breite, kahle, tiefzerfurchte Djebel Salar seine von niedrigziehenden Wolken umhüllte graue gewaltige Masse. Dicht vor dem finstern Außenthor der Stadt, das von kolossalen Bergen stinkenden Unraths und dorthin geworfenen faulenden Aases flankirt wird, grüßt uns die, von einem europäischen Renegaten geschulte, rothe Garbekapelle des Sultans mit einem charakteristischen Marsch von düstrer eindrucksvoller Klangweise in Melodie und Rhythmus, auf Blechinstrumenten und Trommeln executirt. Es soll ein hierher importirter spanischer Armeemarsch sein, der vor langer Zeit von Spontini componirt worden ist. Gleich darauf hallen die Tritte unserer Pferde unter dem hohen Hufeisenbogen des Thores. An seinen Wänden hin drücken sich die vom Turban bis zu den Pantoffeln in weiße Stoffe drapirten, sowie die zerlumpten oder halbnackten Männer und Burschen von Fez, die einen mit ruhiger Aufmerksamkeit, die Neger mit grinsendem Lachen und Zähnefletschen, das junge Volk mit lebhafter munterer Schaubegierde die Fremden und ihr Gefolge betrachtend.

Hinter diesem Außenthor folgt zunächst eine Reihe von kleinen Butiken und offenen Werkstätten. Arbeit und Handel darin ist für diese Minuten eingestellt. Selbst die am Boden Hockenden machen den Hufen der Pferde Platz und richten sich einmal auf, um nach den fremden Störern ihrer Ruhe hinzu-

schauen. Ueber ein weites wüstes Terrain führt die Straße, ungepflastert, hier felsig, dort Sumpf und Morast. Zu beiden Seiten gelbgraue Mauern und Befestigungsthürme, mit Zinnen gekrönt; scheinbar planlos hingestelltes Bauwerk, alles ruinenhaft verfallen, geborstenes Gemäuer, gestürzte Trümmer, im Bau schon wieder aufgegeben; nie vollendet gewesene Anlagen, hohe schön geschwungene arabische Bogenthore, die nirgends hinführen, in zwecklosen Wänden. Ueber den Zinnen erscheinen die Dächer von Kiosks und Moscheen, mit grünglasirten Ziegeln gedeckt; hohe vierseitige schwerfällige Moscheenthürme, aus deren Plattform sich noch ein verjüngter kurzer Aufsatz mit kleinen metallbekleideten knaufförmigen Kuppeln erhebt. Die Wipfel alter Feigen-, Granat- und Orangenbäume und schlanker Palmen über den Zinnen manches Gemäuers lassen stillverborgene Gärten dahinter errathen. Dieses weitläufige planlose Ganze zur Rechten der Straße bildet den Bezirk der Residenz des Sultans. Erst durch das hallende Bogenthor in einer zweiten, der innern, Mauer reiten wir in die eigentliche Stadt ein, in jene lange verkehrsreiche, volkwimmelnde Straße, welche zwischen Seitenmauern und engen Nebengäßchen Neu-Fez mit dem zur tiefen Schlucht absteigenden Alt-Fez verbindet. Der Weg wird immer abschüssiger; das Steinpflaster — willkürlich in den Boden gelegte große und kleine Blöcke, zwischen denen die Rinnsale des Regenwassers wie Bergbäche zur Tiefe eilen, mit großen Löchern und Gruben wechselnd — bedroht die Thiere bei jedem Tritt mit einem Beinbruch, die Reiter mit einem Sturz. Aus dem Gewühl der auf lange Strecken mit Röhricht überdeckten oder von Weinrebengeflecht überrankten Hauptstraße lenkt der Zug in menschenleere Nebenstraßen. Die Häuser zeigen fast nur kahle, schmuzig graue Mauern; kaum daß kleine vergitterte oder schießschartenähnliche Oeffnungen, regellos in verschiedener Höhe darin angebracht, einzelnen Mauren- und Negerköpfen Platz gewähren, sich hineinzudrücken und auf die Christenhunde herabzusehen. In und vor den niedern Thüren stehen die männlichen und kindlichen Insassen der Häuser dichtgedrängt; und oben auf den flachen Dächern liegen, hocken oder stehen sorglich gebückt die Weiber, die erwachsenen Mädchen mit den kleinsten Kindern im Arm

oder in dem Zeugbehälter auf ihrem Rücken, das Gesicht selbst dort in der Höhe noch ängstlich über Mund und Nase bis zu den dunkeln Augen hinauf verdeckend. Letztere aber blitzen neugierig, ja oft ganz lustig und keineswegs feindlich hernieder zu den Hinaufgrüßenden. Zuweilen fesselt ein Brunnen, der aus einer vom Hufeisenbogen umrahmten, mit zierlichster maurischer Majolikamosaik bekleideten Wand in das Becken davor plätschert, zuweilen ein altes Portal, die Zwickel- und Simsfelder mit graziösen sarazenischen Stuckornamenten decorirt, unsre Aufmerksamkeit noch mehr als die verhüllten Schönen und der gefahrvolle Weg vor den Füßen unserer Thiere. Endlich nehmen uns Gäßchen auf, so eng, daß nur immer ein Pferd hinter dem andern zwischen den kahlen schmuzigen Mauern vorrücken kann. Meine Vordermänner steigen ab. Durch einen kaum 5 Fuß hohen, engen, finstern und von rothen nacktbeinigen Soldaten wimmelnden Eingang treten wir in einen reizenden maurischen Gartenhof, von schmucken Gebäuden mit heitern Bogenhallen umgeben, von Orangenbäumen beschattet, der Boden mit Majolikamosaik belegt. Brunnen rauschen zur Seite des mittlern Ganges aus ebenso heiter zierlich decorirten Wänden in die buntgemusterten Becken. Fontainen steigen plätschernd aus runden Marmorschalen. An den Bogen der beiden Vorhallen schimmert zartfarbig das vielverschlungen sich darüberspinnende arabische Stuckornament. Diese Häuser, bis vor kurzem noch die Residenz des jüngst verstorbenen (man behauptet, weil „zum Kaffee geladenen") reichen Sidi-Ben-Duja, sollen während des Aufenthalts in Fez unsere Wohnung bilden. Gewiß, wir sind es zufrieden.

XIII.

Hauptstädtische Haus- und Straßenbilder.

Das deutsche Gesandtschaftshotel. — Ehrenvolle Gefangenschaft. — Tröstungen. — Schönheit und Greuel. — Architektonisches. — Moslim und Kinder Israel. — „Unsere“ Juden. — Ein Weltbürger.

Fez, 16. Mai 1877.

Neun Tage sind seit dem Einzuge der deutschen Gesandtschaft verflossen. Wir haben uns in Ben-Duja's Hause eingelebt, haben die Stadt im Innern und ihre nähern und weitern Umgebungen vielfach durchstreift. Der öffentliche Empfang durch den Sultan, das Auspacken und Uebergeben der Geschenke an ihn hat stattgefunden. Er hat noch einmal die Gesandtschaft in einer Privataudienz gnädigst empfangen und sich mit jedem ihrer officiellen und freiwilligen Theilnehmer persönlich bekannt gemacht. Durch drei Monstrefrühstücke bei den höchsten Würdenträgern haben wir uns glücklich und ohne irgend ernstlich schlimme Folgen durchgegessen. Aber immer noch stehen neue Empfänge und Frühstücke desselben Stils in gewisser unvermeidlicher Aussicht. Und immer noch birgt die labyrinthische Stadt so viele unenthüllte Räthsel und Geheimnisse, so viele nie betretene Stellen für uns, daß die noch übrigbleibenden 9 bis 10 Tage des vorschriftsmäßigen Aufenthalts kaum genügen dürften, mit alle dem fertig zu werden.

Kein Aufenthalt in irgendeiner fremden Hauptstadt des Orients oder Occidents läßt sich unserm hiesigen vergleichen. Mit allen hohen Ehren, welche ein mohammedanischer Gewaltherrscher den Boten und Vertretern einer befreundeten Macht zu erweisen vermag, sind die deutschen Herren hier aufgenommen worden. Und doch hat das Ganze ominöse Aehnlichkeit mit einer Gefangenhaltung in höflichster Form. Es könnte sehr wohl geschehen, daß man dem Volke von Fez den Glauben beibringt: diese Christenhunde seien nur deshalb vor den Thron des Beherrschers der Gläubigen gebracht worden, um hier, wie in alten Tagen, den pflichtschuldigen Tribut, mit welchem man die Gnade, im Lande Magreb ungeköpft leben zu dürfen, bezahlt, zu den allerheiligsten Füßen niederzulegen und in der Hauptstadt eine Zeit lang von ihren Kerkerwächtern den Rechtgläubigen auf Straßen und Plätzen gezeigt, als Gefangene für sie ausgestellt zu werden.

Alle Eingänge zu dem Brunnenhof, um welchen unsere Wohngebäude liegen, sind dicht besetzt von Wachtmannschaften, Maghazenis und Askars. Für die Gesandtschaft wie für jeden Einzelnen von uns ist es schlechthin unmöglich, zu Fuß oder zu Pferde nur einen Schritt allein in die Straßen hinaus zu thun und das Wagestück zu unternehmen, sich selbst seinen Weg durch diese und aus den Thoren der Stadt zu suchen. Sofort schreiten oder reiten bewaffnete Soldaten vor und hinter ihm her, welchen er das Ziel der beabsichtigten Wanderung mittheilen, oder denen er sich doch als seinen Führern und Wegvorschreitern willenlos unterwerfen muß. Man kann sich mit der Auffassung schmeicheln, das sei eine Ehrenescorte. Man kann die Begleitung auch als eine für den Christen und Fremden hier unentbehrliche Vorsichts- und Sicherheitswache deuten. Daß jede derartige Promenade den Eindruck des Umherführens von Gefangenen macht, ist indeß unleugbar.

Jedenfalls hat sie für uns große Vortheile. Man vermeidet das, sonst wol ziemlich gewisse, Verirren in dem ungeheuern regellosen Gewirr der Gassen, Winkel, Durchgänge, der engsten halsbrecherischen Kletterwege; und ebenso entgeht man durch diesen sehr respectirten Schutz der Belästigung durch die bei

jedem Schritt den Fremden umringende, nicht immer wohlwollend gestimmte, bei freundlicher Annäherung aber für unsere Ruhe und Reinlichkeit doppelt gefährliche Volksmenge. Vielleicht danken wir es auch nur diesen Schutzwachen, daß wir persönlich von dem vielberufenen feindlichen Fanatismus der Bevölkerung nichts zu spüren gehabt, daß wir hier ungestört sehen, beobachten, einkaufen, ja zeichnen und photographiren konnten.

Wenn unser hiesiges „Deutsches Haus" ein Gefängniß sein soll, so ist es jedenfalls ein recht erträgliches und oft ein recht „fideles". Der große Orangengarten, welcher den ganzen Innenhof des Grundstücks füllt, wird nur auf seiner Nord- und Südseite von Wohngebäuden begrenzt, die sich im Erdgeschoß mit hohen Bogenthüren und maurischen Vorhallen, im Oberstock mit vergitterten scheibenlosen Fenstern auf ihn öffnen. An den andern Seiten machen die niedern Mauern von Nachbargrundstücken den Abschluß. Die weißen Pfeiler der Vorhallen der beiden sich gegenüberliegenden, 40 Schritt voneinander entfernten, weißen Häuser breiten sich nach oben hin in der Form arabischer Stalaktiten- und Bienenzellengewölbe aus und stützen so an jeder der beiden Fronten die Wand des Oberstocks. Hinter diesen schmalen Vorhallen befindet sich in jedem Hause ein beinahe doppelt so breiter, aber ihnen gleich langer und hoher Saal mit einer Decke von eng nebeneinanderliegenden schmalen bemalten Balken. Die geweißten Wände sind in dem des nördlichen Hauses, welchen der Gesandte als Wohn-, Sprech- und Schlafzimmer benutzt, bis zu 6 Fuß Höhe, wie in allen reichern marokkanischen Häusern, mit rothem und grünem Stoff (hier Sammt) bekleidet, auf den eine Reihe hufeisenbogenförmiger Sammtstücke von immer abwechselnd rothen, grünen, blauen Farben aufgenäht sind, während die Füllungen prächtig in Gold brodirte maurische Ornamente zeigen. Den mit feiner kleinen bunten Fliesen schachbretartig belegten Fußboden bedecken marokkanische Teppiche; Ruhebetten, aus dicken, mit Linnen und Polsterkissen ausgestatteten Matratzen bestehend, ziehen sich statt der Sofas rings an den Wänden entlang am Boden hin. Den entsprechenden Raum des südlichen Hauses hat man durch Aufstellung einer langen Tafel und dazu gehöriger zwei Reihen

Stühle zum Speisesaal eingerichtet. Die einzige Wanddecoration besteht, außer dem Sammtbehange, der sich auch in den großen Sälen des Oberstocks wiederholt, in einer Menge von Wand- und Standuhren und von Spiegeln in bäurisch kindischer bunter Umrahmung und in demselben naiv rohen und lächerlichen Geschmack, den alle Formen, alle Vergoldung und Ausschmückung der Uhren bekunden. Diese Waare wird expreß für die marokkanische Welt in Europa gearbeitet und in Masse dahin ausgeführt; im Hause keines Mannes von Ansehen, Bedeutung und Reichthum fehlt diese barbarische Ausstaffirung der besten Räume, der Säle und Vorhallen.

Außer jenen großen Sälen hinter dem Balkon des ersten Stockwerks jedes der beiden Häuser, Sälen, deren Balkendecke auf rothen Säulen mit Stalaktitencapitälen aufliegt, sind in die Hinter- und Nebenpartien der Gebäude noch allerlei verborgene, schlecht gelüftete und beleuchtete Gemächer und Räumlichkeiten, im Erdgeschoß, im Souterrain und in verschiedenen Stockwerken, hineingeheimnißt, zu denen man durch enge, finstre, übelriechende Gänge, gleich denen eines Fuchsbaues, und auf hochstufigen, mit bunten glasirten Majolikafliesen belegten Stiegen gelangt. Zum Bewohnen wenig einladend, theils um einen halbdunkeln, durch ein Oberlichtfenster matt erhellten viereckigen Innenhof gelegen, überrascht an ihren bekalkten schmierigen Wänden oft ein sprudelnder Brunnen mit einer Rückwand, welche durch Fliesenmosaik in den mannichfachsten linearen geometrischen Mustern auf die zierlichste Weise farbig belebt wird; oder hier und da in der Höhe der kahlen Wände eine willkürlich angebrachte Decorirung mit arabischem flachrelief gehaltenem, leicht farbig getöntem Stuckornament, von einem Reichthum und einer Grazie des Linienspiels, welche sie den berühmtesten Stücken dieser Gattung gleichstellt.

Der mit gemusterten farbigen Majolikafliesen belegte mittlere Gang, in der Breite der Vorhallen, scheidet den Garten in einen kleinern obern und einen größern tiefer liegenden Theil und verbindet die beiden Häuser miteinander. Auch aus diesem glatten Fliesenparket steigen mehrere volllaubige Orangenbäume auf. Ueber den beiden Brunnenschalen vor den Hallen der

beiden Häuser ruhen auf leichten Holzpfeilern hölzerne kuppelförmige Gitterdächer, von denen abends maurische Laternen herabhängen. Ununterbrochen, bei Tag und Nacht, sprudelt, rauscht und plätschert in diesen Schalen und in den zwei seitwärts von dem Mittelgange befindlichen Brunnen reich und rasch strömendes Wasser. Sein Rieseln und Rauschen bildet die discrete anmuthigste Begleitmusik zu dem Geplauder und Gesange bei den bis um Mitternacht ausgedehnten Sitzungen, die unsere Gesellschaft während der lauen sternenklaren Maiabende auf dem Fliesenwege unter den flüsternden Laubkronen der Orangenbäume hält, wenn der weiche einschmeichelnde Bariton des Hrn. von K. oder der deutsche Männerchor das Echo heimischer Kriegs-, Soldaten-, Volks- und Liebeslieder, unter andern des holden Blödsinns der Bundeshymne für Afrikareisende:

Droben auf Afrikas Höhen
Da steht ein schöner Birnbaum, schöner Birnbaum —
Trägt Pflaumen —

in den arabischen Mauern weckt. So sieht es in dem Gefängniß aus, in welchem jene militärische Polizeitruppe die deutsche Gesandtschaft bewacht. Im Verhältniß der Zahl ihrer Theilnehmer ist der verfügbare Raum desselben ziemlich beschränkt. Zwei von uns haben sich deshalb im Obergarten ein Zelt aufgeschlagen und ziehen das Schlafen und Hausen darin dem in den theils überfüllten, theils zweifellos ungesunden Gemächern vor. Trotzdem freut sich doch jeder des stillen heitern Asyls, das uns hier bereitet ist. Aus der heißen stickigen Atmosphäre und dem beklemmenden Volksgedränge der Stadt zurückkehrend, segnet man stets von neuem diesen so glücklich davor gesicherten luftigen, schattigen, wasserreichen Aufenthalt mit seinem Blättersäuseln, Vogelgezwitscher, Amsel- und Nachtigallengesang, dem freien Himmel und den vollbelaubten Baumwipfeln über uns.

Was ihm einen so wesentlichen Reiz und Vorzug gibt, die Fülle lebendigen Wassers, bildet zugleich den der ganzen Stadt Fez selbst, den sie vor so vielen andern Hauptstädten der Welt, mit Ausnahme von Rom, voraus hat. Wie in der Ewigen Siebenhügelstadt, rinnt und rauscht auch hier überall das belebende Element in verschwenderischer Fülle. Aber diese herr-

liche Gabe ist einer Bevölkerung geschenkt, die sie sehr wenig nach ihrem vollen Werthe zu würdigen weiß, die sie viel mehr zu verderben, zu vergiften und um ihre wohlthätigen Wirkungen zu bringen, als im rechten Sinn zu benutzen versteht. Die Stadt der üppigsten Wasserfülle ist unter allen mir bekannten Städten auch die des fürchterlichsten Schmuzes, der verabscheuungswürdigsten, Luft, Erde und Wasser verpestenden Unreinlichkeit. Die Natur hat sie mit Segnungen überschüttet: ein glückliches Klima, ein freigebiger Boden, unvergleichliche landschaftliche Schönheit, an welcher jene Wasserfülle einen sehr wesentlichen Antheil hat. Aber die Bewohner sorgen dafür, daß diese Geschenke sogut wie fruchtlos bleiben.

Wer sich, wie wir, von der Nordwestseite her durch die weite Ebene kommend, dem Stadttheil Neu-Fez nähert und in dessen finstere Mauerthore einzieht, erhält zunächst keine richtige Ansicht von der Lage und Terraingestaltung der gesammten Doppelstadt. Man glaubt, es sei eine große Tiefebene, in welcher sie liege. Erst innerhalb der Mauern, oder dieselben an der Nord- oder Südseite umgehend, erkennt man, daß es eine Hochebene ist, und daß eine tief eingeschnittene breite in starker Neigung nach Südost hin absinkende Schlucht dieses Plateaus, das an der Nordseite von höhern Bergen begrenzt wird, gleichsam das Bett bildet für den größern Theil der Stadt, für Alt-Fez. Der Höhenunterschied zwischen Alt-Fez und der Oberstadt beträgt kaum weniger als 250 Fuß. Man mag daraus die Stärke des Gefälles ermessen, mit welchem der an der Nordwestseite in die letztere eintretende, künstlich abgedämmte und in verschiedene Arme geleitete Wad-Fez die ganze Stadt durchströmt und in allen seinen Rinnsalen dahinrauscht. Dieser Fluß mit seinen natürlichen Armen und künstlichen Abzweigungen hat den wenigen Europäern, welche Fez bisher besuchten, viel topographische Schwierigkeiten gemacht, denn die Angaben über seinen Namen und seinen Lauf sind sehr verschieden und widersprechend. Bedauerlich und eigentlich unerklärbar ist es, daß der Gesandtschaft nicht ein einziger Generalstabsoffizier beigegeben wurde. Ein solcher hätte hier mit einigen Terrainaufnahmen und Messungen ein für die geographische Wissenschaft wahrhaft

nützliches Werk ausführen können. Nach meinen eigenen Laien-beobachtungen scheint mir kaum noch ein Zweifel obzuwalten, daß allein der eine Fluß, eben der Wad-Fez, verstärkt durch einen vom Süden hergeleiteten Bach, die ganze Stadt so reichlich bewässert, ihre Brunnen und Kanäle speist, die prächtigsten Cascaden über Felsen und Mauertrümmer an der Südwest- wie an der Ostseite bildet, um, nachdem er sie verlassen und üppige Gartenwälder an seinen Ufern durchströmt hat, eine halbe Stunde weiter gen Südosten sich in den Sebû zu ergießen, über welchen dort die größte feste Brücke des Kaiserstaats führt.

Wenn die arabischen Berichte Wahrheit erzählen, so kann die Stadt Fez im Februar nächsten Jahres ihren neunhundertsiebzigsten Geburtstag feiern. Im Jahre 808 der christlichen Zeitrechnung, im Februar, habe Edris-ben-Edris, der Sohn des aus der Heimat vertriebenen und nach dem Lande Magreb gelangten Abkömmlings des Propheten, Muley-Edris, den ersten Grundstein zu der Stadt gelegt. Während des Mittelalters gelangte sie zu hoher Blüte und glänzendem Ruhm in der ganzen Welt des Islam. Wegen ihrer Universität, ihrer Bibliotheken, ihrer erhabenen Bauwerke wurde sie noch im 16. Jahrhundert als das „Athen Afrikas" gepriesen. Die Zahl ihrer Einwohner soll 400,000 betragen haben. Heute hat jenen einstigen Glanz, wie in allen altberühmten Städten des Islam, mit Ausnahme Kairos, der tiefste Verfall abgelöst. Die Bevölkerung kann, nach dem jetzigen Umfang des bebauten und bewohnten Stadtterrains zu schließen, trotz der Dichtigkeit in gewissen Vierteln, nicht mehr den vierten Theil jener Anzahl erreichen.

Die Befestigung der Stadt muß einst eine ziemlich respectable gewesen sein. Die bezinnte Außenmauer hat eine Höhe von 30 bis 40 Fuß, die der innern von circa 25 Fuß. An ihrer Flucht springen starke vierseitige Fortificationsthürme in regelmäßig sich wiederholenden Zwischenräumen hervor. Eine Höhe im Südosten, deren unterer Abhang mit Oelbäumen bedeckt ist, und eine vor der Nordwestseite der Stadt tragen je ein altes festes Castell. Beide sind heute ohne Besatzung und Bewehrung. Im Gegensatz zu den Mauern sind diese Bastionen aus Hausteinen erbaut, jene und ihre Thürme dagegen, ebenso wie

die meisten Gebäude der Stadt, theils aus Ziegeln, theils aus Pisé (einer Mischmasse von Kalk, Kies und Lehm, die in der Dicke der zu errichtenden Mauer zwischen dazu aufgestellte Breterwände geschüttet und durch regelmäßiges Stoßen und Stampfen fest wie Stein gepreßt wird). Ein Heer von Arbeitern ist gegenwärtig in solcher Weise beschäftigt, eine Pisémauer zur Abgrenzung des großen Paradeplatzes aufzuführen, der zwischen der Nordmauer des Seraibezirks und der großen Landstraße zum Westthore liegt. Sie begleiten ihre Thätigkeit mit einem rhythmischen Chorgesang; nur beim Einsetzen gewisser Cadenzen stoßen sie im Takt ihre Stampfkeulen nieder. Zwischen jedem Stoß liegen so lange Pausen (das Tempo des Gesanges ist so langsam genommen), daß diese Art des technischen Verfahrens auch bei unsern heimischen Herren Maurern großen Beifall finden würde. Die Einführung derselben würde ihnen die fernere Anwendung des ganzen complicirten Systems des Prisennehmens und damit vielen Schnupftabacks ersparen.

Trotz der steinernen Festigkeit des Materials trägt jede Mauer und jeder Thurm den Charakter der Ruine oder des halt- und hoffnungslosen Untergangs deutlich aufgeprägt. Ueberall klaffen tiefe und breite Risse, sind Zinnenbekränzungen, ja ganze Wände zusammengestürzt. Niemals scheint eine Reparatur versucht worden zu sein. Was morsch wird und fällt, bleibt eben liegen wohin es fiel. Die meisten Baulichkeiten machen den Eindruck, als sei der Zerfall unmittelbar nach ihrer Vollendung oder gar schon während des Baues eingetreten und man habe es aufgegeben, letztern zu Ende zu führen. Von den, selbstverständlich ebenfalls um innere Brunnenhöfe und Gärten gruppirten, Palastbauten des Sultans, deren die weit ausgedehnte Seraistadt eine große Zahl enthalten muß, wehren die hohen Mauern jeden Anblick noch sicherer, als die nackten Wände der Privathäuser in den Gassen der Stadt den ihrer nach innen gerichteten wahren architektonischen Façaden. Auch von den vielgerühmten Prachtbauten der großen Moscheen mit ihren mehrhundertsäuligen Höfen bekommt der Christenhund, und wenn er der hochgeehrteste Gast des Sultans ist, nichts zu sehen. Selbst die Straßen, in denen sie liegen, zu betreten, verhindern ihn

die begleitenden Soldaten. So werden wir Fez verlassen, ohne die gepriesenen Wunderwerke altsarazenischer Architektur, die Moscheen Edris und Keruim, auch nur von der Außenseite geschaut zu haben.

Fast die einzigen interessanten und bedeutendern Architekturwerke, deren Bekanntschaft auch dem Fremden und Christen bei seinen Entdeckungswanderungen durch die Straßen zutheil wird, sind die großen „Fündacs“, die Waarenlagerhäuser. Nach außen machen sie sich erkennbar durch das hohe reichornamentirte Portal mit Hufeisenbogen und schön durchgeführten maurischen Simsen und Consolenreihen, auf denen ein schmales Vorbach aus grün glasirten Ziegeln ruht. Durch das Portal gelangt man in den großen vierseitigen Innenhof, welchen das Gebäude mit seinen zwei bis vier Stockwerken übereinander umschließt. Offene Pfeilergalerien ziehen sich in allen Etagen um das Viereck. In den hölzernen Brüstungen, Pfeilerverkleidungen, Thüren und Läden dieser Galerien hat die Holzarchitektur und Schnitzkunst die feinsten Meisterstücke von vollendetem Geschmack geschaffen. Nur von oben her erleuchtet, durch die Gestalten der weiß drapirten, ernst und in vornehmer Ruhe dasitzenden Kaufherren und Waarenbesitzer wie der braunen halbnackten Arbeiter belebt, am Boden mit Kisten, Fässern, Ballen aller Art bedeckt, bilden die Fundachöfe in dem tiefen, durch Altersrost veredelten Ton ihrer Boiserien, mit ihren Licht- und Schattenwirkungen eminent malerische Objecte, und sind zudem höchst bezeichnend für die Eigenthümlichkeit des Bausinns und die Geschmacksrichtung der Mauren.

Ganz Fez von außen und innen, in allen seinen Theilen, ist eine Fundgrube des echt Malerischen und zwar eine der reichsten unter den Städten des Islam. Malerisch ist es in seiner herrlichen landschaftlichen Umgebung: der üppig prangenden Vegetation seiner von unzähligen Wasserläufen lebhaft durchströmten waldähnlichen Gärten, welche die breiten Hügelrücken zwischen Alt- und Neu-Fez an der Südseite der langen Verbindungsstraße bedecken und dichter noch die Thalschluchten im Osten erfüllen; in den mächtigen Berghöhen der Nordseite, den von alten Castellen und von den hellen Denksteinen und Grabmonumenten der Kirch-

höfe gekrönten Felskuppen; in den Ruinenstätten der wüsten Plätze von Neu-Fez; in seinen alten Bogenthoren; in den steil absteigenden finstern Gäßchen, an deren Hauswänden der Oberstock auf weit vortretenden Balken über die Wandfläche des Erdgeschosses hinausspringt, sodaß die fast ineinander eingeschachtelten, hohen, von Alter und Schmuz geschwärzten Gebäude den Blicken der Bewohner und Passanten jeden Streifen der Himmelsdecke entziehen; in den düstern höhlenartigen Hauseingängen mit ihren Rembrandtschen geheimnißvollen Helldunkeleffecten; in den heitern Brunnenhöfen; den verkehrsbelebten Hauptstraßen wie den engen Bazargassen mit der ununterbrochenen Reihe enger, niederer Verschläge zu beiden Seiten, welche den darin hockenden Verkäufern, Meistern und Gesellen als Magazin, Laden, Werkstatt und Wohnung dienen; mit den, zwischen dem Gegitter von Schilfröhricht, Holzstabwerk oder Rebengeflecht und Wein- oder Feigenlaub, das diese Straßen deckt, in reizender Launenhaftigkeit einströmenden heißen Sonnenblicken, welche die sich dort drängenden weißgekleideten Gestalten in blendender Helligkeit aus dem warmen tiefen Dunkel herausheben, auf dem Metall der Waffen und Geräthe blitzen und dem Gelb und Scharlach der Lederwaaren, der Sättel, des Zaumzeuges in den Täschnerbutiken verdoppelte Glut und Energie der Farbe verleihen. Und malerisch vor allem sind die Menschen, welche dicht und summend wie die Fliegenschwärme, die in den Fruchtbazaren und Fleischbänken die dumpfe verpestete Luft erfüllen, alle Straßen beleben.

Ein überraschendes Gepräge von vornehmer Würde ist hier der Mehrzahl der Männergestalten gemeinsam. Die Gesichtsfarbe ist meist, wo nicht Vermischung mit Negerblut stattgefunden, auffallend licht, ja von einer fast krankhaften Weiße. Die vorherrschende Tracht bei den nicht gerade zum ärmsten nur in Lumpen oder halber Nacktheit erscheinenden Volke Gehörigen ist hier nicht, wie in Tanger, der Djellab von ungebleichtem Wollengewebe mit der den kahl rasirten Schädel oder den Turban deckenden Kapuze, sondern der Haik, jenes große togaähnliche Stück eines leichtern, feinern, derber aber weichfaltiger Gaze gleichenden Zeuges von der natürlichen feinen Crêmefarbe seines

Gewebes. Dieses Gewand wird von den meisten Männern über der ganzen Unterkleidung, dem Hemd und langen Rock, selbst über dem Djellab und Turban mit bewundernswürdiger natürlich stilvoller Drapirung getragen. Ein Gewand, wie es nur die antike Welt kannte, an welcher die Arbeit und die „Idee" des Schneiders keinen Antheil hat, das aber eine unbegrenzte Mannichfaltigkeit im Arrangement und Faltenwurf, je nach Stellung, Bewegung und individuellem Geschmack des Trägers gestattet und wesentlich dazu beiträgt, der Erscheinung desselben jene erhöhte, gleichsam priesterlich feierliche Würde zu verleihen.

Diese Erscheinung, die Vorliebe für das Weiß, der ruhige ernste Ausdruck der oft so edel geschnittenen Gesichter mit den großen dunkeln breitlidrigen Augen, all dies hindert indeß nicht, daß die Männer ihre Stadt, ihre Straßen, ihre Wohnungen zu Gesundheit und Leben verderbenden Misthaufen und Aasgruben werden, ihre schönen Kinder vor Schmuz erblinden und deren kahlgeschorene Köpfe sich mit dem ekelhaftesten Grind und Aussatz bedecken lassen; daß sie vor den Thoren auf Bergen von uraltem, immer neu vermehrtem Koth in majestätischer Ruhe thronen und mit Behagen den pestilenzialischen Duft der dort offen hingeworfenen berstenden und verwesenden Thierleichen einziehen.

Unter den maurischen Kindern, die, nachdem sie die Rückentasche der Mutter verlassen haben und solange sie klein sind, in bunten tiefgegürtelten Röckchen, dann in farbigen oder weißen Kapuzensäcken einherlaufen, sind liebenswürdige, gescheit aus den großen Augen blickende Gesichter außerordentlich häufig. Es müßte nicht schwer sein, aus diesem jungen Material ein tüchtiges, regsames, kluges und thatkräftiges Männergeschlecht zu entwickeln — freilich nur unter gründlich veränderten religiösen und socialen Verhältnissen!

Die Frauen der Mauren erscheinen in Fez natürlich nur als schwerfällig dahinwandelnde gesichtslose Puppen, ganz in weißliches Wollenzeug eingehüllt. Dieses wird so tief über die Augen herabgezogen und das weiße Untergewand so hoch über die Nase herauf, daß thatsächlich kaum eine Querspalte in der Breite der

Augen frei bleibt, welche ihnen zu sehen und zu athmen gestattet. Selbstverständlich haben auch die verehrten Frauen unserer verschiedenen hochgestellten Gastfreunde und Bewirther, wenn sie von den flachen Dächern und aus den Gitterfenstern der Höfe neugierig auf die fremden Gäste herabsahen, uns nur ganz ausnahmsweise und verstohlen mehr von ihrer Person erspähen lassen, als die in den Straßen so unbehülflich sich fortschiebenden weißlichen Wollenstoff-Pyramiden. Nur die dienenden Weiber und Mädchen zeigten uns ihre heiter grinsenden Gesichter, ihre Arme und die Beine vom Knie bis zum Fuße unverhüllt. Aber es waren durchweg Negerinnen.

Ein von allen andern, dem maurischen, arabischen, berberischen und negerischen ganz abweichendes Element bilden in der Volksmenge von Fez die Juden, auch hier „jhudi" genannt. Sie haben das Elend des auserwählten Volkes Jehovahs hier in seiner ganzen Bitterkeit zu erdulden. Nicht nur daß ihre Wohnungen in ein scheußliches verpestetes Ghetto, die „Mellha", eingepfercht sind, daß sie gedrückt, gequält und, sobald die Gewalthaber den Schwamm gehörig vollgesogen glauben, willkürlich ausgepreßt werden, — auch die Pein kleinlichster Demüthigungen müssen sie täglich und stündlich über sich ergehen lassen. So dürfen sie nicht wie in Tanger die Haare rundgeschnitten in die Stirn gekämmt tragen, sondern müssen den obern Vorderkopf rasiren und zu beiden Seiten lächerliche „Peies" niederhängen lassen. Außerhalb der Mellha darf kein Jude anders als mit nackten Füßen erscheinen. Jede Straße, in der eine Moschee liegt, muß er weit umgehen, wenn er nicht in Lebensgefahr gerathen will. Scheu und gebückt schleichen die Söhne der zwölf Stämme in langem schlichtem farbigem Talar, ein rundes Käppchen auf dem Haupt, durch die Gassen der Maurenstadt, angstvoll jedes verrätherische Zeichen, jeden Schein des stolzen Bewußtseins verbergend, daß sie trotz alledem auch hier die besten Geschäfte machen, ja für viele gerade der wichtigsten Lebensgebiete ihren Bedrängern unentbehrlich sind.

Wer sie in ihrem Glanze und mit Schuhen bekleidet sehen will, muß sie in ihrem eigenen Quartier aufsuchen. Freilich, unter allen, Straßen genannten Cloaken von Fez sind die der Mellha,

die gleichsam im Schirm und Schutz des Seraibezirks liegt, die schlechtesten und übelriechendsten. Man klettert, stolpert und gleitet beständig über Hügel von ekelhaftem Unrath, für den die Bewohner keinen Ablagerungsplatz kennen als eben die Straßen, deren Enge sie damit täglich vermehren. Hindert er sie doch nicht, darin die gesuchtesten, die nothwendigsten wie die kostbarsten, Waaren zu handeln, mit Bienenemsigkeit zu arbeiten, zu rechnen, zu kaufen und zu verkaufen, fruchtbar zu sein und sich zu mehren nach des Herrn Gebot, in ihren Schulen Jehovah anzubeten, zu verkündigen und zu preisen, trotz der so lange schon über sein Volk verhängten Züchtigungen, und mit ihren Frauen und Kindern eines Familienglücks zu genießen, wie es ihre Peiniger und Bedrücker, die Moslim, nicht kennen und niemals gekannt haben. In Bezug auf uns schienen die Mellhabewohner zu ahnen, wenn nicht zu wissen, daß wir Söhne und Boten des Landes und der Städte seien, die für ihre Glaubens- und Stammesgenossen ein modernes Kanaan sind, wo ihnen Milch und Honig fließt, wo ihren Männern und Söhnen die Herrschaft über die Finanzpolitik des Reichs und über die „sechste Großmacht", ihren holden klugen Frauen und Töchtern die über die besten, begabtesten, schönheitkundigsten Nazarener, wo ihrem Volke die ganze Stadt, die prächtigsten Palast- und Villenstraßen zur unbegrenzten Mellha gegeben ward. Anders wenigstens wäre der Grad von zärtlicher Verehrung schwer zu erklären, mit deren Beweisen sie uns überschütteten, sowie wir in das Thor ihres Quartiers eingetreten waren. Die kleinen Knaben und Mädchen eilten von allen Seiten heran, um uns trotz alles Widerstrebens die Hände zu küssen. Die Gesichter der Männer und Jünglinge, ihre spanischen Anreden und Begrüßungen drückten herzliche Freude, fast so etwas wie Dankbarkeit aus. In den Thüren der niedrigen Häuser, oft halb von den Mist- und Unrathhaufen davor verdeckt, auf den flachen Dächern und in den Fenstern standen und saßen (es war an einem Schabbesnachmittag, alle Läden waren geschlossen und jede Arbeit ruhte) die Frauen und Mädchen in festlichen, oft mit kostbarem Schmuck überladenen bunten Seidengewändern, mit fußbreiten golddurchwirkten Gürteln um die Hüften, schweren

Gold- und Silberringen an Hand- und Fußgelenken, riefen uns Willkommen- und Segenswünsche in spanischer Sprache zu und lachten uns mit ihren schwarzen Augen an, indem sie uns einluden näher zu treten, daß sie uns „tränkten mit gemachtem Wein" und Raki. Ueber die Gesichter, zumal der jüngern von ihnen, ist das Geschenk der Schönheit wahrhaft verschwenderisch ausgeschüttet. Welche Feinheit des klaren weißen Teints, welcher stilvolle große reine Schnitt, und wieder welche Lieblichkeit der Formen, und welche Augen in diesen Köpfen!

Zum Glück gebietet den Jüdinnen wenigstens kein Gesetz, ihr Antlitz zu verhüllen. Vor jeder Thür hielten wir an, wie gebannt durch den mächtigen Zauber eines oder mehrerer von diesen weiblichen und kindlichen Gesichtern mit den großen, tief dunkeln, sanft glühenden, feucht verklärten Sternen, den echten Abkömmlingen jener, von welchen der weise Sänger des Hohenliedes sagt, daß sie seien „wie die Teiche zu Hesbon am Thor Bathrabbim".

Bei unserer Gesandtschaftskaravane befinden sich mehrere jüdische Diener, die theils von einzelnen der Herren, theils vom Minister für die ganze Gesellschaft zur Hülfeleistung während der Reise und zur Aufwartung hier im Deutschen Hause von Tanger aus mitgenommen worden sind: Jacub und Eliahu, stille, tüchtige, anstellige junge Männer, die eifrig, schweigend und geschickt ihre mancherlei Pflichten erfüllen und willig allen Anforderungen genügen; Judas (der einzige in fränkischer, unsäglich schäbiger Tracht), plattbrüstig, schielend, hinkend, das körperlich und moralisch ruppigste Individuum, das wegen seines beständigen wirklichen oder angeblichen Krankseins und eigentlicher Existenzunfähigkeit seiner ganzen schlottrigen Person von uns den bezeichnenden Namen „das Crepirl" erhielt; endlich Moses, der sich rühmt, in Amerika, Frankreich, sogar in Deutschland gereist und gedient zu haben, aus den meisten europäischen Sprachen ein paar Brocken aufgeschnappt hat, immer das große Wort führt, den Arabern gegenüber im Schutze der Gesandtschaft den unendlich überlegenen Herrn spielt, faul, nichtsnutzig — und doch unentbehrlich und zu allem brauchbar ist. Hier nun, im Judenviertel, schwelgt er im Genuß der Gastfreundschaft seiner Stammesge-

nossen, sodaß er meist trunken von deren herbem Wein durch die Mellha schwankt und nach Hause taumelt. Aber auch in den maurischen Vierteln sehe ich ihn mit schwarzen Gummizughalbstiefeln an den Füßen seiner nackten braunen Beine einherstolziren, während seine geliebten „Landsleute“ neben ihm mit bloßen, wundgedrückten Sohlen auf dem entsetzlichen Pflaster hinstolpern müssen. „Aber Moses, wenn Sie ein Maure sieht in Schuhen, Sie werden ja geprügelt und gesteinigt!“ — „Oh, nix gesteinigt, n'ayez pas peur! Ici moi aussi sein Empereur, wir alle Kaiser! Bin ich hier doch ein Daitscher! Benito sea dios!“ — lautete die Antwort des schlauen Weltbürgers und Patrioten.

XIV.

Das Kanzlerfrühstück und der Sultansempfang.

Der marokkanische Reichskanzler. — Sein Palast. — Furchtbare Gastfreundschaft. — Der Empfang der Gesandtschaft. — Der Erbe des Propheten. — Ein Sultansgarten. — Unfindbare Pracht des Orients.

Fez, 18. Mai 1877.

Es ist hohe Zeit, von der Abschweifung auf das Gebiet der allgemeinen Schilderungen von Stadt und Volk zu dem Bericht über die stattgefundenen Ereignisse und vor allem zu dem über die Ausführung der Mission zurückzukehren, welche den deutschen Ministerresidenten und seine Begleitung hierher an den Hof des marokkanischen Selbstherrschers geführt hat. Diese Mission besteht, wie gesagt, in der Uebergabe des kaiserlichen Briefes und der kaiserlichen Geschenke an den Sultan. Wenn dabei der Wunsch des Abschlusses eines künftigen Handelsvertrags zwischen den beiden Reichen im Hintergrunde stehen sollte, so würden jedenfalls die Einleitungen dazu, die Punktationen und die Verhandlungen, welche die Vereinbarung eines solchen Tractats erfordert, eine ganz andere und längere Thätigkeit in Anspruch nehmen, als während dieser kurzen Besuchswochen darauf verwendet werden könnte.

Am Morgen des 7. Mai hatte, wie geschildert, der Einzug der deutschen Gesandtschaft stattgefunden. Tags darauf sollte die officielle gemeinsame Visite bei dem Minister für alles,

dem Kanzler des marokkanischen Reichs, Sidi-Musa, neben welchem eigentliche selbständige Ressortminister nicht existiren, von uns abgestattet werden. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Mittheilung über die Dispositionen Seiner Majestät in Bezug auf Tag und Stunde des officiellen Empfangs der Gesandtschaft und der Geschenküberreichung erwartet. Aber der Kanzler wollte seine Revanche für die pflichtschuldige Höflichkeit der Gäste seines Herrn der Entgegennahme ihres Besuches unmittelbar folgen lassen. Auf die Ankündigung des letztern erwiderte er daher durch die an alle Theilnehmer gerichtete Einladung zum Frühstück in seinem Palais für dieselbe Stunde des nächsten Tages, 11 Uhr, Dienstag den 8. Mai. Der der Gesandtschaft „zur Dienstleistung zugewiesene" Kammerherr Abu-Bekr, jener glatte, immer ergeben lächelnde Herr, welcher uns schon zum letzten Lager entgegengekommen war, hatte die Einladung übermittelt und übernahm nun auch die Führung. Mit Toilettemachen hat man sich bei Besuchen an diesem Hofe noch wenig zu plagen. Man erscheint im Reisecostüm, wie man geht und steht. Der Unterschied zwischen europäischer Haus-, Arbeits-, Reit- und Gesellschaftstracht ist ja hier noch unbekannt. Unsere Offiziere legten jedoch die kleine Interimsuniform an.

Wir ritten, von Maghazenis und Askars escortirt, aus unserm in Alt-Fez gelegenen Quartier den Hügelrand an der Südseite des langen schmalen Verbindungsthals beider Städte entlang zwischen den Mauern der Gärten hin, dann über die mit Hanffeldern und lustiger reicher Vegetation, mit Bäumen und Gebüsch bedeckten, von tief eingebetteten Bächen durchrauschten Hänge, wieder durch andere Gartenwege und enge zwischen niedrige Mauern gezwängte Gäßchen, und gelangten endlich zu dem außen gänzlich kahlen, unansehnlichen Gemäuer und den langen schmalen Gängen, Höfen, Corridoren, hinter denen sich das Kanzlerhotel verbirgt. Um den mit bunten kleinen Majolikafliesen gepflasterten Brunnenhof schließt sich das Viereck der Gebäude. Zwei derselben haben die bekannte Vorhalle maurischen Stils, dahinter das Portal mit dem Hufeisenbogen und den auf- und zurückgeschlagenen schweren Flügelthüren. Ein bis zur Hälfte der Höhe niedergelassener Vorhang verbreitet tiefen Schatten

in den dahinter liegenden fensterlosen Sälen. Ueber dem Portalbogen und an den Säulen der Vorhalle fehlte es nicht an der gebräuchlichen arabischen Stuckdecoration, im Hofe nicht an einem hübschen Garten mit Brunnen, blühenden Gesträuchen und Bäumchen.

Abu-Bekr geleitete uns zu einem der beiden Portale. In dem Raume dahinter saß der allmächtige Kanzler, der bereits seit 30 Jahren das Regiment über Marokko führt; neben ihm der „Präsident des Kanzleramts", sein Khalifa Dris-ben-Dris; beide Herren in weißen Haiks, welche den Turban und die ganze Gestalt umhüllten. Sidi-Musa, ein alter olivengrünbrauner Afrikaner mit weißem, an den Wangen sehr spärlichem Bart und desto länger vorstehenden vereinzelten gelben Zähnen (ein Kopf übrigens, dem es bei allem Grotesken nicht an einem Ausdruck von Schlauheit und Energie fehlt), reichte dem Gesandten die Hand zum Gruß, winkte jedem der Herren gnädig zu, ließ sie sich einzeln vorstellen und ihren Stand und Namen nennen, wobei Dr. Mohr und ich zu „deux savants célèbres" avancirten, blieb aber auf seinem Sofa — Mahagonigestell mit rothem Damastbezug, wie aus einer berliner Möbelhandlung — sitzen, sein Khalifa neben ihm auf einem Lehnsessel derselben Gattung. Aehnliche Stühle, mit rothem oder mit grünem Bezug und von der bekannten Form mit geschweiften Beinen, waren zu beiden Seiten des Gemachs in Reihen hintereinander aufgestellt; auf ihnen nahmen die deutschen Besucher Platz, an der Spitze der Gesandte mit unserm Drogman. Der Saal war an den Wänden bis zu 6 Fuß Höhe mit dem sich überall wiederholenden Behange verkleidet, hier von grünem, rothem, blauem und gelbem Tuch mit den aufgenähten Portalbogenformen, deren Farbe immer mit der Grundfarbe des betreffenden Feldes contrastirte. An jeder der beiden Schmalseiten und in einer Wandnische hinter dem Sofa des Kanzlers stand je eins der gebräuchlichen breiten Himmelbetten mit Messinggestell und einer Krone auf der Höhe des Baldachins, Lagerstätten, welche nie benutzt werden, den hiesigen Großen aber als der schönste Wohnungsschmuck gelten. Auf den Betten und hier und da am Boden gegen die Wand gelehnt befanden sich große Spiegel in abscheulichen Goldrahmen mit

elendem welligem Glase, aber sorglich mit Ueberzügen von dünner Gaze bedeckt. Daneben zwei Schränkchen von Boulearbeit, modernes französisches Fabrikat; auf ihren Platten unter Glasglocken in geschmacklosen Vasen dicke Sträuße von jämmerlichen gemachten Blumen. Orientalische Teppiche bedeckten den Boden. Der bis zur Hälfte vor dem Portal von dessen Höhe heruntergelassene Vorhang war von gewöhnlichstem Baumwollenstoff. In der Vorhalle tickten und schlugen fünf größere und kleinere dort aufgehängte und aufgestellte Stand- und Wanduhren, ganz ordinäre Marktwaare.

Der Kanzler plauderte durch Vermittelung des Drogmans mit dem Minister wie ein gemüthlicher alter Herr: von Tanger, von Damascus, von Fez, er schien auch einiges vom Orientkriege zu wissen und mehr als eine Ahnung von der Existenz, ja selbst von der Lage Deutschlands zu haben. Nach etwa einer halben Stunde des Gesprächs, an welchem sich auch sein Khalifa betheiligte, trat ein junger fast bartloser Mann im weißen Kapuzenburnus, mit sehr großer Nase und viel hellerm Teint als Sidi-Musa, herein: es war der jüngere Sohn des Kanzlers, der zu melden kam, daß das Frühstück bereit sei. Der Papa ersuchte seine Gäste, sich hinüber in den Saal des andern Gebäudes zu bemühen. Er selbst aber und Dris-ben-Dris blieben auf ihrem Sofa und Fauteuil zurück.

Die Einrichtung dieses zweiten Saals glich ziemlich genau der des ersten. Nur mit dem Unterschiede, daß hier ein großer elliptischer Tisch, von Rohrstühlen umgeben, in der Mitte stand. Derselbe war mit nicht weniger als, genau gezählt, 41 Schüsseln voll süßen Gebäcks besetzt. Wir erkannten 14 verschiedene Sorten: manche darunter sehr gut bereitet, von originellem, angenehmem Geschmack; andere wieder von jener fürchterlichen Verwandtschaft mit dem Geruch von Pomaden und Haarölen — eine wenig berechtigte Eigenthümlichkeit Marokkos, welche das Wort des Grafen S.-T. um so berechtigter macht: dieses Gebäck müßte eigentlich mit dem Taschenkamm gegessen werden.

Nach etwa 10 Minuten traten Maghazenis, welche hier bei den obersten Würdenträgern ähnliche Hausdienste zu verrichten

haben, wie bei uns die Offiziersburschen in Hauptmannsfamilien, und schwarze Palastsklaven aus der Küche. Sie trugen enorme, auf hölzernen Füßen ruhende runde Holzschüsseln in die Vorhalle, auf deren Fliesenmosaik sie ihre Lasten niedersetzten. Jedes dieser Gefäße, von der Gestalt und dem Durchmesser etwa eines Scheffelmaßes, trug (den silbernen hochgewölbten Deckeln entsprechend, womit man in feinen continentalen und in allen englischen Restaurants die Bratenschüsseln überdeckt) einen hohen kugelförmigen Hut, aus Schilfgras nach Art der ägyptischen Körbchen mit farbigen ledernen Einsätzen in hübschen Mustern geflochten, und mit einer Spitze von rothem Leder, als Deckel. Wir bekamen Teller und zu unserm ungemeinen Erstaunen auch Messer und Gabeln, freilich Geschirre und Bestecke von den verschiedensten Sorten: theils gemeine europäische Bauernfayence, theils die im ganzen Orient unvermeidlichen englischen Teller mit den blauen „Chinesenmustern", theils mittelmäßiges spanisches weißes Porzellan; Gabeln mit Holzstielen und Messer mit Silber- oder Horngriffen, kleine und große, von Zinn und von Alfenide, drei- und zweizinkige, ganze und zerbrochene. Dann nahmen die Schwarzen jene Kugelhüte von den Speisen, hoben die rohen braunen ganz ordinären irdenen Schüsseln, tief wie die größten Küchenwaschbecken, aber bis zum Rande gefüllt, aus ihren Holzmänteln heraus und übergaben sie den Dienern der Herren von der Gesandtschaft, welche die schweren Lasten nur mit Anstrengung von Platz zu Platz schleppen und den Gästen herumreichen konnten. Jede Schüssel enthielt so massenhaften Stoff und so dicht aufeinander gehäuft, daß selbst bei den Gerichten, von welchen jeder der sechzehn Gäste wenigstens eine Probe nahm, nachdem sie die Runde gemacht hatten, kaum eine Abnahme zu bemerken war.

Und welches Menu! Für unsere Meister und praktischen Philosophen der edeln Kochkunst daheim, welche, dem leuchtenden Beispiel meines verehrten Gönners Herrn Huster folgend, in Zukunft einmal wieder ein „Diner für Feinschmecker" zu veranstalten gesonnen sein sollten, theile ich hier das Verzeichniß der interessanten Gänge dieses „Frühstücks" mit, wie wir dieselben nach genauer Prüfung ihrer wahren Bestandtheile unmittelbar darauf

zum ewigen Gedächtniß notirt haben. An zu großer Mannichfaltigkeit der Stoffe litten diese Gerichte jedenfalls nicht; aber in der Mischung der Elemente, in den Combinationen offenbarten sich doch viele wahrhaft überraschende originelle Ideen und kühne Erfindungen. Die Reihe eröffnete Hammelfleisch mit Knoblauch, dem sich Hühner mit Oliven und Zwiebeln nachbarlich zugesellten. Gebratene Tauben, und gedünstete mit Citronenscheiben und Knoblauch gefüllt, folgten. Weiter: Bratklops mit Oliven (jede Schüssel etwa für zwanzig hungerige Landarbeiterfamilien berechnet) und sehr guter zwischen heißen Steinen gerösteter Lammbraten; Hühner mit Artischocken; Rindfleisch mit Rosinen und Mandeln; Tauben mit ebenso gewürzter und gedickter Sauce; Ragout von Hammel-, Hühner- und Rindfleisch; Hühner mit geschmorten Kartoffeln; Lammfleisch mit Erdbirnen. So war die Reihe bis zu dem Hauptgericht jeder marokkanischen Mahlzeit, dem Kuskussu, gelangt. Diese Schüssel war so riesengroß und die Speise, in deren unergründlichem Krater die Füllung: Erbsen, Rosinen, Zwiebeln und Hühner, eingebettet lag, kegelförmig so hoch aufgethürmt, daß man sie nicht aus dem Holzgeräth herausheben konnte und ihre Last von zwei starken Männern um den Tisch getragen wurde. Es folgte: eine gehäufte Schüssel voll feiner Spritzkuchen in Maccaronigestalt mit Oel und Honig; eine neue Schüssel Kuskussu nur mit Hühnern in ihrem Schos; ein Berg von in Butter gekochtem Reis; eine hölzerne und fünf kleinere Schüsseln mit „Compots", enthaltend: Feigen in Oel, grünen Pfeffer, schwarze Oliven, Salat von Kümmel und Sauerampfer in Oel. Und wieder eine neue Schüssel: Auberginen (eine Gurkenart) in Oel und Essig, pikant wie Mixedpickles; Mohntorte von Blätterteig und — grausige Erinnerung, bei der sich heut noch jeder Nerv meiner Zunge empört — Apfelsinenscheiben in Oel mit Knoblauch und Kochkümmel! Und wieder Honigkuchen, Blätterteig mit gebranntem Zucker und Honig; dann aber zur Abwechselung Blätterteig mit Ragout von Tauben und harten Eiern. Endlich die Früchte: Datteln, Nüsse, Orangen, Mandeln, Rosinen. Roher Staudensalat machte den Uebergang zu den Torten und zu jenen 41 Schüsseln mit süßem kleinem

Gebäck. Und zu alle dem als einziges Tafelgetränk — Wasser aus der Sultansquelle. Die Eingeweide kehren sich mir bei dem Gedanken daran um. Und doch haben einige heroische Tischgenossen es über sich vermocht, von allen Gängen zu kosten.

Der Sohn des Kanzlers, als oberster Leiter des Festes, stand zusehend und uns mit Blicken, Geberden und Worten zum Essen ermunternd in der Bogenthür. Oft strich er sich den jungen runden Leib, indem er uns freundlich zunickte, als wollte er sagen: „Nicht wahr, das schmeckt, das war euch zu Hause noch nie geboten, ihr Söhne von Hunden!“ Als dann einige Tafelgenossen sich bemühten, ihm die, durch das marokkanische Anstandsgesetz vorgeschriebenen, dröhnenden Beweise ihrer Befriedignng zu geben, schien er sehr erfreut ob dieser nicht miszuverstehenden Quittungen über die luxuriöse Gastlichkeit seines väterlichen Hauses.

An einer schattigen Stelle des Hofes wurde der Kaffee servirt, welcher uns glücklich von der Besorgniß etwa nahenden Kamillenthees befreite. Beim Abschied vom Kanzler, mit welchem der Ministerresident noch eine längere Privatunterhaltung in seinem Salon gehabt, ward uns die angenehme Mittheilung, daß der Sultan bereits morgen in der Frühe um 8 Uhr die Gesandtschaft öffentlich empfangen und die Geschenke von ihr entgegennehmen wolle.

Infolge davon großes Uniform- und Waffenputzen an diesem Abend und in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages im deutschen Hotel, der Kasbah Ben-Duja's, und verzweifelte Anstrengungen, die Geschenkkisten sämmtlich wieder in die enge Gasse vor dem Höhleneingang und aus ihr heraus zum angewiesenen Depot zu bringen. Es mochte unsern Offizieren nicht ganz leicht ankommen, ihre nun wochenlang an bequemste Freiheit gewöhnten Körper wieder in die knapp anliegende Galauniform zu pressen. Als sie aber jetzt vom Licht der Morgensonne beschienen im Glanz der Farben und des blanken Metalls dastanden, bildeten sie den Gegenstand solchen Staunens für die geblendeten maurischen und jüdischen Augen, daß sie sich für jenen Zwang reichlich entschädigt fühlen konnten. Der Adlerhelm, der blitzende Küraß, das weiße Koller, die hohen Stiefel der

Garde-du-Corps-Uniform des Grafen Stolberg, das passendste Kleid für eine Gestalt und Glieder von so eiserner Kraftfülle wie die seinen, schien in der Schätzung dieses Publikums den Sieg über alle andern davonzutragen. Prinz Arenberg — untersetzt, gedrungen, muskulös, jugendliche Energie in jeder Bewegung wie in den zusammengedrängten Formen seines gebräunten kurzbärtigen Gesichts und dem Ausdruck der großen, unter den starken, dunkeln, horizontalen Brauen scharf, kühn und leidenschaftlich blickenden Augen — erschien im Kolpak, dem blauen goldbeschnürten Attila, den rothen goldgestickten Beinkleidern und ungarischen Stiefeln der bonner Husaren; Herr von der Schulenburg und Graf Seherr in dem rothen Attila, dem pelzverbrämten Dolman, den blauen silber-, resp. goldbrodirten Unnennbaren, dieser der Garde-, jener der Ziethenhusaren; Rittmeister von Rabe im lichtblauen Waffenrock und weißbebuschten Helm der 2. Gardedragoner; Herrn von Kalkstein's feste untadelige Gestalt im Waffenrock des 1. Garde-Regiments zu Fuß; Herrn von Varnbühler's langgestreckte, biegsame, sich lässig wiegende Figur in der Uniform des würtembergischen Ulanen-Reserveoffiziers; der Gesandte in der Galatracht seines Amtes: mit Dreimaster, goldgesticktem Frack, galonirten Beinkleidern, die Brust mit einem wahren Museum von Orden europäischer und orientalischer Fürsten bedeckt, das grün und rothe Band des tunesischen reichte von der Schulter zur linken Hüfte herab. (Der Sultan von Marokko ist der einzige Regent, der die schöne, brauchbare, kostensparende Erfindung der Orden und Ordensverleihungen noch nicht kennt.) Corvettenkapitän Zembsch glänzte in der großen Marineuniform. Dr. Dominik schien durch die kriegerische Stabsarztuniform als Kleid des friedlichen wunden- und leidenheilenden Zauberers und Wissenden besondere Verwunderung bei den Mauren zu erregen. Wachtmeister Stolt und Sergeant Facius waren wie gänzlich andere Menschen, als sie, zurückgewandelt in ihre gewohnte angestammte Tracht von zweierlei Tuch, jener in der des 1. Garde-Ulanenregiments, dieser in Kaiser Franz-Uniform, stramm und „proper" vom Helm- resp. Czapkabusch bis zur Sohle, heraustraten und sich in die Sättel schwangen. Wir

„Talebs“, angebliche „savants“ und Civilmenschen, machten neben diesem farbigen Glanz ziemlich triste Figur. Wahrscheinlich ist es uns ähnlich ergangen wie den Malern Biseo und Ussti, die vor zwei Jahren hier den gleichen Ritt mit der italienischen Gesandtschaft zum Empfange durch den Sultan mitmachten: wegen ihrer schwarzen Tracht und schwarzen Cylinderhüte glaubte das Volk in den Straßen von Fez, unter dem fürchterlichen Eindruck dieser unmöglichen Kleidung, dieser finstern Figuren mit den hohen engen Kopfröhren, sie für die — Henker der Ambassade halten zu müssen.

Wenn in den höchsten Regionen zu Berlin der Wunsch maßgebend gewesen ist, dem Sultan, dem Hofe und dem Volke von Fez in den entsendeten Vertretern der Armee ein brillantes Bouquet von den prächtigsten Uniformen derselben zu zeigen, so war dieser Wunsch jedenfalls in der besten Weise erfüllt. Die Cavalcade machte beim Durchreiten der Straßen zum Westthor hin auf die ihrer wartende dicht gedrängte Menge einen außerordentlichen, einen größern Effect, als ihn sonst wol selbst die fremdartigste Erscheinung auf diese „nichts bewundernden“, durch nichts in Erstaunen versetzten mohammedanischen Seelen hervorzubringen vermag.

Vor dem Außenthore angelangt, durch das wir zwei Tage zuvor eingezogen waren, sahen wir an der heute im hellsten Morgensonnenschein liegenden Landstraße und zu allen Seiten des großen Platzes zwischen dem Flusse und der östlichen, westlichen und nördlichen Mauer des Seraibezirks eine bunte Schar von 3000 Soldaten aufgestellt, und hinter ihren Reihen in der Ebene und an den Hügelhängen aufwärts eine Menge von weißdrapirten, dunkelgesichtigen Zuschauern gruppirt. Kurz anhaltende dumpfe Trommelwirbel begrüßten uns aus den Gliedern der rothen, blauen, grünen Fußtruppen, zwischen denen unsere Escorte den Zug hindurchführte. Immer zwischen solchen Spalieren und andern von gleichfalls zu Fuß in ihren weißen Burnussen angetretenen Maghazenis hinreitend, lenkten wir über die kleine Brücke des parallel der nördlichen Seraimauer einfließenden und hier in ein künstliches Bett gefaßten Wad-Fez auf jenen riesigen Platz, den heute die farbigen und weißen Reihen

der abgesessenen Reiter (kein Pferd außer denen in unserm Zuge war rings zu sehen) und der Infanterie umsäumten. Der langsame taktmäßige Gesang, womit die Arbeiter an einer nahebei im Bau begriffenen Mauer das Niederstampfen ihrer Keulen begleiteten, durch die bevorstehende Ceremonie kaum einen Augenblick unterbrochen, klang so feierlich und seltsam, als ob er die eigens dazu angeordnete Begleitmusik des Schauspiels wäre, in dem ja alles fremdartig war und abweichend von dem Gewohnten, Bekannten und sonstwo Erlebten.

Vor den Reihen der Soldaten standen hier und da Gruppen von höhern Offizieren, Agas in grellbunten Trachten mit kurzen Pluderhosen und enormen weißen Turbans, sowie Palastwächter und Hofbeamte, die man in ihren schönfaltigen weißen Gewändern und vornehm drapirten Haiks für eine Priesterschar ansehen konnte. An ihnen allen wurden wir vorübergeführt bis zu einer Stelle, wo parallel mit der westlichen und rechtwinkelig gegen die nördliche Mauer des Seraibezirks die Maulthiere gereiht standen, welche die Kisten mit den kaiserlichen Geschenken auf ihren Rücken trugen. Die sechs eleganten Kästen, in denen die Waffenmodelle lagen, waren aus der äußern rohen Umhüllung herausgenommen und nur noch in ihren mit hellem Fries überzogenen langen schmalen Behältern gelassen worden. Jetzt ersuchten Abu-Bekr und die andern Hofmarschälle die officiellen Gesandtschaftsmitglieder, vom Pferde zu steigen und den Sultan stehend zu erwarten. Wir, die nicht auf jenen Charakter Anspruch hatten: Fräulein Weber, Remelé, Dr. Mohr, ich, ferner ein junger Vergnügungs- und Bildungsreisender (ich bezweifle, daß man als solcher in Marokko auf seine, recht hohen, Kosten kommt!), der kurz nach uns mit Führern, Dienern, Zelten in Fez angekommen war, Herr P. aus Breslau, und ein anderer deutscher Jüngling, ein in Casabianca ansässiger Geschäftstreibender, Herr N. aus Stettin, — wir wurden zu der Truppenreihe an der nördlichen Seraimauer geleitet. Dort durften wir des großen Vorzugs genießen, im Sattel zu bleiben und so von erhöhtem Standpunkt, wie kein anderer außer uns, das erstaunliche Bild in seiner ganzen Ausdehnung und den Vorgang in allen Scenen ungestört zu überblicken. Der

spanische Gesandte hatte bei seinem letzten Empfange hier den Antrag gestellt, während der Ceremonie zu Pferde bleiben zu dürfen, war aber von Muley Hassan abschläglich beschieden worden. Jeder König empfange fremde Gesandte auf seinem Throne sitzend, wendete der Sultan ein; sein Thron aber sei das Pferd, darum zieme es sich, daß er allein beim Empfange auf seinem Roß bleibe, und daß jeder andere vor ihm stehe. Dieser Bescheid hat allen spätern Gesandten überflüssige Bemühungen zu gleichem Zweck erspart. Man fügt sich eben in die Landessitte.

Die Höflichkeit der Könige bewies übrigens, an diesem Morgen wenigstens, der Beherrscher der Gläubigen in vollem Maße. Wenige Minuten nachdem wir unsere Plätze eingenommen hatten, brach plötzlich in dem fernen Winkel im Osten, wo die gegen Norden und die gegen Westen gerichtete Seraimauer zusammenstoßen und ein vorspringendes niederes ruinenhaftes Gemäuer das dort befindliche Thor fast völlig maskirt, die lebhafteste Bewegung los. Von der dort postirten Gardemusikkapelle wurde jene düstre spanische Marschweise intonirt, die mich schon beim Einzug so eigen berührt hatte; ein ungeheurer Schwarm von weißbeturbanten Gestalten in langen weißen Gewändern breitete sich, ehe man ihr Heraustreten aus jener versteckten Seraipforte recht gewahr geworden war, im Nu in langen Doppelreihen über den Platz aus, schritt eilig vor, gefolgt von ebenso breit sich ausdehnenden Reihen weißgekleideter, meist beturbanter Palastgarden zu Fuß, mit kurzen roth umhüllten Flinten im Arm. Und hinter ihnen erschien auf seinem herrlichen, wie Atlas schimmernden, isabellweißen, lichtgrün gezäumten und gesattelten Roß der Sultan selbst, umgeben von hohen Beamten und Dienern in weißer Tracht mit weißen Turbanen und hohen rothen Schaschias auf den dunkeln Köpfen. Sidi-Musa schritt ihm zunächst an der einen Seite des Pferdes; an der andern der Oberhofmarschall, der „Kaid-el-Mschwar“, ein breiter graubärtiger dunkelbrauner Herr, der uns schon beim Einzug empfangen und begrüßt hatte, und sein fast negerschwarzer Khalifa; der Oberscherif von Fez, ein hagerer alter Herr mit sehr europäischem hellfarbigem Fuchsgesicht und langem breitem weißen Knebelbart, gleich dem eines alten italieni-

schen Reiteroffiziers. Von den etwa acht schwarzen und braunen Dienern trug einer eine ganz kurze Flinte in rothem Futteral und über der linken Schulter ein blau und silbern gestreiftes Tuch; ein anderer einen großen Sack von rothem Leder auf dem Rücken; zwei hielten jeder eine lange Lanze in der Hand; wieder einer wehte mit weißem Tuch, hinter dem Pferde herschreitend, seinem Herrn die Fliegen ab. Der wichtigste aber war der Träger des charakteristischen Attributs der marokkanischen Majestät, des Sonnenschirms. Der Stiel des letztern, eine lange Stange, endet in einer großen goldenen Kugel; das Schirmdach ist auf seiner Oberseite rother Sammt; an der untern ist die rothe Seide des Futters mit grünen, von dem Einsatz des Stiels ausgehenden, nach der Peripherie hin breiter werdenden Radialstreifen besetzt. Der Schirmträger weiß das prächtige hohe rothbefranzte Dach immer so zu tragen, daß stets des Sultans Gesicht im vollen Schatten bleibt. Fünf andere Diener führten fünf reich aufgezäumte und gesattelte edle Leibrosse des Herrschers in einiger Entfernung von ihm nach.

Von den vier an der Ostmauer aufgestellten Geschützen her krachten Schüsse; die Musikbanden, die Trommeln, die Signaltrompeten lärmten. Alle die versammelten Tausende neigten ihre Häupter, und von ihren Lippen erschallte der Ruf: „Allah gebe dir Sieg über deine Feinde!“ weit über den Platz hin. Die Morgensonne beschien scharf und energisch diese, gegen die aufgestelle Gesandtschaft sich hinbewegenden, weißen Reihen vom Rücken her, und der Reflex des lichten Bodens wandelte jeden Schatten zum klaren hellsten Goldton. Die ganze Gestaltenmenge im Zuge des Sultans schien körperlos wie in Licht zu schwimmen, von Licht durchdrungen, getränkt, und seine zitternde Flut gleichsam ausstrahlend. Dunkel darin nur die tiefbraunen Gesichter und der Oberkörper des hoch über allen thronenden Sultans, über welchen jenes Sonnendach seinen ruhigen geschlossenen Schatten breitete.

Vor dem Gesandten machte er mit seinem Gefolge halt. Die ihm vorangezogenen weißen Reihen blieben nun weiter zurück. Lautlose Stille herrschte in der ganzen Weite ringsum

und in der fast regungslosen Menge. Und gerade heute hatte Remelé, wie wir alle unkundig des Platzes wo, und der Art wie der Empfang stattfinden würde, seinen geliebten Kasten, seinen Apparat, seine sogenannte „Harmonika", nicht mit zur Stelle gebracht! Welch ein Bild würde diese Scene, mit dem gewaltigen von rechts her kräftig beleuchteten und in allen seinen Zerklüftungen modellirten breit hingelagerten Felsenrücken, dem Djebel Salar, im Hintergrunde, auf der Platte gegeben haben!

Das gelbbraune von kurzem schwarzem Bart und sogar von einigen verschont gebliebenen krausen Haaren an den Schläfen eingefaßte Gesicht des Sultans, in der umrahmenden weißen Kapuze des bis zu den Bügeln niederwallenden Burnus, entbehrt nicht der Formen-Schönheit und Größe. Aber ein tief schmerzlicher, leidender Ausdruck weicht keinen Moment von der Stirn, den leise an der Nasenwurzel hinaufgezogenen Brauen, den tief eingesunkenen großen dunkeln Augen, deren glänzendes Weiß etwas von dem gelblichen Anhauch zeigt, der auf beginnende Leberkrankheit deutet.

Ich konnte niemals die Schilderung des phantasievollen Chronisten der italienischen Gesandtschaft, Sgr. de Amicis, bestätigt finden, welcher in diesem schönen ernsten, kränklichen, müden Manne das „schönste Jünglingsideal, das die Phantasie einer liebenden Odaliske sich träumen kann", gesehen haben will.

Der Gesandte trat, den Hut in der Hand, mit dem Dragoman an die linke Seite des Sultans, um ihm in kurzer Anrede die Versicherung der Freundschaft seines Kaisers auszudrücken, welcher zum Beweise derselben Offiziere seines Heeres aus des Landes edelsten Familien, sein Bildniß und Proben der Waffen, mit denen jenes Heer gesiegt, an den Beherrscher der Gläubigen entsendet habe. Der so Angeredete, das müde Haupt über die Schulter herabneigend, beantwortete die ihm verdolmetschte Ansprache durch die Betheuerung seiner Freude über diese Botschaft, diese Gesinnungen und diese Geschenke seines besten Freundes, des Deutschen

Kaisers. Was Muley Hassan zu den andern, einzeln herantretenden, durch den Gesandten und den Drogman ihm vorgestellten Herren gesagt hat, ist ihnen unbekannt geblieben, da es im arabischen Idiom gesprochen wurde und alles zu schnell aufeinander folgte, als daß Monsieur Mansour die Worte sofort hätte verdolmetschen können. Der ganze Empfang währte etwa eine Viertelstunde. Der Sultan wandte sein Pferd; und unter neuem Krachen der Geschütze vor der Mauer, neuem Erklingen des spanischen Marsches bewegte er sich mit dem ganzen Schwarm seiner Begleiter wieder über den Platz hin dem Portal im Winkel zu, in welchem nach einigen Minuten die weißen Reihen verschwunden waren. Unsere Maulthiere mit den Geschenkkisten wurden denselben Weg geführt. Ein eleganter einspänniger Brougham, ein Geschenk der Königin Victoria und der einzige Wagen in Fez wie im größten Theile des Reichs, welcher die Zeit über in der nächsten Soldatenreihe gehalten hatte, fuhr langsam nach. Sonderbar ist es mit dem Sehen und Auffassen der Menschen bestellt! Ein paar Herren der Gesandtschaft schwuren, sie hätten im Fonds dieses Wagens zwei schwarzverhüllte Damen gesehen. Die andern, die eben so nahe dabei gestanden, wollen beeiden, daß der Wagen leer gewesen sei. Was ist Wahrheit? Das Arrangement und der Verlauf der Ceremonie machten übrigens sowol dem Hofmarschallamt des Kaid-el-Mschwar, Sidi-Muhammed, als dem Truppencommandanten alle Ehre. Prompt, glatt und ohne jede Stockung und Verwirrung griff alles ineinander und spielte sich tadellos der, allerdings nicht veröffentlichten, „Ansage" gemäß trotz des Massenaufgebots ab. Das Programm wird wol bei allen Gesandtschaften immer das gleiche sein, und das complicirte Räderwerk der Maschinerie daher bereits wie von selbst functioniren.

Man schien den deutschen Herren noch eine besondere Aufmerksamkeit erweisen zu wollen: man führte uns auf anderm Wege, als den wir gekommen waren, zu einem in Neu-Fez gelegenen, hinter hohen Mauern versteckten, hoch gepriesenen Lustgarten des Sultans; glücklicherweise nicht, wie wir anfangs

gefürchtet hatten, zu einem „Frühstück“. In diesem Garten bringt Muley Hassan regelmäßig seine Donnerstage, und zwar in der angenehmsten Gesellschaft, nämlich einer ausschließlich weiblichen, zu. Staatsgeschäfte werden daher an keinem Donnerstag vorgenommen.

Zwei grüngedeckte, ziemlich leere Kioske, deren einer, wahrscheinlich einst von Spaniern oder Portugiesen erbaut, durch die Renaissancesäulen und Rundbogen seiner Vorhalle überrascht, lehnen sich an die Mauer seitwärts vom Eingangsthor, dessen Hufeisenbogen und Zwickelfelder-Ornamente desto reiner sarazenisch sind. Der Garten ist ziemlich weit und groß, und eine enorme Menge von Orangen-, Granat-, Maulbeer- und Feigenbäumen gewährt dichten Schatten. Der Boden sowie dessen Blumencultur ist gänzlich vernachlässigt. Nur Nesseln und wucherndes Unkraut bedecken ihn überall. Durch ein großes Schöpfrad, das uns die führenden Hofbeamten mit besonderm Stolz als eine ganz erstaunliche Erfindung zeigten, wird das Wasser des Flusses aus der Tiefe zu einem höhern Becken gehoben, welches zur Berieselung des Gartens und zur Speisung eines kleinen bescheidenen Springbrünnchens auf dem Platz in der Mitte des Gartens dient. Geradlinige Wege und Kanäle durchschneiden, sich auf diesem Platze kreuzend, das ganze Terrain, erstere mit Holzgitterwerk und um dasselbe sich rankenden Weinreben überdacht. Turteltauben und Nachtigallen gurren und schluchzen in den Wipfeln der Bäume. Es ist ein anmuthiger stiller weltentrückter Zufluchtsort, aber in allen Einrichtungen dürftig bis zur Armseligkeit, wie ein deutscher provinzialer Wirthsgarten in alter Zeit. So ist es mit der ganzen, einst so gepriesenen und für wahr gehaltenen „Märchenpracht des Orients“ in Innerasien, Persien, in Stambul und hier im Westen. Sie war entweder immer Fabel, oder sie ist es doch geworden durch den eigenen Verfall und durch das gewaltige Ueberholtwerden von dem Reichthum, der Kunst, dem Luxus, dem Geschmack, der Technik Europas.

Mit rührendem Selbstgefühl zeigte uns einer der begleitenden Kammerherren das zweite Wunder des Sultangartens, dies Springbrünnchen. Ja er bemühte sich, obwol vergeblich, ein

Ei auf den Strahl zu legen, um das dritte Wunder sich vor unsern Augen vollziehen zu lassen.

Wieder in unserer Kasbah angelangt, konnten wir bei einigen ad hoc von Tanger mitgebrachten und hier wenigstens in Wasser gekühlten Flaschen Sect mit befriedigter Seele die glückliche Vollziehung der ersten Aufgabe dieser deutschen Gesandtschaft feiern, wenn auch das Auspacken und die directe Ueberreichung der Geschenke noch einem der spätern Tage vorbehalten blieb.

XV.

Die Kaisergeschenke und ihre Ueberreichung.

Auspacken. — Die Geschenke. — Eine verhängnißvolle Eismaschine. — Deutsche Männerausstellung für afrikanische Frauenaugen. — Seine Scherifische Majestät. — Entschuldigungen.

Fez, 19. Mai 1877.

Die Frage, in welcher Weise und an welchem Orte die kaiserlichen Geschenke, die nun bereits in den Palast gewandert waren, von den deutschen Bevollmächtigten aus ihren Kisten genommen und dem, für welchen sie bestimmt sind, „aufgebaut" werden würden, blieb noch mehrere Tage nach dem jenes feierlichen Empfanges der Gesandtschaft unerledigt. Erst am Abend des 11. (Freitag) erschien Abu-Bekr bei dem Ministerresidenten, um ihn und die andern Herren einzuladen, am nächsten Morgen dem Oeffnen der Kisten im Palast persönlich beiwohnen zu wollen.

Wir ritten gegen 9 Uhr die alte Straße nach dem Serai-Bezirk im Westen über den ummauerten Platz, auf welchem die Maghazenia des Sultans unter Zelten zwischen ihren Pferden lagert, durch alte Mauerthore, durch ein Labyrinth von Gäßchen zwischen hohem und niederm Gemäuer, und erreichten so den großen Vorplatz der eigentlichen Sultansresidenz. Längs der hohen fensterlosen gelblichen Mauern, auf welchen blendender Sonnenschein lag, hockten überall Maghazenis, Askars und schwarze Palastsklaven; andere lagen auch an schattigen Stellen

auf Matten am Boden hingestreckt. In dem kahlen schmuzigen Hofe sah es unwirthlich genug aus; in einem Winkel lag ein Berg von Holztrümmern aufgethürmt, in denen wir unschwer die Fragmente der Kisten erkannten, welche die von frühern Gesandtschaften gebrachten Geschenke enthalten hatten. Wir saßen ab und wurden unter eine große Thorhalle geführt, deren hintere hohe schwere Thür durch mächtige eiserne Riegel verschlossen war. Einmal that sie sich auf ein Klopfen von draußen ein wenig auf, um einen Schwarzen einzulassen, wobei mir ein, leider nur zu flüchtiger, Blick in einen großen von Kiosken umgebenen Seraigarten gewährt wurde.

In diesem übrigens gänzlich leeren Raume, der an jeder seiner beiden Wandseiten je vier tiefe durch die vorspringenden Pfeiler gebildete Nischen mit höher liegendem, fliesenbelegtem Boden zeigte, fanden wir sämmtliche Kisten bereits aufgestellt. Eine Schar von Dienern und Arbeitern, mit Geräth zum Oeffnen derselben versehen, Abu-Bekr und mit ihm ein jüngerer Mann in weißen Gewändern, mit rothem Fes, frischem bräunlichen vollen Gesicht, heißen schwarzen Augen und vollem schwarzen Bart, wie uns mitgetheilt wurde der ältere Sohn des Kanzlers und so etwas wie Minister des Innern und des kaiserlichen Hauses (aber „ohne Portefeuille"), und noch einige Hofbeamte verschiedenen Ranges erwarteten und begrüßten die deutschen Herren. Jeder von diesen legte kräftig mit Hand an beim Oeffnen der Kisten; auch die arabischen Arbeiter zeigten sich ziemlich rasch und geschickt darin. Allmählich kam der Inhalt derselben aus den verschiedenen Umhüllungen und der mehr als sorglichen Verpackung ans Licht. Zuerst die eleganten Waffenkästen aus Polisanderholz mit darauf angebrachtem deutschen Adler in Goldlinien. Ihr Inneres ist mit dunkel blaugrünlichem Sammt ausgeschlagen; Hülsen und Kerne durchaus musterhaft. Es sind sechs derartige Kästen. Sie enthalten: ein deutsches Infanteriegewehr Modell 71, eine Jägerbüchse und einen Carabiner desgleichen; ein adaptirtes Zündnadelgewehr Modell 69; verschiedene Cavaleriesäbel (Kürassier-, Ulanen-, leichte Cavalerie-, Offizier- und Mannschaftswaffen) und ein Faschinenmesser; zwei Kästchen mit je 250 Patronen für jedes der Gewehre.

Diese eleganten, mit so vollkommener Präcision gearbeiteten Waffen erregten das lebhafteste Interesse bei unsern arabischen Freunden. Sie konnten und mochten den Ausdruck aufrichtiger Bewunderung nicht verbergen und zurückhalten, zumal als Sergeant Facius ihnen die Griffe mit dem Infanteriegewehr vormachte und das Laden, Zielen, Abschießen, Wiederladen (26 Schuß in der Minute) vor ihnen markirte.

Aus der einen hohen Kiste schälte sich allmählich die Vase der königlichen Porzellanmanufactur heraus, ein Exemplar jenes bekannten Genres mit den Bildern des berliner Schlosses und des königlichen Palais auf den blauen Wandungen, Henkel, Fuß und Hals bronzirt, das Ganze „antiker Form sich nähernd". Alle ihre Theile kamen heil und ganz aus der Verpackung, und schnell war sie zusammengestellt.

Aus der einen von jenen beiden Kisten, die auf unserer Fahrt über Paris und Marseille nach Gibraltar die vom Kapitän so sorglich gehüteten Hauptstücke des Gepäcks gewesen waren, hob man unversehrt den großen achtseitigen, mit rothbraunem Leder bezogenen, im Innern mit blauem Atlas gefütterten Kasten heraus, welcher das silberne vergoldete Theegeschirr: Plateau, Kanne, Täßchen u. s. w., enthielt. Es ist eine sehr gelungene, geschmackvolle, technisch und künstlerisch vollendete Arbeit aus der Werkstatt von Sy und Wagner in Berlin; die Form der einzelnen Stücke wie das ganz discret behandelte Ornament des Plateaus und der Geschirre sind außerordentlich gefällig und graziös, die Vertheilung und die Combination des matten Silber- und des Goldtons vom glücklichsten Effect.

Erst nach viel längern Mühen gelang es, aus der Holzkiste, in die sie eingeschroben, vernietet und vernagelt war, die Zinkkiste, welche die Photographien-Kassette mit emailgeschmücktem Deckel barg, herauszubringen und dann letztere aus dieser metallnen Hülse zu befreien. Es ist ein großer viereckiger goldbronzener auf barocken Füßchen an seinen vier Ecken ruhender Kasten, dessen Deckel, mit rothbraunem Leder überzogen und mit Emailzierath, Mittel- und Eckstücken maurischen Stils belegt, sich aufklappt wie der eines Buchs; die Bronze der Seiten, welche den Schnittflächen eines solchen entsprechen, durch reiches

gravirtes Ornament von gleichem Charakter verziert. Leider war dieser Deckel nur zu buchstäblich „belegt“ mit den emaillirten Platten. Die ganz ungenügende Löthung an zwei Punkten hatte nicht gehalten, die Füße wackelten, das emaillirte Mittelstück lag losgelöst vom Deckel, die lockern Seitenstücke waren quer verschoben. Ein geschickter hiesiger arabischer Goldarbeiter und Uhrmacher mußte durch einige Stunden nächtlicher Arbeit mittels Bohrens, Löthens, Drahteinziehens, den Schaden noch eilig wieder ausbessern, ehe das Geschenk dem Sultan überreicht werden konnte.

Den Inhalt dieser Kassette bildet eine reichhaltige Sammlung Photographien von bedeutenden Bauwerken, Kirchen, Schlössern, Villen, Thoren, Theatern, Häusern, Parkansichten u. s. w. in Berlin und andern deutschen Städten. Der „Minister des kaiserlichen Hauses“ und die andern Männer in Weiß ließen sich diese Bilder zeigen und erläutern. Sie begriffen die Moscheen trotz ihrer so anders gestalteten Minarets; auch das Wesen der Theater als „Häuser, in welchen man abends Musik und Fantasia macht“, leuchtete ihnen ein. Aber eins wollte ihnen schlechterdings nicht in den Sinn, und kopfschüttelnd bekundeten sie ihr Erstaunen über das Unbegreifliche: „So viele große Paläste hat euer Sultan — und nur eine einzige Frau?!“

Und endlich lag dieses großen, berühmten, kriegerischen und siegreichen Sultans Bildniß allen sichtbar wohlerhalten in der geöffneten Kiste, die so lange am Höcker des einen von den dreizehn „Wüstenschiffen“ der Gesandtschaftskaravane über den grünen Ebenen und über den Stromspiegeln Marokkos geschwankt hatte. Und man sah seinen Beschauern an, daß ihnen der Dargestellte gefiel und der Verehrung wol würdig erschien. Das Porträt ist eine ganz anständige, mit leichter geschickter Hand ausgeführte Copie des bekannten Winterhalter'schen Bildnisses, nicht völlig Kniestück. Der Goldrahmen dazu, in welchen es schließlich auch noch glücklich hineingepaßt wurde, ist an Geschmack der Zeichnung und an Solidität und Güte der Ausführung ein echtes Stück jener ältern Gattung von „berliner Arbeit“, die ich für meine heimischen Leser nicht erst zu charakterisiren brauche.

Inzwischen hatte Wachtmeister Stolt im Schweiße seines Angesichts mit einigen Arabern an dem Oeffnen und Entleeren der für ihn speciell wichtigsten großen Kiste gearbeitet. Sie enthielt, in ihre Theile zerlegt, die Eismaschine. Um die richtige Behandlung dieser und die Herstellung von Eis mittels Verdampfung von Ammoniak zu erlernen, war Stolt nach Halle in die Fabrik entsendet worden. Er sollte die dort studirte Kunst hier vor dem Sultan produciren und sie dessen Dienern lehren. Als die Zusammensetzung der Maschine vollendet war, ließ er sie im Hofe aufstellen und ging mit dem Füllen und Heizen ihrer Behälter ans Werk. Seine Freude daran wurde allerdings durch die Mittheilung einigermaßen gedämpft, daß hier im Palast bereits mehrere Eismaschinen ständen, welche der Sultan früher empfangen habe, daß aber keine mehr benutzt werde und werden könne.

Die Unmöglichkeit, alle nöthigen Materialien und Handleistungen, deren er dazu nothwendig bedurfte, im rechten Moment zu erhalten, machte den an strammen Dienst und Ordre-Pariren gewöhnten Wachtmeister fuchswild und das Gelingen der Eiserzeugung für heute scheitern. Der nächste Versuch war nicht ganz so vergeblich. Bei einem später wiederholten aber — bei welchem ihm ein hier ansässiger baírischer Renegat, Schlosser und Metalldreher in des Sultans Diensten und von diesem mit einer jungen Frau beschenkt, mehrfacher Deserteur aus der deutschen Armee in Frankreich wie aus der Fremdenlegion in Algier, zur Hand ging — spielte ihm und diesem das Geschick einen tückischen Streich. Infolge einer, vielleicht unvorsichtigen Manipulation an dem Kessel sprühte dieser das heiße Ammoniak ihnen in die darübergebeugten Gesichter, in Augen, Mund und Kehle, bis tief in den Schlund hinab. Das Aergste schien zu befürchten. Heftiges Fieber trat ein; schlimme Schädigung der Augen und eine Lungenentzündung drohten die kaum vermeidlichen Folgen zu sein. Aber heute, sechs Tage nach dem Unfall, geht der Baier geheilt umher. Auch des Wachtmeisters Zustand bessert sich schnell, und jede ernstliche Gefahr scheint beseitigt. Daß die Araber nach einem so deutlichen Wink über die Natur

dieses Satanswerks sich noch viel Mühe mit dem Studium und der Benutzung desselben geben werden, möchte ich bezweifeln.

Die andern Geschenke waren in den Nischen der Durchgangshalle aufgestellt. Die Frage blieb noch immer: wann, wo und wie sollen sie dem Sultan übergeben und erläutert werden? Abu-Bekr brachte am Abend des 13. die Antwort: morgen, Montag den 14., um 9 Uhr morgens wolle der Sultan die Herren der Gesandtschaft in dem Kiosk jenes uns bereits bekannten Gartens — der Scene seiner Donnerstage — empfangen, wohin auch die Geschenke oder doch deren Mehrzahl geschafft werden würden. Der Gesandte wurde eingeladen, sich mit dem Dragoman direct dorthin zu begeben; die Offiziere aber, in Galauniform, und die übrigen Herren möchten sich auf anderm Wege, einige bis vor die Umfassungsmauer und das maurische Thor des Gartens führen lassen, wo ihnen weitere Mittheilungen zugehen würden.

Von einer großen Escorte von Reitern und Askars geleitet, begab sich unser Zug, ohne den Ministerresidenten, hinaus zu dem innern Thor und dem Platz vor jener Mauer. Die ganze Garnison von Fez schien wieder hier versammelt zu sein. Einige aufgestellte Reihen Infanterie empfingen uns mit Trommelwirbel. Längs der ganzen Mauer aber und zu beiden Seiten des Weges an dem dort strömenden Flußarm hockten die übrigen gesammten Reiter- und Fußtruppen, Mann an Mann, Agas und Gemeine, die im weißen Burnus und die in bunten Jacken und Hosen, am Boden. Der wunderlichste Anblick! Zweihundert Schritt etwa von der Gartenmauer entfernt, ersuchten unsere Führer, die Herren möchten in einer Reihe Aufstellung nehmen und halten, doch ohne abzusteigen; der Sultan würde sehr bald Meldung senden. Die Morgensonne dieses (wie, seit dem zweiten nach unserer Ankunft, jedes Tages unsers Aufenthalts) braunte heiß auf den gänzlich schattenlosen Platz und auf die Gesichter der Wartenden. Die Minuten vergingen, die Viertelstunden. Die Sache schien immer unbegreiflicher, wurde immer langweiliger und ärgerlicher. Nach einer halben Stunde kam ein mohrischer beturbanter Beamter aus dem Thore, mit dem Auftrag, den Sergeanten in den Garten zu bringen. Facius

saß ab, folgte dem Boten und kam nicht wieder. Zehn Minuten danach wiederholte sich dieselbe Scene mit dem Wachtmeister; ersichtlich sollten die beiden drin dem Sultan die Gewehre und Carabiner erläutern. Die Geduld der übrigen war mit Fug und Recht längst gerissen. Kein Sultan darf sich herausnehmen, deutsche Offiziere, seine Gäste, ihres Kaisers Gesandte, in solcher Weise zur Schau stehen und lebendig rösten zu lassen. Und es konnte die begründete Verstimmung wenig besänftigen, daß endlich nach mindestens fünf Viertelstunden andere Boten die Einladung brachten, alle möchten in den Garten eintreten; um so weniger, als auch dort nichts weiter geschah, als daß wir, sowie wir abgesessen waren, in eine der Alleen und zu dem Platz um das Springbrünnchen geführt wurden, mit der Bitte oder Weisung, wiederum einige Minuten zu warten. Der Zorn stieg mit jeder Secunde. Es war die höchste Zeit geworden, als Hofbeamte die Einladung brachten, uns nach dem Kiosk zu verfügen.

An dessen Vorhalle standen: der Kaid-el-Mschwar oder Oberhofmarschall Muhammed, sein Khalifa, der Minister des kaiserlichen Hauses, resp. des Innern, Abu-Bekr und einige andere beturbante „hohe Diener"; ferner der Gesandte mit dem Dragoman, der Sergeant und der Wachtmeister. Unser Ministerresident hatte von dem beliebt gewesenen Wartenlassen nichts geahnt, aber auch ohnedies, obwol vergebens, die Privataudienz zum frühern Schluß zu bringen versucht. Die Thür des Parterresaals stand offen. An der Hinterwand des schattendunkeln gänzlich kahlen Raumes saß auf einem breiten niedern lehnenlosen rothen Sessel, die Füße untergeschlagen, von den weißen Gewändern umflossen, die bis auf den Mosaikboden niederhingen, der Sultan: ernst, schweigend, regungslos wie ein Götzenbild. Vor ihm, zu seiner rechten Seite, stand der Kanzler Sidi-Musa. Der Behälter mit dem Theeservice, die Kassette und die Waffenkasten lagen auf Sesseln nahe den Wänden. Der Gesandte und der Dragoman traten wieder in den Saal und an die linke Seite des Sultans. In demselben Augenblick riefen der Kaid-el-Mschwar und sein Khalifa, sich tief gegen die Thür des Saales hin verneigend, lautschallend den Gruß: „Allah verleihe dir Sieg über deine Feinde!" Auf ein Zeichen des Ge-

sandten trat einer der deutschen Herren nach dem andern herein, um dem Sultan vorgestellt zu werden. Nach wenigen Worten bewegte derselbe seine braunen in seinem Schos ruhenden Hände, und der Vorgestellte empfahl sich mit militärischem Gruß.

Die Reihe kam nun an uns Civilmenschen. Mr. Mansour und der Gesandte präsentirten der braunen Majestät meine geringe Person als denjenigen, der mitgekommen sei, die Geschichte, die Ereignisse dieser Gesandtschaft und alle die Herrlichkeiten, die wir in seinem Reich und seiner Stadt gesehen hätten, für unsere Landsleute aufzuzeichnen. Der Kanzler schien immer dieselben Worte zu wiederholen; der Sultan wandte die großen müden Augen auf mich, murmelte einige arabische Worte, bewegte die Hände — und ich machte dem Collegen Dr. Mohr Platz. An diesen, als Thaleb (Gelehrter) vorgestellten, richtete Muley Hassan lächelnd die Frage, ob er denn auch das Evangelium recht kenne und fleißig darin forsche; an Remelé die praktische: wieviel ein kleiner Apparat zum Photographiren koste, er dächte daran, sich einen solchen anzuschaffen.

Damit war die Audienz zu Ende. Die Gesandtschaft war entlassen. Wir saßen auf und ritten zwischen den uns mit Trommelschlag salutirenden Soldaten heim. Seiner Freude an den Geschenken, besonders an des Kaisers Bildniß, soll der Sultan mit vieler Wärme Ausdruck gegeben haben. Der Sergeant und der Wachtmeister mußten ihm dann das ganze Exercitium mit den Gewehren sowie die Handhabung derselben vormachen, ohne indeß wirklich Feuer zu geben.

Als wir wieder in unserm Hause beim Frühstück saßen, wurde Abu-Bekr gemeldet. Bereits im Garten war ihm sehr verständlich ausgedrückt worden, wie man über jene eigenthümliche Art mit kaiserlichen Offizieren umzugehen, die man zur Audienz geladen, denke, und welchen Eindruck eine solche Gattung von Hofsitte auf sie gemacht habe. Nun kam er weich und betrübt, wehmüthig lächelnd, mit einer Flut von Entschuldigungen im Auftrage des Sultans den Aerger wegzuwaschen.

Es sei nur ein bedauerliches Misverständniß, daß man die Herren so lange in der Sonnenhitze habe warten lassen. Zum Theil sei allerdings auch der Wunsch der „hohen Damen“ des

kaiserlichen Hauses, die Herren ruhig sehen und in ihrem Glanze betrachten zu können, an diesem beklagenswerthen Misgriff schuld gewesen. Seine Majestät sei so hoch erfreut und geehrt durch den Besuch der Gesandtschaft und das Bild ihres erhabenen Kaisers, daß sie nur den Wunsch habe, den Herren den Aufenthalt in Allerhöchstihrer Hauptstadt so angenehm als möglich zu machen. In dieser Woche würde die Majestät eine große Parade veranstalten; an einem frühern Tage die Herren zum Frühstück in ihr Gartenpalais vor der Stadt einladen, u. s. w. Was war zu thun! Man gab ihm Absolution um der hohen Damen willen, die niemand von uns hinter den Zinnen und Mauerlöchern geahnt und bemerkt hatte.

Und wie kein Uebel allein kommt, so harrte in der Vorhalle schon der Khalifa des Gouverneurs von Fez, des Bruders Sidi-Musa's, um der Gesandtschaft eine Einladung zum Frühstück in seines Herrn Palais zum nächsten Tage zu überbringen, während Abu-Bekr noch nachträglich eine zweite zum Kaid-el-Mschwar zu übermorgen ausrichtete.

Allah stärke unsern Muth und unsere Magen!

XVI.

Drei Dejeuners und ein Getödteter.

Gouverneursfrühstück mit Concert. — Die Notabeln von Fez. — Haremsindiscretionen. — Beim toleranten Oberhofmarschall. — Im Landhause des Sultans. — Ein seltsamer Soldatentod.

Fez, 21. Mai 1877.

Marokkanische Festmahle für europäische Gäste veranstaltet gleichen einander ziemlich ebenso wie die Räumlichkeiten, in denen sie stattfinden, wie Disposition, Lage und Ausschmückung jedes bessern maurischen Hauses. Aber manche kleinere Unterschiede werden doch wie bei diesen so auch bei den Collationen und der Art ihrer Programme bemerkbar. Bei den in der vorigen Woche überstandenen drei derartigen Prüfungen haben wir diese Erfahrung gemacht.

Die erste fand im Palais des Gouverneurs der Hauptstadt, Sidi-Abdallah, wie schon erwähnt eines Bruders des Reichskanzlers, statt. Der Brunnenhof, in welchen wir durch die engen Zugänge und die mit hübschen bunten maurischen Holzbaldachinen geschmückten Pforten gelangten, war von großer Regelmäßigkeit der Anlage. Jedes der hohen Gebäude, welche ihn auf seinen vier Seiten umschlossen, hatte ein hufeisenförmiges Mittelportal mit aufgeschlagenen und an die Außenwand gelegten großen Flügelthüren, die mit vielfarbigen geometrischen Mustern bemalt waren, und vor demselben offene Arcaden. Die viereckigen, in reich arabisch decorirte Krönungen und kurze Bogen über-

gehenden weißen Pfeiler waren hier von unverhältnißmäßiger Höhe. Im Oberstock wie unter den Hallen gingen einige vergitterte Fenster auf den Hof hinaus. Große Vierecke in der weißen Mauer waren mit arabischer Stuck-Reliefdecoration, dem feinsten Spitzengewebe ähnlich, verziert. Der geradlinige obere Abschluß jeder Mauer bildete zugleich die Oberkante der Brüstung für das durch sie geschützte flache Dach. Auf zwei Seiten hob sich weiter zurück über dieses noch je ein offener Kiosk mit buntgestreifter Rückwand und Ueberdachung. Das Brunnenbecken in dem mit bunten Majolikafliesen (Sleadj) belegten Hofe wurde von einem auf vier Holzpfeilern ruhenden Pyramidendach von farbigem Glase beschattet, welches seine röthlichen und grünen Töne dem aufsprudelnden Wasser mittheilte. Eine große Zahl von schwarzen Dienern und Maghazenis in den Eingängen und im Hofe selbst verkündete den hohen Rang und den Reichthum des Hausherrn. Und außerdem standen neugierig in den kleinen Thüren, welche an verschiedenen Stellen der den Hof umgebenden Gebäude in das Innere der Wirthschaftsräume und der Frauengemächer führten, in nicht geringerer Menge die dienenden Weiber und Mädchen jedes Alters, Negerinnen und Maurinnen, manche von ihnen kleine Kinder in dem auf ihrem Rücken befestigten Zeugsack tragend. Braune und schwarze junge Buben hockten, standen und lungerten in allen Ecken des Hofes umher. Ueber jene obern Dachkanten aber lehnten in langen Reihen nebeneinander vermummte Frauengestalten, einige mit farbigen Gewändern und Kopftüchern, die Mehrzahl ganz in Weiß, wenige sogar mit unverhüllten Gesichtern. Begierig, die Fremden zu sehen, fuhren sie doch mit ihren Köpfen scheu wieder hinter die Brüstung, sobald wir den Blick zu ihnen hinauf richteten. Auf einer kleinen Galerie nahe der Ecke des Haupteingangs unter der Halle, von welcher letztern ein Treppchen zu ihr hinaufführte, hatten sich mehrere meist junge Negerweiber auf den Boden niedergekauert oder platt hingelegt, um mit den glänzenden Augen zwischen den Gitterstäben des Geländers hindurch auf die Fremden zu sehen, in beständiger komischer Sorge, gleichzeitig doch das eigne Gesicht möglichst vollständig vor unsern Augen zu verbergen und zu verdecken.

An der mittlern hohen Bogenthür des Gebäudes zur Linken von unserm Eingang war der bunte baumwollene Vorhang bis wenig über dem Fußboden niedergelassen. Doch blieb immer noch ein genügender Zwischenraum frei für manchen lichtbraunen und manchen schwärzlichen Frauenkopf, der zuweilen dort scheu und munter zugleich hervorlugte, um nur zu schnell wieder zu verschwinden. Dort lag das Hauptgemach des Harems, dessen vornehmste Damen es so wenig wie die geringern und das Heer der Dienerinnen lassen mochten, die Gäste ihres Herrn verstohlen zu betrachten.

Der Besitzer des etwas zweifelhaften Schatzes eines so überreich mit Weibern ausgestatteten Hauswesens empfing uns in der Bogenthür des Gebäudes zur Rechten, wo er mit seinem Khalifa, der uns gestern die Einladung überbracht hatte, und dem weißbärtigen Scherif auf Stühlen saß. Der Herr Gouverneur hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit seinem allmächtigen Bruder; ebenso olivenfarben und mit spärlichem weißem Bartwuchs umgeben wie dessen Gesicht ist auch das seinige; ebenso lang und gelb sind auch seine Zähne. Nur sind alle Formen feiner, der Ausdruck mehr der eines stillen, freundlichen, etwas schläfrigen Männchens von über sechzig Jahren.

Sein Khalifa dagegen würde trotz seiner schwärzlichen Hautfarbe wol auch vor den Augen weißester Frauen Gnade gefunden haben: von so liebenswürdiger freimüthiger Heiterkeit war der Ausdruck seines schwarzbärtigen wohlgeformten Gesichts, seiner in das perlmutterschimmernde Weiß eingebetteten großen feurigen und weichen dunkeln Augen und des lachenden Mundes mit den weißen Zähnen. Seine bereits etwas zu volle Gestalt, vom Turban bis zu den gelben Pantoffeln in den feinen weißen Haik drapirt, wiegte sich beim Gehen allerdings mehr nach der Manier eines üppigen Weibes in den Hüften, als es nach unsern Begriffen für den Adjutanten eines Militairgouverneurs angemessen erscheint.

Unser Wirth ließ uns durch den Dragoman auffordern, uns in seinem Hause ganz nach unserm Wohlgefallen zu ergehen und zu ergötzen. Indeß zogen wir doch vor, die Probe, ob sich die Gültigkeit dieser höflichen Einladung auch auf die Gemächer der

Damen dieses Hauses ausdehne, zu unterlassen. Aergerlich war es für unsere Offiziere, gerade heute ihre Uniformen daheim gelassen zu haben und so die gespannten Erwartungen der so zahlreich versammelten, wenn auch für uns unerreichbaren, weiblichen Zuschauerschaft auf Dächern und Galerien, hinter Thürvorhängen und Fenstergittern zu täuschen, welche sicher nicht nur die Gestalten dieser Christencavaliere, sondern sie auch gerade in ihrer glänzenden Tracht und Rüstung zu sehen gehofft hatten.

Der Gouverneur hatte es sich angelegen sein lassen, seinen Gästen das Frühstück noch ganz besonders zu würzen. Auf einem Teppich im Schatten der Vorhalle des Hofes saßen sechs bärtige beturbante Männer, „die Barden, die süßen Alten", mit ihren Instrumenten, welche sie mit großer Sorgfalt zu stimmen beschäftigt waren. Der eine führte eine viersaitige Geige von europäischer Form, die er beim Spielen wie ein Cello aufrecht stellte und strich; sein Nachbar ein anderes Streichinstrument, in der Form einem großen Schuh gleichend, schwarz, mit Perlmutter ausgelegt, wie auch der kurze stark gekrümmte Bogen, und mit zwei dicken Saiten bespannt. Zwei andere spielten auf großen Mandolinen, jede mit acht Saiten, von denen immer je zwei eng zusammen lagen. Der fünfte schlug ein kleines Tambourin; des sechsten Instrument war seine gesangkundige Kehle. Die von ihm angestimmten Lieder wurden übrigens von den andern ebenfalls mit Gesang und nicht blos mit Saitenspiel und Schellengeklingel begleitet. Die Texte sollen berühmte arabische Liebeslieder gewesen sein. Die Wirkung dieses Concerts auf die maurischen Hörer und Hörerinnen war sehr entschieden. Die Damen auf dem Dach wie die Männer unten im Hofe schlugen den Takt mit Händeklatschen dazu und schienen ungemein erbaut von der Musik. Für unsere Ohren dagegen bleibt nun einmal eine stete Pein, was für marokkanische ein Entzücken ist. Auch die unzweifelhaft höher ausgebildete Virtuosität dieser Künstler, welche sie und ihre Leistungen bedeutend über die sonst hier wie im eigentlichen Orient gehörten hinaus hob, konnte für uns die Qual des Gehörs nicht mindern. Der Musiksinn hat bei den Germanen, Romanen und Slaven durch Erbschaft und Gewohnheit eben eine ganz andere

Nervenentwickelung genommen als bei den Orientalen. Orientalische Musik bleibt für uns, ob meisterhaft oder elend ausgeführt, immer eine Marter, ein Gequäk, Geplärr, Geheul, ein Geklimper und Gequietsch.

Wir traten in den Saal auf der andern Seite des Hofes, dem gegenüber, in dessen Thür uns der Gouverneur empfangen hatte. Es fehlten darin nicht die drei unbenutzten Himmelbetten, nicht die Standuhren, nicht die marokkanische Verkleidung des unteren Theils der geweißten Wand. In der Mitte des schattigen Raums stand eine Tafel, mit diesmal nur etwa 16 Schüsseln voll süßen Backwerks besetzt. Und auf den Teppichen am Boden saßen mit untergeschlagenen Beinen dicht nebeneinander längs der Bettstellen und der Thürwände stumm und bewegungslos 18 bis 20 ältere bärtige, meist wohlbeleibte Männer mit weißen Turbanen und in lange weiße Gewänder gekleidet. Ohne mit einer Miene, einer Handbewegung, einem Laut die Eintretenden zu grüßen, blieben sie wie Statuen rings im Saale sitzen. Es waren, wie wir erfuhren, ausgewählte Notabeln, die angesehensten, gelehrtesten, reichsten Männer der Hauptstadt, „distinguirte Persönlichkeiten", von unserm Wirth zur Verherrlichung des Festes eingeladen.

Nachdem wir in dieser stummen Gesellschaft dem draußen fortdauernden Concert längere Zeit zugehört hatten, wurden wir ersucht, uns zu dem Saal auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes zu begeben. Dort stand unsere Tafel gedeckt, mit Rohrstühlen mannichfachster Art umstellt, mit Früchten, Caraffen — voll Wasser, Gläsern und bunt zusammengewürfeltem schlechtem Porzellangeschirr besetzt. Der Wirth und der Khalifa nahmen in der Thür auf der Schwelle ihren Platz. Unsere vorausgesendeten Diener rückten mit den hochgefüllten braunen irdenen Schüsseln heran, welche, wie bei dem Kanzlerfrühstück, in großen Holzgefäßen unter bunten Kegelhüten von den maurischen Dienern aus der Küche bis vor die Thür getragen und in der Vorhalle niedergesetzt wurden.

Das Menu hatte eine unheimliche Aehnlichkeit mit dem jenes unvergeßlichen ersten Dejeuners. Dieselben Massen von Hühner-, Hammel- und Taubenfleisch in verwandten Zubereitungsarten

wie dort; nur schien mit dem Knoblauch hier geringere, mit dem Safran größere Verschwendung getrieben zu sein. Und Wirth und Koch waren menschlicher gewesen: sie ließen es an 16 Schüsseln genug sein, unter denen natürlich Berge von gefülltem Kuskussu und von Reis nicht fehlten. In weiser Vorsicht hatten einige unserer Herren Feldflaschen voll Raki in den Taschen mitgebracht. Heimlich dem Wasser zugesetzt, wurde dieses damit zu einem Tafelgetränk umgewandelt, das sich schon eher zu den in Oel und Butter schwimmenden Speisen genießen ließ.

Auch hier verschonte man uns mit dem Thee und credenzte statt seiner vortrefflichen Kaffee, zu dem jene süßen Gebäcke gereicht wurden. Desto eifriger schlürften die Herren Notabeln den ihnen vorgesetzten Pfeffermünz- und Kamillenthee und verschmähten dabei nicht, neben unserm Wirth, der sich zu ihnen herüber begeben hatte, in die vor ihnen auf dem Boden stehenden Speiseschüsseln die Finger zu tauchen und den reichlichen Gaben, die wir verschmäht hatten, alle Ehre anzuthun.

Die Musik schwieg keinen Augenblick. Jedes neue Lied, welches die unermüdlichen Barden anstimmten, schien allerdings immer das gleiche mit dem vorigen. Die Damen wurden aber nicht müde, zuzuhören und zuzusehen, und sich mancherlei kleine unschuldige Koketterien von ihrer Dachhöhe herab und unter dem Thürvorhang hervor zu gestatten.

Für Fräulein Weber und ihre Dienerin, die spanische Pepa, war der Vorhang natürlich keine Schranke. Sie verweilten längere Zeit in dem untern Frauensaal, wo sie sich mit den dort versammelten sechs oder acht Lieblingsfrauen der alten olivenfarbenen Excellenz manches erzählten und manches von ihnen zeigen ließen. Sie hatten die Damen sehr schlecht gewaschen, aber in bunten seidenen Gewändern und mit kostbarem Schmuck wahrhaft belastet gefunden. Von den fast handbreiten, mit Perlenreihen benähten und mit Smaragden besetzten Halsbändern, den Schnüren großer goldener Erbsen, den Gehängen von zahlreichen goldenen Medaillons, den dicken massiv goldenen Arm- und Fußgelenkspangen, letztere eine Daumenlänge breit und vom schwersten Gewicht, aber alles von sehr roher

Arbeit, brachten sie verschiedene Proben mit heraus, welche, auf einem Sessel mit dunkler Unterlage hübsch arrangirt, von Remelé photographirt wurden. Eine Platte mit der Ansicht dieses ganzen charakteristischen Hofes und der darin versammelten Gesellschaft war ihm bereits vorzüglich gelungen.

Erst nach vierstündiger Dauer endete unser Besuch und das Concert im Hause des Gouverneurs. Am nächsten Tage, Mittwoch den 16., wiederholte sich das große Eßfest im Hause des Kaid-el-Mschwar, des Oberhofmarschalls von Marokko, Sidi-Muhammed.

Zu seinem Palais führte uns ein nicht eben weiter Gang durch die steilabschüssigsten, engsten, seltsamsten Gäßchen von Alt-Fez. Die finstern engen Irrgänge, die maurische Pforte, die von Maghazenis erfüllte Thorhalle, und drinnen der Brunnenhof mit den maurischen Arcaden und den hufeisenförmigen Bogenthüren in der Mitte der umgebenden Gebäude, der maurischen Stuckdecoration an Pfeilercapitälen, Bogen und Wandflächen, der geometrisch gemusterten bunten Fliesenbekleidung des Bodens, den Reihen verhüllter Weiber als Garnitur der Dachkanten — das alles unterschied sich hier wenig von dem gestern Gesehenen. Nur war die Architektur und Decoration der Hofgebäude noch durch einen hübschen Wandbrunnen bereichert. Und keine Notabeln von Fez hockten im Saal. Dagegen fanden wir die Mitglieder einer reichen Judenfamilie im Hofe auf einem Teppich sitzen und erkannten unter den Dienern und Dienerinnen die spanischen Juden und Jüdinnen, die unsere Wäsche waschen. Sie waren engagirt, um für uns — fränkisch zu kochen, und hatten diese Arbeit bereits gestern Abend begonnen. Drei ganze Hammel und Hekatomben von Federvieh waren durch sie der eifervollen Gastfreundschaft unsers Wirths und seinem festen Glauben an den Appetit und die Leistungsfähigkeit der deutschen Gäste zum Opfer gefallen.

In der äußern Erscheinung des Kaid-el-Mschwar steht alles im Einklang: die breite derbe Gestalt, das breite dunkelbraune dicklippige Gesicht, die starken breiten Hände, deren herzliches Schütteln die von ihnen gefaßte Hand des Gastes mit Zerbrechen

bedroht, und die laut schallende Stimme, mit welcher er den Gesandten und jeden von uns willkommen hieß: „Maschraab, Baschador! Maschraab!“ Er empfing uns in Gesellschaft seines Khalifa, desselben Mauren, der vor dem Kiosk im Garten des Sultans neben ihm stand, und des Sherifs. Abu-Bekr durfte selbstverständlich nicht fehlen.

Nebstdem leistete ihm ein gar anmuthiges kleines Wesen Gesellschaft: sein etwa fünfjähriges Söhnchen, ein charmanter munterer Bube mit lebhaftem gescheitem Ausdruck in dem leider schon pockennarbigen bräunlichen Gesichtchen, mit glatt geschorenem Kopf, das Figürchen in einen langen lichtblauen Kapuzenburnus gehüllt. Mit väterlicher Freude zeigte der Alte uns den Kleinen, der schnell mit uns Bekanntschaft machte. Eine Spieldose, die ihm Herr von B. gab, erregte nicht, wie wir erwarteten, sein Erstaunen. Er wußte sogar bereits mit ihrem Aufziehen Bescheid. Stand doch an der Wand des Saales zwischen den Uhren auch ein großer mechanischer Musikkasten, welcher selbst die sentimentalsten Weisen mit energischer Trommelwirbelbegleitung spielte.

Auffälligerweise durften zwei reizende kleine Mädchen jener Judenfamilie, das eine zwischen vier und fünf, das andre sechs Jahre alt, ungehindert aufs zuthunlichste mit dem Stammhalter eines so hohen maurischen Würdenträgers spielen. Diese süßen jungen Geschöpfe, aus deren zarten rosigen Gesichtchen die großen schwarzen Augen unter den langen Wimpervorhängen uns so schalkhaft listig und zugleich so treuherzig rührend anblickten, waren aufs reichste in seidene bunte Kleidchen und Schürzen gekleidet und trugen schweren Schmuck um den Hals, dicke Ringe von Gold und Silber um Hand- und Fußgelenke. Die Füßchen aber mußten sie wie ihre Aeltern und größern Verwandten unbeschuht lassen. In einer Ecke des Hofes hockten auch hier vier Musikanten am Boden: diesmal bestand das Quartett aus einem Geiger, einem Tarabukaschläger, einem Guitarristen und einem Zitherspieler. Das Instrument des letztern ähnelte einer sehr vergrößerten Gebirgszither; doch fehlte viel, daß es ihr auch im Klange gleichkam. In dem, was diese Barden spielten und sangen, war unter allem, was

14*

ich von orientalischer Musik gehört habe, noch am ehesten eine Melodie zu erkennen.

Beim Frühstück selbst ging es verhältnißmäßig gnädig zu, ziemlich so wie bei dem gestrigen, ja wol noch etwas civilisirter. Es wurde — unerhört! — sogar mit Bouillon eröffnet. Mehrere Gerichte wurden auf weißen Schüsseln präsentirt, die Teller schon nach dreimaliger Benutzung gewechselt. Das Wasser durch Vermischung trinkbar zu machen, blieb freilich jedem selbst überlassen. Zum Glück saßen der Gastgeber und die Seinen durch die ganze Breite des Hofes von den Gästen getrennt, sodaß keine Rücksicht auf sie die verpönte Transmutation behinderte. Dagegen schienen die Damen auf den Dächern und Balkons um so schärfer auf uns zu blicken. Wie gern hätten manche das leidige Tuch und die übrige Verhüllung gelüftet, nicht blos um zu sehen, sondern auch um gesehen zu werden! Einige waren von immerwährender prickelnder Unruhe ergriffen und bewegt; wir sahen sie an ihren Gewändern zupfen, dieselben halb zurückwerfen und schleunigst wieder vorziehen, mit dem Kopfe nicken, sich verbergen..... Die Aermsten!

Fräulein Weber hatte hier im Frauengemach nur eine Gattin des Hausherrn, eine Weiße von ungewöhnlicher Anmuth, umgeben von einigen Sklavinnen, angetroffen. Die Gestalten auf dem Dache waren nach der Versicherung dieser Dame Frauen aus Nachbarhäusern, welche sich die Erlaubniß erbeten hätten, von da aus die Fremden zu sehen und das Concert zu hören. Das Resultat ihrer vergleichenden Beobachtungen in Bezug auf unsere und — ihre Herren soll übrigens gewesen sein: die unsern wären viel schöner! Und diese weise Richterin hatte das gefunden, auch ohne die Gegenstände ihrer Beurtheilung in der Uniform gesehen zu haben!

Auch hier ließ Remelé sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen, sein Album um ein paar treffliche Aufnahmen zu bereichern. Wir Zeichner thäten am besten, ganz einzupacken. Wie können wir mit denen Schritt halten, welche die Sonne für sich arbeiten lassen! Ein Bildniß des Hausherrn, in ganzer Figur, stehend auf seinen Stock gestützt, war auf dem Negativ vollendet herausgebracht. Aber der Photogra-

phirte selbst war nicht befriedigt. Es fehlte auf dem Bilde der Zipfel des Schaschia mit der Quaste, die aus dem Turban heraushängt! Es half nichts; Remelé mußte eine neue Platte einstellen und sein Modell diesmal sitzend aufnehmen, sodaß er mehr Oberansicht gewann. Da war dann die Freude des Dargestellten groß, als das Bild herauskam. Zeigte es doch nicht nur seine Person, sondern auch die geliebte Puschel in ihrer vollen ungekürzten Pracht!

Nach diesen Erfahrungen bei den Großen des marokkanischen Hofs mußten wir doppelt gespannt sein auf den Stil und die Façons der Gastlichkeit ihres Herrn und Gebieters, von welcher wir am folgenden Tage eine Probe erhalten sollten. Worin wird der Sultan, der uns für den Morgen des 17. zu einem Frühstück in sein Gartenhaus eingeladen, die von seinem Kanzler, dem Gouverneur und dem Oberhofmarschall uns bereiteten Genüsse noch zu überbieten im Stande sein?

Unsere Erwartungen wurden einigermaßen herabgestimmt, als man uns bedeutete, wir hätten nicht nur wie zu den bisherigen Dejeuners unsere Diener und einiges Geschirr mitzunehmen, sondern auch die zur Tafel nöthigen Tische und Stühle, die Bestecke, das Tischzeug, die Gläser hinauszuschicken, da Seine Majestät auf ihrem Landsitz nicht zu Gastereien eingerichtet wäre. Ein Zug von Maulthieren mußte, nicht ohne Schwierigkeiten, mit allen diesen Utensilien bepackt und vorausgesendet werden.

Unter großer Maghazeni-Escorte, welche unser alter Kaid Racha Ali Rasch'di in Person anführte, ritten wir morgens wenig nach 9 Uhr zur Südwestseite von Neu-Fez hinaus über den im Thale rauschenden Flußarm und jenseit an den Höhen dem Laufe desselben entgegen zu der Wasserleitung, welche in Gestalt einer Fortsetzung der äußersten westlichen Seraimauer nach Süden hin das Wasser eines Baches, der an dem kaiserlichen Landgut vorüberfließt, in den Seraibezirk leitet. Nach einer halben Stunde ist der in der großen Hochebene liegende Garten erreicht, dessen hohe Pappeln und niedrigere Orangen- und Olivenhaine weithin in der Landschaft sichtbar sind. Ehe

wir im Thor abstiegen, durchritten wir nach allen Richtungen den sehr ausgedehnten, durch hohe Hecken von Schilfrohr und trockenem stacheligem Mimosengesträuch umhegten Garten. Die ganze Art, wie derselbe gehalten ist, gibt einen neuen Beweis, daß dieses Volk von dem, was wir Gartenkunst nennen, keine Ahnung hat. Die Natur spendet hier das Material für deren Schöpfungen in so herrlicher Fülle; aber den Menschen fehlt eben durchaus das sinnige Gemüth, das liebevolle Studium der Gesetze des Wachsens und Gedeihens der Pflanzen, die Fähigkeit ausharrender, treuer, gewissenhafter Thätigkeit und vor allem das Künstlergefühl und Verständniß, auf deren Zusammenwirken jene reizende Kunst und Wissenschaft der Gärtnerei beruht. Der von geraden aber ungereinigten Wegen und kleinen Kanälen für die Bewässerung durchzogene Boden ist überall von hohen Nesseln und wüstem Unkraut überwuchert und durch die dichten Kronen einer ungeheuern Menge von Orangen-, alten Oel-, Feigen-, Aprikosenbäumen und von hohen Pappeln beschattet. Ein an diesen Baumgarten angrenzender Bezirk, in welchem statt der Bäume blühende Gesträuche und niedrigere Pfirsichbüsche stehen, wirkt fast komisch in der naiven Armseligkeit seiner Anlage und Ausführung. Ich wünschte dem Sultan, daß seine Gärten nur für einige Zeit von einem unserer potsdamer Hofgärtner oder meinem verehrten genialen kunstreichen Freunde Joseph Glatt in Pflege genommen würden, damit er einmal einen Begriff bekäme, was Gärtnerei ist und wie ein Garten aussehen kann und soll!

Der Hof dieser ländlichen Residenz, in welchen wir hineingeführt wurden, war ein nüchterner kahler und trotz der glühenden Hitze wahrhaft frostig wirkender Raum, mit spiegelglatter kleiner bunter Fliesenmosaik gepflastert und von weißen Mauern mit vier Thürmen umgeben, von denen drei geschlossen waren. Der für uns offen gelassene Saal zeigte sich als ein großes geweißtes absolut kahles und leeres Gemach mit roher ungeschmückter Holzdecke; nur der Fußboden mit sehr bunten marokkanischen Teppichen belegt. Kein höherer Hofbeamter als Vertreter des Gastgebers, nicht einmal Abu Bekr, erwartete uns hier. Wir sahen nur eine Schar Maghazenis und, in

einer Reihe aufgestellt, die von uns hinausgeschickten Schüsseln mit den hohen kegelförmigen geflochtenen Deckelhüten. Erst als die Maulthiere mit Tischen, Stühlen, Geschirr und Tafelzeug angelangt waren, wurde dieser öde Saal damit möblirt, und nun nahm das Frühstück, dessen 15 Gerichte sich kaum in etwas von den gestrigen unterschieden, seinen gewohnten Verlauf. Allerdings gewährte uns die im übrigen so abweichende Einrichtung des Festes die schätzbare Freiheit, nach Belieben von unserm mitgebrachten Wein zu trinken, und dank diesem wichtigen Umstande, gestaltete sich das Sultansfrühstück, obgleich ohne Weiber auf den Dächern, ohne Gesang und Musik im Hofe und ohne Anwesenheit eines freundlichen Wirths, dennoch schmackhafter und heiterer für uns als eins der vorangegangenen Gastmähler.

Vom Garten her schallt ein lautes Hämmern in das Zimmer, in dem ich schreibe, herein. Maurische und jüdische Arbeiter zimmern eine lange Holzkiste und beschlagen sie mit Zinn- und Eisenblech, dessen Zwischenräume verlöthet werden. Diese Kiste ist zu einem Nothsarge bestimmt. Heute noch werden wir die Leiche eines vielbetrauerten Landsmanns und Reisegenossen, eines braven deutschen Soldaten hineinbetten, unsers Wachtmeisters Stolt. Vorgestern konnte ich noch in gutem Glauben von seiner fortschreitenden Genesung schreiben. Bald danach ließ er den Gesandten und den Kapitän an sein Bett rufen, sagte ihnen, er fühle, daß er sterbe, und beauftragte sie mit seinen letzten Grüßen an die Offiziere des 2. Garde-Ulanenregiments und die Kameraden besonders seiner Schwadron, an sein junges Weib und seine beiden kleinen Kinder. Die beiden Herren hielten das für hypochondrische Einbildung eines Reconvalescenten. Aber wenige Stunden später lag er bewußtlos röchelnd und allmählich erkaltend. Um 9 Uhr erklärte der Stabsarzt, er habe keine Hoffnung mehr, daß der Patient die Nacht überlebe. Wir standen wiederholt an seinem Lager, auf dem er von seinem treuen Pfleger, Sergeant Facius, in halb sitzender Stellung gehalten wurde, die ihm bis dahin noch

Erleichterung gewährt hatte. Die Glieder erkalteten bereits. Um 1 Uhr nachts war er erlöst und hinüber. Die Seinen in Berlin mochten heute das Pfingstfest im frohen Gedenken des fernen Gatten und Vaters, der nun bald heimkehren werde, sorglos gefeiert haben!

Wer es dem 34jährigen kraftvollen Manne gesagt hätte, als er vor vierzehn Tagen mit uns in diese düstern Thore einritt: als Leiche trägt man dich hinaus; wer ihm gesagt hätte, als er die innere Zinkumhüllung einiger Kaisergeschenke beim Auspacken derselben loslöste: mit diesem Zinkblech beschlägt man neun Tage später deinen Sarg; ihm gesagt hätte, wenn er während der Karavanenreise beim Abladen im Zeltlager um die schwere Kiste mit der Eismaschine immer so besonders besorgt war, damit ihr kein Schaden geschähe: du hütest und führst darin so sorglich mit dir, was dich tödten wird! Drei Kriege (1864, 1866, 1870—71) mitmachen, in zahlreichen Gefechten heldenmüthig mit hoher Auszeichnung kämpfen und kaum eine Wunde davontragen, die härtesten Strapazen erdulden ohne Schädigung der Gesundheit, und dann in der Fülle der Kraft und Lebensfreudigkeit in der Hauptstadt Marokkos an einer Anätzung des Kehlkopfs und der Lungen durch eingeathmete heiße Ammoniakdämpfe aus einer unseligen Eismaschine zu Grunde gehen — gibt es ein tückischeres und seltsameres Menschengeschick?! Es ist doch wahr: „Wir sind den Göttern, was den Knaben Fliegen, sie tödten uns zum Spiel.“

Auf Vorschlag des Kapitän Zembsch ist beschlossen worden, die Leiche nicht hier schutzlos dem marokkanischen Boden zu übergeben, sondern sie in einem durch jene Metallumhüllung durchaus gesicherten und noch von einer starken Holzkiste umschlossenen Behälter auf zwei Maulthieren unter Begleitung des zuverlässigen Soldado der Ministerresidentur zu Tanger, der uns hierher begleitet hat, auf directestem Wege dorthin zurückzusenden. Von Tanger wird sie dann nach Gibraltar befördert, wo die englische Militärbehörde das Ersuchen nicht verweigern wird (so wenig wie sie ein ähnliches vor 20 Jahren abschlug, welches die in der Attake durch die Rifpiraten getödteten

Preußen betraf), dem Todten ein christliches Begräbniß mit den wohlverdienten militärischen Ehren und ein gesichertes Grab auf britischer Erde zu gewähren.

Ueber die Stimmung der Mitglieder der Gesandtschaft breitet dies Ereigniß einen trüben Schleier. Schwer werden sie die frühere freudige Heiterkeit auf der nahe bevorstehenden Rückreise ungebrochen wiederfinden. Die Mahnung an die Hinfälligkeit aller Zukunftspläne und Hoffnungen, alles Menschenglücks und Menschenlebens hat zu nahe und zu ernst die Seele jedes Zeugen dieses Schicksals berührt!

XVII.

Die Sultansparade und die Sultansgeschenke.

Die Garnison von Fez. — Die umgekehrte Revue. — Deutsche Reiterattake mit markirten Schwadronen gegen einen markirten Feind. — Marokkanische Cavalerie-, Infanterie- und Artillerie-Exercitien. — Verabschiedungen. — Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. — Fezer Industrien.

Fez, 23. Mai 1877.

Unter den Schauspielen, welche die Herrscher wehrhafter Reiche veranstalten, um fremden fürstlichen Besuchern oder deren militärischen Vertretern eine Vorstellung ihres Glanzes und ihrer Macht zu geben, werden niemals die Truppenrevuen fehlen. Barbarische, halbentwickelte wie die höchstcivilisirten Fürsten denken und handeln in diesem Punkte ganz gleich. Die Unterschiede werden nur durch die Größe und Stärke der Heereskörper, mit welchen sie prunken können, und durch den Grad der soldatischen Ausbildung derselben bedingt.

Auch der Selbstherrscher von Marokko ist nicht von diesem allgemein eingeführten fürstlichen Gebrauche abgewichen. Am Vormittag des ersten Pfingstfeiertags fand auf demselben Platze zwischen den Seraimauern und dem künstlichen Flußbett, welcher die Scene des feierlichen Empfanges der Gesandtschaft gewesen war, die ihr in Aussicht gestellte Parade über den größten Theil wenigstens der halbwegs regulären Truppen von Fez statt,

genauer: der Infanterie, etwa 2000 Mann, der Batterie von 4 Kanonen, welche ständig dort an der Mauer aufgefahren bleibt, und eines Elitetrupps von Reitern.

Der Gesandte, der Kapitän, die Offiziere und der Sergeant hatten Paradeuniform angelegt. Wir andern durften auf Gala verzichten. So ritten wir den Weg durch Neu-Fez zum Südwestthore hinaus. Von hier ab begannen die Spaliere der Infanterie zu beiden Seiten der Landstraße, zogen sich über die erste Brücke und weiter an den Ufern des Flusses hin, und säumten alle vier Seiten des großen Platzes an den Seraimauern. Eine auffällige Abweichung von dem Anblick derselben Gegend am Empfangstage bot der heutige insofern, als eine sehr geringe Zahl von Zuschauern außerhalb der Spaliere zu sehen war. Sollte die Bevölkerung für militärische Schauspiele wie das hier in Aussicht stehende so unempfänglich sein? Oder war Befehl gegeben worden, ihr Herauskommen aus den Thoren möglichst einzuschränken, wenn nicht völlig zu verhindern?

Im Vorüberreiten wurde die Gesandtschaftscavalcade aus jeder einzelnen Soldatenabtheilung mit Trommelwirbel begrüßt. Diesmal fungirten als Dirigenten der Trommler Tambourmajors, welche im Schwingen und Wirbeln ihrer bequasteten Stäbe viel Chic und Virtuosität bewiesen. Abtheilungen, die mit alten europäischen Steinschloßflinten bewaffnet waren, wechselten mit solchen Truppen wunderlicher Art, welche gar keine Waffe, selbst nicht ein Seitengewehr oder einen Dolch trugen; und zu diesen Ungewaffneten gehörten auch Reihen von jungen Burschen im Alter von 8 bis 15 Jahren. Soviel ich erfahren konnte, ist sowol diese unbewehrte „Jugendwehr" als die übrige waffenlose Mannschaft aus den „Rekruten" gebildet, welche die Provinzen des Reichs dem Sultan, als er vor 1½ Jahren seine bereits erwähnte Beglückungsreise durch dieselben unternahm, neben andern mannichfachen Natural- und Werthsteuern darzubringen sich beeifert hatten. Noch haben sie, wie es scheint, erst die allgemeine militärische Vorschule durchzumachen und sich die erforderliche Haltung, die Kenntniß der Evolutionen

und den „soldatischen Geist" anzueignen, ehe man ihnen Flinten in die Hand gibt.

Die abgesessenen Maghazenis im weißen Burnus fehlten diesmal fast gänzlich. Die Cavalerie war nur durch zwanzig Berittene jener Sultansgarde vertreten, die schon beim Einzuge geglänzt hatte: auserwählte Reiter in Trachten von mehr türkischem als arabischem Schnitt, den Fes auf dem Haupt, kurze starkfarbige Zuaven-Jacken und Westen, breite bunte Gürtel, weite Pluderhosen, rothe, blaue, lichtgrüne, bis unterhalb des Knies, und, die Mehrzahl wenigstens, statt der nackten Unterschenkel und der Pantoffeln, weiche gelblederne Stiefel an den Füßen. Als Waffen führten sie: die lange, schön verzierte arabische Flinte, einen leicht gekrümmten Dolch mit reich beschlagenem Griff und unten aufwärts gebogener Metallscheide, an farbigen Schnüren über die Schulter gehängt, und den fast geraden Säbel, mit breitem Horngriff und abwärts gebogener, beiderseits in je zwei Enden auslaufender Parirstange, in brauner Lederscheide. Sie ritten auf meist ganz vorzüglichen Pferden mit bunten arabischen Sätteln, Zaumzeug und Steigbügeln, und waren vor der gegen Norden gerichteten Mauer aufgestellt. Weiterhin, nahe an dem versteckten Seraiportal im Winkel standen wieder die Reihen der Palastwachen in Weiß, und vor ihnen in dem freien Quarré des Platzes wie bei der Empfangsfeier die Herren Agas, das höhere Offiziercorps mit weißen Turbanen und in tieffarbiger, kurzer, der jener Elitereiter ähnlicher Tracht, einer reichern und prächtigern Ausgabe der Uniformirung ihrer eigenen Fußtruppen.

An der Nordseite eines der vorspringenden Mauerthürme war hier über einer mit Matten, Teppichen und Polsterkissen zum Lagersitz eingerichteten kleinen Estrade ein weißes Zeltdach ausgespannt, für den Fall daß der Sultan während der Parade vom Pferde zu steigen und sitzend dem Schauspiel zuzusehen geruhen sollte. In der Nähe stand die Gardekapelle, die Bläser der großen Messingtuben, die Beckenschläger und Pauker, und ihr Dirigent, der marokkanische Wieprecht oder Piefke, dieser in großem weißem Turban und langem scharlach-

rothem Kaftan, auf der linken Brustseite eine große silberne Lyra tragend.

Nicht lange sollte die Kapelle in Unthätigkeit bleiben. Gleich nach unserer Ankunft auf dem Platze wurden, genau wie an dem Empfangstage, aus der maskirten Winkelpforte wieder die fünf prachtvoll aufgezäumten Leibpferde des Sultans herausgeführt, unter ihnen heut auch das damals von ihm gerittene isabellweiße mit rosigem Maul und Nüstern. Der zu seinem wirklichen Zweck, wie es scheint, nie benutzte Einspänner, das Geschenk der Königin Victoria, stand bereits in den Soldatenreihen uns gegenüber mit einem schönen Braunen in der Gabeldeichsel. Wenige Minuten nach dem Herausführen der Pferde ergoß sich aus derselben Ecke die Schar der weißgekleideten Hofbeamten, Palastdiener und Wächter. Die Musikbande stimmte diesmal einen unverfälscht marokkanischen Marsch an, die Truppen neigten sich und riefen ihren Sieges- und Heilswunsch, und über allen Turbanen und Schaschias erschien wie damals die vom langen weißen Burnus umflossene Gestalt und das dunkle Antlitz Muley Hassan's, dann das funkelnde Lanzenpaar und das purpurne grüngestreifte Schattendach des hinter dem Herrscher hergetragenen Sonnenschirms.

Umringt von seinem gewöhnlichen nächsten Geleit und Gefolge: Sidi-Musa, dem Kaid-el-Mschwar und dessen schwarzem Khalifa, dem großen Scherif von Fez, kam der Sultan auf einem herrlichen tiefdunkeln Grauschimmel mit hellgrünem Sattel und Zaumzeug im Schritt auf die Herren der Gesandtschaft zugeritten, die, heut alle im Sattel bleibend, ihn in der Längsmitte des Platzes erwarteten.

Ich war ihm diesmal so nahe, daß ich jede Miene, jede Schattirung des Ausdrucks in seinem dunkeln Gesicht, jede leise Bewegung seiner Gestalt und seiner Hände genau beobachten konnte. Die ganze, übrigens vornehme und hoheitvolle Erscheinung trug heut noch entschiedener als neulich das Gepräge des Müden und Leidenden. Zuweilen zuckte der Körper, wie von einem plötzlichen Schmerz im Rücken erfaßt, auf dem Sattel zusammen. Alle von ihm an den Dragoman gerichteten Worte flüsterte er leise und tonlos. Die ersten,

welche Mr. Mansour dem Gesandten und den Offizieren verdolmetschte, enthielten das Ersuchen an die letztern, sie möchten zunächst nicht sowol den Evolutionen seiner Truppen zusehen, als vielmehr ihrerseits vor ihm und vor diesen einige deutsche Cavalerieexercitien ausführen.

Diese überraschende Aufforderung setzte die Herren im ersten Augenblick einigermaßen in Verlegenheit, da sie sehr wohl wußten, daß ihre hiesigen Pferde, wie brauchbar sie sich auch für den Ritt von Tanger nach Fez bewährt hatten, doch sehr weit davon entfernt waren, den für ein tadelloses Gelingen solcher Reiterstücke nothwendigen Grad der Ausbildung erlangt zu haben, den ein deutsches Cavaleriepferd besitzt. Aber diese Bedenken mußten unterdrückt, es mußte geritten werden. Und kein Nichtmilitär würde in der Art, wie die Herren bald einzeln, bald gemeinsam vorbeisprengten und salutirten, eine Unvollkommenheit entdeckt haben. Es war ein brillanter Anblick.

Der Sultan äußerte hierauf einen neuen Wunsch: er möchte sie wie zum Angriff auf einen Feind dahinreiten sehen. Dem entsprechend, jagten sie, den Säbel vorgestreckt in der Faust, einmal hintereinander und einmal in Linie im feurigen Carrière an ihm vorüber, die Länge des Platzes hinab.

Und wieder ein anderes allerhöchstes Begehren: gern gewänne er eine Anschauung davon, wie deutsche Reiteroffiziere an der Spitze einer Truppe von etwa 600 Berittenen den vor ihnen stehenden Feind attakiren würden. Wie sollte diese Aufgabe durch sechs Offiziere — Herr von Kalkstein als Infanterist lehnte die Betheiligung ab — richtig und der Wirklichkeit gemäß ausgeführt werden?! Die Herren beriethen sich und ließen schließlich den Sultan durch den Dragoman bedeuten: sie würden ihm den Angriff einer Schwadron zeigen, wobei er sich die Zwischenräume durch Mannschaften ausgefüllt zu denken habe. Rittmeister von Rabe setzte sich als Escadronschef an die Spitze; Prinz Arenberg, Graf Stolberg, Herr von der Schulenburg, Graf Seherr stellten sich hinter ihm als Zugführer in bestimmten Distancen, welche die Züge markiren sollten, in einer Reihe über die Breite des Platzes hin

auf; Herr von Varnbühler folgte. So stürmten sie, die Abstände einhaltend, die Klingen ausgelegt, in rasendem Tempo zweimal vorüber. Der Sultan sprach seine lebhafte Anerkennung über die Leistung aus. Die Herren selbst aber waren von ihrer Rolle keineswegs sonderlich befriedigt. Auf derartiges „Fantasiareiten" verständen sich, meinten sie, ihre hiesigen Zuschauer besser als sie; es wäre hier also damit keine besondere Parade zu machen.

Noch einem letzten Begehren wurde willfahrt: es betraf die Darstellung der bei unserer Cavalerie üblichen Hiebführung und des Einzelgefechtes zwischen zwei Reitern. Zum ersten mal sah der Herrscher von Marokko deutsche Säbelhiebe vom Pferde herabsausen, denen auch der härteste Mohrenschädel schwerlich besser widerstanden haben würde, als Kopf und Leib jenes Türken dem „Schwabenstreich" des frommen Ritters im Heere des „Kaiser Friedrich lobesan". Sie imponirten ihm auch in solchem Maße, daß er die Anfrage an die Herren richten ließ, ob sie nicht während ihres noch übrigen Aufenthals in seinem Reiche einige dazu commandirte maurische Reiter in dieser Kunst des Hiebfechtens vom Sattel herab instruiren und einüben wollten. Obgleich der vollkommenen Ausführung des Einzelgefechts die Ungeschultheit der Pferde in den dabei nöthigen kurzen Wendungen und Biegungen kaum überwindliche Schwierigkeiten entgegensetzte, hatten es doch unsere Herren verstanden, auch diese Aufgabe mit meisterhaftem Geschick, ritterlicher Grazie und dem Schein des vollen Ernstes zu lösen.

Des Sultans Blick suchte nun unter den deutschen Herren und blieb auf dem Sergeanten haften. Dieser wurde herangewinkt und durch den Dragoman bedeutet, der Sultan wünsche noch einmal alle Bewegungen und Griffe mit dem deutschen Infanteriegewehr von ihm ausführen zu sehen. Ein Dutzend Palastdiener eilten zum Seraithor, um das neulich mit den kaiserlichen Geschenken überreichte Bajonnetgewehr Modell 71 herbeizuholen. Daß auch von den dazu gehörigen Patronen Gebrauch gemacht werde, wurde leider nicht beliebt, und so blieb die Trag- und Trefffähigkeit des Gewehrs unerprobt.

Dagegen zeigte Facius vor den Truppen und noch einmal vor dem Sultan alle Griffe und das ganze Exercitium mit demselben, markirte das Laden, Anlegen, Feuern im Stehen, Knien und platt auf der Erde Liegen, den Angriff und die Vertheidigung, kurz den preußischen Gardegrenadier wie er sein soll in seiner vollendeten Ausbildung auf dem Exercierplatz und im Gefecht.

Zu unserer nicht geringen Ueberraschung wurde sämmtlichen Herren mit dem Dank und der Bewunderung des Sultans zugleich die Mittheilung verdolmetscht, daß er selbst sich nun zurückziehen werde und es ihnen anheimstelle, seine Truppen für sie exerciren zu lassen. Angenehm würde es ihm sein, wenn zum Abschied noch jeder deutsche Offizier einzeln salutirend an ihm vorbeireiten wolle. Das geschah mit allem militärischen Anstande. Worauf Se. Majestät sein Pferd, die hohen und niedern Diener seines Gefolges ihre Rücken wandten, und der ganze Hof von Marokko mit dem Sonnenschirm, den Leibpferden und dem leeren Einspänner unter den Rufen des Heers und dem Lärmen der Musik wieder des Weges zog, den er gekommen war, dem versteckten Thore zu, und allmählich in demselben verschwand. Zwischen den Zinnen der Mauerthürme hinter uns hatten wir während der deutschen Cavalerieoffizier-Exercitien manchen schwarzen und braunen Frauenkopf ziemlich unverhüllt hervorlauschen sehen. Den „hohen Frauen des kaiserlichen Hauses" war also dort ihr Antheil am Genuß des „schönen militärischen Schauspiels" durch ihren wie es scheint nicht allzu strengen Gebieter huldvollst vergönnt worden.

Sich im Commando marokkanischer Truppen zu versuchen, war entschieden noch weniger nach dem Sinn unserer Offiziere als das Fantasiareiten. Es zeigte sich übrigens sehr bald, daß die betreffende Aufforderung nicht wörtlich zu nehmen war. Denn die maurischen Befehlshaber warteten die Mittheilung etwaiger Wünsche seitens der deutschen Gäste nicht ab, um zu zeigen, was ihre Reiter und ihre Infanterie zu leisten vermögen.

Zuerst sprengten die zwanzig Gardereiter vor. In vier getrennten Gliedern zu je fünf Pferden jagten sie in wilder Carrière über den Platz, die gezogenen Säbel schwingend und ihre Art von Hieben führend, welche, wo sie treffen, sicher auch nicht allzu sanft eindringen mögen. Aber das rechte und echte Hauptstück jedes arabischen Reitermanövers ist und bleibt immer die Fantasia. Selbstverständlich wurde sie von diesen zwanzig Leibgardisten nicht schlechter geritten, mit nicht weniger erstaunlichen Wendungen, Bewegungen, Stellungen in Sattel und Bügeln, Wirbeln und Schwingen der langen Flinten vor und nach dem Abfeuern im tollsten Jagen, und mit nicht weniger gellendem Geheul begleitet als durch ihre Kameraden im weißen Burnus und Djellab. Einer war darunter, dem es an den Reiterkünsten der andern noch nicht genügte: um sie zu überbieten, sprang er, während die Pferde wie der Sturmwind dahinbrausten, aus den Bügeln auf den Sattel, zielte und feuerte im Stehen, und langte wieder sitzend mit den übrigen an.

Nach diesen Reiterexercitien setzte sich das Fußvolk in Bewegung. Der Garnison-Commandant, ein schwarzbärtiger, hellfarbiger Araber von etwa 45 Jahren, im weißen Burnus, dessen Quastenkapuze er über den Kopf gezogen hatte, hielt zu Pferde unmittelbar vor unserer Reihe. Der General der Infanterie, ein alter weißbärtiger Neger, mit weißem Turban, in violetter Jacke, Pluderhosen und gelben Stiefeln, leitete, an den Fronten auf- und abreitend, die Evolutionen. Sie bestanden zunächst in einer Formation der langen Reihen zu Abtheilungen von je zwei Gliedern. Was diese dann vor uns ausführten, könnte man als einen Vorbeimarsch in Zügen bezeichnen. Er geschah in verhältnißmäßig größerer militärischer Ordnung und Regelmäßigkeit, als wir es irgend zu sehen erwartet hatten. Vor jedem dieser Züge schritt der Träger eines Fähnleins (bald gelb, bald roth, bald grün), das in dem Lauf der Flinte steckend getragen wird, mit einem Mann zu jeder Seite; dahinter, gewöhnlich mit einem Tambourmajor, vier junge Burschen als Tambours, die ihre flachen Trommeln mit dem gehörigen Aplomb zu tractiren verstanden.

Ein Offizier, bald einer jener beturbanten Agas, bald einer mit Fes und papagaibunter Jacke und Pluderhosen, nackten Unterschenkeln und in Schlapppantoffeln, marschirt auf dem linken Flügel und gibt sich ganz die Airs eines europäischen Drillmeisters, der streng aufpaßt, daß „die verfluchten Kerls" Richtung halten. Mit letzterer steht es allerdings bei diesen armen schäbigen, mit krummen nackten Knien und in schlappenden Schuhen marschirenden, braunen Burschen noch übel genug aus. Nach einer gewissen Anzahl von Zügen mit ihren kleinen Fähnlein kommt immer eine größere Compagniefahne, von vier bis sechs Mann escortirt. Die Leibkapelle hatte sich während des Vorbeimarsches der Truppen in unserer unmittelbaren Nähe postirt und vollführte unter der Direction ihres taktirenden rothröckigen Kapellmeisters einen keinen Augenblick unterbrochenen Höllenlärm, der einen Marsch vorstellen sollte, aber zusammenklingend mit den rasselnden Trommeln und den Signaltrompeten der heran und vorbei marschirenden Glieder ohrzerreißende Harmonien vernehmen ließ.

Nach und nach kam das ganze militärische Aufgebot bis zu den fernsten Reihen längs der Landstraße in Bewegung, formirte sich, marschirte über die kleine Brücke auf den Platz und zog hier an uns vorbei, Bewaffnete und Unbewaffnete, Männer und Knaben. Nur ein Zug trug etwas bessere Musketen mit aufgepflanztem Bajonnet. Dieser schien durch seinen, vielleicht einmal in Tanger oder Gibraltar von Engländern gedrillten, Offizier — einen langen breitschultrigen Mauren mit wildem schwarzbärtigen Gesicht, bekleidet mit grüngelber Jacke und violettfarbigen Pluderhosen — zu einem besondern Mustertrupp herangebildet zu sein. Unter dem in türkischer Sprache gegebenen Commando ihres Führers, welches er selbst mit einer von ihm ergriffenen Flinte gleichzeitig ausführte und ihnen vordemonstrirte, machten die Leute ihre Sache gar nicht übel, weit besser, als man es bei ihrer gänzlich vernachlässigten Haltung und der buntscheckigen Ruppigkeit ihrer gesammten Erscheinung irgend hätte erwarten sollen.

Diesen Infanteriemanövern folgte noch ein Exercitium der Artillerie, d. h. der Bedienungsmannschaft an den vier Feld-

geschützen, bronzenen Vorderladern. Auch hierbei wurde das Laden und Feuergeben nur „markirt“ und jeder Pulververbrauch sorglich vermieden. Und auch hierbei bewiesen jene rothjackigen braunen Burschen, daß es keineswegs an einem etwaigen Mangel ihrer natürlichen Begabung liegt, wenn sie nicht in allen Stücken des soldatischen Dienstes so fertig und exact sind wie die Mannschaften europäischer Militärstaaten.

Damit hatte die große Parade zu Fez ihr Ende erreicht. Das uns in Aussicht gestellt gewesene Schauspiel, den Sultan persönlich ein Geschütz abfeuern zu sehen, war unausgeführt geblieben.

Der Monarch scheint augenblicklich veranlaßt zu sein, sich auf ein viel ernstlicheres Kriegsspiel vorzubereiten. Noch zu Ende dieser Woche begibt er sich mit dem ganzen Hofe und den Garden nach seiner zweiten Residenz, nach Mikenäs. Dort sollen große Truppenzusammenziehungen stattfinden, um mit erdrückender Uebermacht gegen einen wieder einmal aufsässig gewordenen Kabylenstamm in der Nähe der französisch-algierischen Grenze zu Felde zu ziehen.

Die Abreise der Gesandtschaft nach Tanger zurück ist für diesen Sonnabend, den 26. Mai, definitiv festgesetzt. Leider muß sie vorschriftsmäßig große Umwege machen, zunächst nach Mikenäs und Rabat am Strande des Oceans gehen und von da immer der Küste entlang, sodaß die zwölftägige Dauer der Herreise durch die des Rückwegs noch bedeutend überschritten werden wird.

Der Sultan hat den Gesandten noch einmal in einer Abschiedsaudienz empfangen. Sie wurde in dem leeren Saal eines jener bekannten, oft geschilderten Palastgebäude, die einen großen buntgepflasterten Brunnenhof umgeben, ertheilt. Erst durch eine Folge von weiten mit Soldaten angefüllten Vorhöfen zwischen hohen kahlen Mauern erreichte der Gesandte dieses Allerheiligste, in welchem der Sultan wieder, wie neulich in seinem Gartenkiosk, auf einem rothen Sessel von gleicher eigenthümlicher Art in einer Wandnische thronte. Sidi-Musa, der Unentbehrliche, stand an seines Herrn rechter Seite. Für den Gesandten war ein Rohrstuhl zur Linken hingestellt, auf den er sich niederzulassen ersucht wurde. Muley-Hassan gab seiner herzlichen bedauernden

Theilnahme an dem Schicksal des armen Wachtmeisters Worte; dann bekundete er in wohlgesetzten Phrasen voll extravaganter arabischer Verbindlichkeit die ganze Wärme seiner freundlichen Gesinnungen für die Gesandtschaft, sowie für den Kaiser und das Land, welche dieselbe entsendeten. Er bedauerte nur, daß sie nicht länger in Fez verweilen wolle. Was er während der langen Unterredung gesprochen, scheint in der That der Art gewesen zu sein, daß auch nach Abzug dessen, was auf Rechnung der mohammedanischen Höflichkeit, ihrer vorgeschriebenen Gebräuche und Formeln kommt, immer noch ein genügendes Maß von aufrichtigem gutem Willen und Entgegenkommen darin unverkennbar blieb, um begründete Hoffnungen auf vollständige Erfüllung der Absicht zu geben, welche zu dem Beschluß, eine deutsche Gesandtschaft nach Fez zu entsenden, wol am meisten bestimmt haben mag.

---

24. Mai.

Heute Vormittag sind durch Abu-Bekr die Gastgeschenke, welche nach altherkömmlichem Brauch der Sultan den Mitgliedern fremder Gesandtschaften an seinen Hof bei ihrem Scheiden von Fez überreichen zu lassen pflegt, in unsere Kasbah gebracht und dem deutschen Ministerresidenten übergeben worden. Es sind Ehrengaben von großer Kostbarkeit, Schönheit und Pracht darunter; und bis zum letzten Diener ist niemand ganz leer ausgegangen. Zwei Berberhengste für den Ministerresidenten und Fräulein Weber, der für den erstern ausgestattet mit purpurnem arabischen Sattel und purpurnem Zaumzeug aus Sammt und Seide, beides mit Goldstickereien bedeckt, mit vergoldetem Gebiß, Schnallen, Buckeln und ciselirten mit Email ausgelegten Steigbügeln: Arbeiten von großer Vorzüglichkeit, welche dem Geschmack und der Kunstfertigkeit der betreffenden marokkanischen Meister zur höchsten Ehre gereichen; außer dem Pferde und Sattelzeug ferner ein Säbel in sammtner, mit reich ornamentirten Goldbeschlägen geschmückter Scheide, goldverziertem Griff und kostbarem Gehänge, und eine lange maurische Flinte von ebenso kunst- und prachtvoller Arbeit. Ein drittes Pferd wurde dem

Dragoman, je ein schönes Maulthier dem Interpreta Sidi-Siffu und dem Taleb zugeführt. Ein großer echt marokkanischer Teppich von jenen gewagten Farbencombinationen, worin die hier gewirkten alle türkischen und syrischen Gewebe überbieten, und ein Prunksäbel wie der für den Gesandten wurden dem Kapitän überreicht. Die andern officiellen Theilnehmer der Mission empfingen ebenfalls jeder einen marokkanischen Säbel mit goldbeschlagener Sammtscheide und goldgesticktem und bequastetem Schultergehenk; wir nichtofficielle Begleiter große, unten gekrümmte marokkanische Dolche in Sammtscheiden mit starken Silberbeschlägen, mit reichem gravirten und gehämmerten maurischen Ornament, zum dauernden erfreulichen Andenken an die Tage, deren Ende morgen gekommen ist.

Mehr als die Mitglieder der Gesandtschaft und die Theilnehmer der Reise selbst werden viele gewerb- und handeltreibende Einwohner von Fez unsere Abreise bedauern.

In den Bazaren der alten Stadt sind von den Unsern, zumal während der letzten Wochen, in gewissen Lieblingsartikeln sehr bedeutende Einkäufe gemacht worden. Ein reiches Museum marokkanischer Industrieerzeugnisse, abgesehen von den Sultansgeschenken, werden in wahren Archen von Kisten unsere Packthiere nach Tanger zu schleppen haben. Und sie hatten sich vielleicht in ihrer hoffenden Seele bereits geschmeichelt, nach ihrer Entlastung von den kaiserlichen Geschenken frei und erleichtert den Rückweg antreten zu können! Diejenigen Arbeiten der marokkanischen Industrie, welche sich mit Recht bei allen des meisten Beifalls erfreuen, sind: Waffen (Flinten, Säbel und Dolche); Lederarbeiten (Sättel, Tischdecken, Kissen, Taschen, Pantoffeln und weiche Stiefel); Edelmetall- und Bronzewaaren (Armbänder, Schmuck, Ketten, die beliebten gravirten Messingteller, Lampen); Flechtarbeiten, und nicht weniger endlich die zahlreichen Gattungen von Geweben aus Wolle, Baumwolle und Seide (Tücher, Burnusse, Djellabstoffe, Haiks und Teppiche).

Englische und deutsche Fabrikate haben sich auch wol hier bereits mehr und mehr Eingang verschafft, aber immer noch in weit geringerm Grade als im östlichen Orient. Vorherrschend

ist auch heut noch in diesen Arbeiten der ureigene marokkanische Stempel. Dieser gibt ihnen für den verständnißvollen Sinn einen Reiz, der auch über manche Roheit der Detailausführung (z. B. fast in allen Metallarbeiten, die einen gewissen künstlerischen Luxus zeigen sollen) hinwegsehen läßt. Europäische Formen- und Ornamentenmuster sind hier noch nirgends bestimmend geworden. Desto unverkennbarer und unheilvoller aber macht sich in der Farbengebung der Stoffe, Gewebe, Stickereien, wie ich bereits früher erwähnte, ein leidiger europäischer Einfluß geltend: der überwiegende Gebrauch von Anilinfarben. Der ursprüngliche feine Sinn und Geschmack gerade für die Farbenwahl und Zusammenstellung, welcher sich mit der echt orientalischen Vorliebe für die entschiedensten glühendsten Farben sehr wohl vertrug, geht dadurch mehr und mehr verloren. Man kann sich eines seltenen Glückes rühmen, wenn man beim Durchsuchen der Bazarbutiken einmal einen gewebten, gewirkten, glatten oder gemusterten, resp. gestickten farbigen Stoff findet, dessen Grundton oder Decoration nicht gleichsam inficirt, dessen Schönheit nicht verkümmert wäre durch jenes Roth, Violett, Grün, welche der Tod jeder vornehmern malerischen Erscheinung und Wirkung sind.

Die ethnographische Abtheilung des berliner Museums gewinnt durch diese Expedition einen neuen sehr interessanten Zuwachs. Ein officielles Mitglied der Gesandtschaft, welches ersucht wurde, charakteristische Erzeugnisse hiesiger Industrien und möglichst auch die eigenthümlichen Werkzeuge derselben für das Museum zu erwerben, hat sich dieser Aufgabe mit vieler Einsicht, mit Geschmack und Geschick entledigt und sich dadurch zugleich zum Gegenstande rückhaltloser Verehrung der Händler in den Bazaren gemacht; einer Verehrung, die an Stärke und Wärme dadurch nichts verliert, daß der Käufer, sein Beginnen und Begehren, in so vielen Fällen ein unlösliches Räthsel für die Eingeborenen blieb.

Sind doch auch für uns diese Stadt und dies Volk heute, nach zwanzigtägigem Bemühen, in ihr innerstes Sein und Leben einzudringen, wol noch fester verschlossene Geheimnisse

geblieben. Ich kann indeß nicht sagen, daß ich es besonders schmerzlich empfinde, meinen Forschertrieb in Bezug auf sie so unvollkommen befriedigt zu sehen. Wenn wir diese Moscheen-minarets und ihre „zinnenhohen Mauern" froh begrüßt haben, so verlassen wir sie sicher noch froher, und zwar eben weil wir sie verlassen. Und keinem, unter uns deutschen Reisegenossen wenigstens, regt sich bei dem letzten Scheideblick auf die Stadt der sonst so gewöhnliche Abschiedswunsch im Herzen: „Auf Wiedersehen!"

XVIII.

Nach der zweiten Sultansresidenz.

Die Rückreise. — Die letzten Stunden im Gesandtschafts-Hotel und Garten. — Ueber die Hochebene. — Versteckte Reize. — Das marokkanische Potsdam. — Sultansgärten. — Pferde-, Straußen- und Antilopenkoppel. — Ein liebenswürdiger Pascha. — Limonade und Löwenjagden.

Zeltlager am Südufer des Sebû im Stamme der Beni-'Hsem,
1. Juni 1877.

Heute, am sechsten Tage nach dem des Aufbruchs von Fez, lagert die Gesandtschaftskaravane auf demselben Wiesenplan am Südufer des Sebû wie vor einem Monat auf der Hinreise. Die dazwischen liegenden Wochen haben hingereicht, um diesen Lagerplatz, wie alle jene damals so frischgrünen blütenbedeckten Ebenen, über welche unser Marsch uns führte, in dürre gelbbraune Stoppelfelder zu verwandeln. Mit Ausnahme des Weizens ist das Getreide meist abgesichelt. Alles Gras ist in der glühenden Hitze dieser regenlosen Wochen mit ihren thauarm gewordenen Nächten verdorrt. Wir erkennen die Landschaft in diesem freudlosen vorzeitig herbstlichen Kleide kaum wieder, durch welche sich, allerdings nur für zwei Tage auf dem alten Wege, unser Zug nun heimwärts, das heißt nach Tanger zurück bewegt.

Auch der Zug selbst hat ein wesentlich verändertes Aussehen erhalten. Sowol die Zahl der Lastthiere als die der

escortirenden Reiter hat sich bedeutend vermindert. Kein Kamelgebrüll vor den Zelten stört jetzt mehr unsern Nachtschlaf und weckt uns lange vor Sonnenaufgang. Sämmtliche Kamele und zahlreiche Maulthiere wurden am Morgen unserer Abreise von Fez mit allem überflüssig gewordenen Privatgepäck, den Kisten mit Uniformen, Waffen, Einkäufen, Geschenken, auf dem directesten Wege und begleitet von Treibern und Maghazenis nach Tanger vorausgesendet; denn nach dem ursprünglichen, inzwischen allerdings bedeutend modificirten Plan sollte die Gesandtschaft selbst erst auf weiten Umwegen dorthin gelangen.

Die auf der Hinreise täglich erneuten Empfänge und Geleite durch die Amils und Stammeshäupter und die damit verbundenen malerischen Schauspiele der Fantasiaritte scheinen nun für uns aufgehört zu haben. Während dieser sechs Tage wenigstens fand nur einmal eine derartige Begrüßung durch einen der Bezirkschefs statt, aber ohne von einer Fantasia begleitet zu sein. Man läßt die Gesandtschaft, die ihren Zweck erfüllt hat, ziehen und macht weiter keine Umstände mit ihr. Den Ortschaften freilich, in deren Nähe sie am Schluß der Tagereise ihr Zeltlager aufschlägt, bleibt auch jetzt, so wenig wie während unsrer Hinreise, der schwere Tribut an die Fremden, die „Muna", nicht erlassen.

Die Abreise von Fez erfolgte pünktlich am festgesetzten Tage, dem 26. Mai, auf Tag und Stunde genau einen Monat nach unserm Aufbruch von Tanger. Am Tage zuvor war ein halbes Dutzend brauner Rothjacken, wahrscheinlich wegen ihrer verhältnißmäßigen Anstelligkeit dazu auserwählte Askars, in den Garten der Gesandtschaftswohnung gesendet worden, damit ihnen der Sergeant noch in aller Eile die Construction und den Mechanismus des Zündnadel- und des Mausergewehrs erkläre, sie mit der Handhabung dieser Waffen bekannt und zugleich mit dem praktischen Exercitium, mit Haltung, Schritt, Griffen u. s. w. vertraut mache. Diese meist schon alten bärtigen Vaterlandsvertheidiger brachten ersichtlich den besten Willen, den unbedingtesten Respect und Gehorsam für ihren deutschen Exercirmeister mit. Aber komischere Scenen zeigt wol kein Kasernenhof oder

Exercirhaus Europas beim Drillen der frischen Recruten, als hier dieser Garten während der verzweifelten praktischen Studien im A-B-C des Kriegsdienstes durch jene schwarzbraunen nacktbeinigen armen Teufel. Wahrhaft rührend war dabei der ehrliche Eifer, die Ausdauer, womit sie sich den Uebungen hingaben, die bis tief in die Dunkelheit hinein unter dem deutschen Commando fortgesetzt wurden. Ja noch am Morgen des Reisetages selbst stellten sie sich bereits mit Sonnenaufgang ein, um jede ihnen noch vergönnte Minute auszunützen. Sie drangen in ihren Lehrmeister, er möge mit nach Fez zurückkehren, und stellten ihm die höchsten Offizierposten und so viel Frauen, als er verlange, in Aussicht — freilich alles ohne Erfolg.

Ein neues frohes Leben schien die ganze deutsche Gesellschaft zu beseelen in der Gewißheit, es ist der letzte Tag in Fez, und von neuem beginne nun das freie Reiter- und Lagerleben in der freien Gottesnatur. Der Aufenthalt in der Stadt, in deren Luft, Wasser und Wohnungsräumen alle die schlimmsten Feinde menschlichen Wohlseins sich zu einem gemeinsamen Vernichtungskriege gegen dasselbe vereinigt zu haben scheinen, war jedem gleich unerträglich geworden. Der eine wurde, nach seiner Versicherung, des Nachts von den Ratten angeknabbert; der andere hatte ein Heer von Wanzen mit seinem besten Lebensblut zu mästen; im Zimmer eines dritten hüpften schwerfällig jene braungefleckten, wie Käuzchen krächzenden Riesenkröten über Boden und Bett, denen wir abends so oft auf den Treppenstufen, ja unter unserm Theetisch begegneten. Der Opiumtropfenvorrath unsers Stabsarztes verringerte sich in bedenklichster Weise durch den allmählich nothwendig gewordenen Massenverbrauch, mit welchem die Wirkungen des Trinkwassers fast bei allen Mitgliedern der Gesandtschaftskaravane bekämpft werden mußten. Mit welcher innigen Befriedigung sah jeder die Kisten, Ballen, Koffer durch die halbnackten Packknechte ordnen, verschnüren, in die Bastkörbe unterbringen und hinaus schaffen, wo sie auf die Maulthiere vertheilt wurden, insoweit sie nicht zur Verladung auf die Kamele vor die Stadt getragen werden mußten! Der Sultan hatte noch ein letztes Zeichen seiner Gesinnungen für den Kaiser und das Reich, welche der

Gesandte bei ihm vertrat, gesendet: in prachtvoller goldgestickter Sammttasche das arabische Antwortschreiben an den Kaiser auf dessen ihm bei der Empfangsfeierlichkeit überreichten Brief. Reichlich bemessene Trinkgelder waren von uns in harten Duros und Fünffrankenstücken an alle nach hiesigen Begriffen irgend dazu Berechtigten gezahlt worden. Nach dem letzten Frühstück im Speisesaal noch ein letztes Umblicken in den Räumen, und dann erleichterten Herzens hinaus in die enge Gasse, wo im dichten Gedränge der gesattelten Pferde und Mulos jeder sich sein Thier suchte, um es wieder zu besteigen zum lange ersehnten Ritt.

Der Träger der rothen Fahne und der Kaid Racha, Ali-Rasch'di, jener würdige graubärtige Oberst der Escortemannschaft — welchem der übermäßige Genuß von Kuskussu zu Fez so manche Stunde des schmerzlichsten Leibwehs und so manchen Klagelaut, ans Ohr des Doctors Dominik gestöhnt, gekostet hatte — ritten wieder dem Gesandten voran. An der Spitze des Zuges aber ritt, gefolgt von einer Abtheilung rother Askars, der Commandant unserer bisherigen Wachtmannschaft, der lange, schwarzbärtige, breitschultrige Kaid-el-Schech. Er führte den Zug großentheils zwischen Gartenmäuerchen hin, statt durch die belebten Verbindungsstraßen, nach Neu-Fez hinüber. Hier sah das Volk in den Gassen und Thoren bereits ziemlich gleichgültig auf die abziehenden Fremden. Kein Zeichen des Miswollens, der Feindlichkeit, aber auch kein Abschiedsgruß wurde in der Menge laut oder sichtbar.

Vor dem Westthor, auf der Ebene hinter der letzten Seraimauer und der langen Wasserleitung, zwischen der breiten Landstraße und dem Wad-Fez, stand noch immer das ausgedehnte Zeltlager aufgeschlagen, das dem Hofstaat und der militärischen Escorte des Sultans während der Reise nach Mikenäs und während des beabsichtigten Kriegszugs zur schützenden Unterkunft dienen soll. Das Gezelt des Sultans war in weitem Umkreis von einer hohen leinenen Wand umgeben, welche für dessen Wohnung im Felde denselben Zweck zu erfüllen scheint, wie die Seraimauern für den Palast des Herrschers in seiner Residenzstadt.

Nicht weit hinter der Stelle am Wad-Fez, wo auf dem Hermarsch unser letztes Nachtquartier stand, verließ nun der Weg die große Landstraße, auf welcher wir damals gekommen waren, und wandte sich zur Linken in südwestlicher Richtung. Dorthin, etwa acht Stunden von Fez entfernt, liegt Mikenäs, die zweite Hauptstadt, das Versailles und Potsdam der Sultane Marokkos, der Garnisonsort der Schwarzen Garde (von den Spaniern „Moros del Rey", mit ihrem hiesigen Namen „Bokharies" genannt), die Stadt, in welcher sich, wie es heißt, die Schatzkammer der Krone und die größten Paläste, Gärten, Thierparks, Stutereien befinden. Diese Tour von acht Wegstunden war für uns auf zwei Tagemärsche vertheilt. Der erstere, kürzere endete an einem der Quellzuflüsse des Mkis, dem Wad-Ndja, im Bezirk der Ohamra. Ununterbrochen führt der Weg über die vielberühmte „fruchtbare Ebene von Fez", doch immer näher an den Gebirgszug Saroun (oder Serone) heran, der, von Nord-nach Süd gerichtet, zur Rechten der Straße mit scharf gezackten Gipfeln, wie mit einer steilen Felsenbastei, gegen die Ebene ausläuft und absinkt. In Wahrheit zeigt sich diese Ebene ihres gebräuchlichen Prädicats nichts weniger als würdig. Nur vereinzelte kleine Parzellen sind mit Getreide bebaut; sonst liegt die meilenweite Fläche, trotz der zahlreichen Wasserläufe, welche sie überall durchziehen, fast als Wüste da, beinahe einzig von Palmettogestrüpp, niederm Mimosengebüsch und Disteln aller bekannten und unbekannten Gattungen und Spielarten bedeckt. Auch einer thätigern unternehmungslustigern Bevölkerung, als die jetzige ist, würde der oft in breiten Strecken zu Tage liegende Kalkfelsboden unüberwindliche Hindernisse eines ergiebigern Anbaues entgegenstellen.

Aber diese Hochebene ist von einer ungemein interessanten kleinen Thierwelt belebt. Heuschrecken und Cikaden von nie gesehenen Arten, Schlangen bis zu 4 Fuß Länge, Chamäleons, Land- und Wasserschildkröten und neben den letztern in den Bächen große Krebse, welche genau den seitwärts kriechenden Seekrabben gleichen, wurden von unsern sammeleifrigen Reisegenossen fleißig aufgestöbert und in Menge gefangen.

Die Straße, welche auch hier eben nur aus einem breiten Nebeneinander, einem Netzwerk von Fuß- und Hufpfaden besteht, wird stark frequentirt. An der Menge von Reisenden zu Fuß, Pferde, Kamel und Maulthier, die einzeln, in kleinen Gesellschaften, oder in großen Karavanen uns entgegenkommen oder an uns vorüberziehen, merkt man, daß sie zwei bevölkerte Hauptstädte verbindet. Ueber die größern Wasserläufe spannen sich auf hohen gemauerten Bogen meist solid gearbeitete steinerne Brücken, welche indeß nur selten den reisenden Araber seiner lieben Gewohnheit abwendig machen, das Wasser des Flusses zu durchwaten oder zu durchreiten. Nahe einer solchen Brücke, neben der eine hohe Dattelpalme und ein dichtlaubiger Feigenbaum hart am Uferrande ihr Haupt erheben, am hohen rechten Ufer des Wad-Nbja, in dessen krystallklarem Wasser Fische, Krabben und Schildkröten sich in Scharen tummeln und auch der weniger amusanten Gesellschaft mancher Schlangen nicht entbehren, in der nächsten Nähe eines Duars, wurden die Zelte aufgeschlagen, wurde der schöne Sommerabend und die milde Vollmondnacht von uns verlebt. Und sicher von jedem einzelnen mit lang entbehrtem Frohgefühl, das nicht zum kleinsten Theil dem Bewußtsein entstammte, aus Fez und dem uns anfangs so behaglich erschienenen, dann aber so unheimlich gewordenen Hause glücklich die lebende Seele gerettet zu haben.

Mehr noch als die erste Tagereise bewies uns die zweite, daß dieses vermeintliche weite Flachland zwischen den beiden Hauptstädten nichts anderes als ein Hochplateau ist. Nach Remelé's Messungen erhebt es sich bis zu 450 Meter über den Meeresspiegel. Man glaubt, über eine öde, einförmige, nach Südwesten hin unabsehbare Ebene zu reiten, und plötzlich sieht man sich hart am Rande einer wol 150 Meter tiefen Schlucht mit steilen theils lehmigen, theils felsigen Wänden, im Grunde von einem Bergstrom durchbraust, in dessen rasches, oft in prächtigen Cascaden über Felsen stürzendes Gewässer das dichte breite Laub uralter Feigenbäume hereinhängt. In ihrem Schatten, zwischen blütenreichem wildem Oleander und an den grasigen untern Gängen der Wände weiden große Rinder-, Ziegen- und Schafheerden, die dort unten klein wie die Thier-

figürchen einer Spielzeugschachtel erscheinen. Vier solcher Schluchten von verschiedener Breite und Tiefe passirten wir während dieser Tagereise: die einen auf hochgewölbten Brücken über ihren Fluß, zu denen wir zuvor am Abhange hinab zu reiten hatten, die andern indem wir den Fluß selbst durchritten. Sie überraschten durch ihre echt romantische landschaftliche Schönheit, deren Wirkung man um so stärker empfindet, als sie jedesmal so plötzlich mitten in der Oede der baumlosen monotonen Fläche sich aufthut. Die hohen abwärts rauschenden und schäumenden Wasserfälle, das üppige Laub der Feigenbäume, durch welches Weinstöcke ihre armstarken Reben winden, das ganze Thal mit dem feinen würzigen Duft der Traubenblüte durchhauchend, die hohen flüsternden Schilfhecken und Oleandergebüsche am Rande des lustigen Gewässers — diese von den steilen Schluchtwänden eingehegte reizende Verborgenheit in der Tiefe übt einen innig erquickenden Zauber. Und wie angenehm steigert sich noch der Reiz, wenn man, die Ruhestunde des Rendez-vous benutzend, in die kühle klare Flut selbst hinabsteigt und, auf einem Felsblock liegend, von ihren weißen Armen sich schmeichelnd umfangen und die oben eingesogene Glut darin kühlen läßt. Die neugierigen Schildkröten beeinträchtigen dies Vergnügen nicht im mindesten. Wie gern sie auch den Hals lang machen, ihn weit aus der Schale und den Kopf aus dem Wasser hervorstrecken, um sich den Gast, der in ihr nasses Bett tauchen will, zu betrachten, so fahren sie doch im nächsten Moment mit unwiderstehlich komischen Bewegungen, mit einem ähnlichen Ausdruck höchsten Schreckens, wie ihn die alten maurischen Weiber beim Anblick eines Europäers zeigen, und mit einer Schwimmgelenkigkeit, die man ihrem plumpen Wesen kaum zutrauen sollte, in die tiefste Tiefe hernieder, sobald man einen Schritt gegen sie hin thut.

Die schönste Schlucht, welcher ich für alle jene guten Gaben eine besonders dankbare Erinnerung weihe, ist die des Wad-Djebibi. Auch den übrigen Theilnehmern des Rendezvous an seinem Ufer und des Frühstücks, das in der jedem Sonnenstrahl undurchdringlichen natürlichen Schattenlaube des uralten Feigenbaums und des Weinstocks am Fuß der Sandsteinklippe eingenommen wurde, wird dieser Platz vor manchen andern unvergeßlich bleiben.

Die steilste ödeste und reizloseste dieser Schluchten war die vierte, Ain-Toto genannt, welche eine starke Stunde vor Mikenäs noch einmal die Hochebene von Südwest nach Nordost durchschneidet. Jenseit derselben erkennt man bereits über dem westlichen Rande des Hochplateaus die plumpen viereckigen Thurmminarets der zweiten Residenzstadt Marokkos, und diesseits die langgestreckten Mauern, welche große Getreidefelder und Oelbaumgärten einfassen. Der Oelbaum scheint rings in der Umgegend mit besonderer Vorliebe cultivirt zu werden. Auch die nordwestlichen Hänge des nun in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar werdenden nahen Saroungebirges sind bis hoch zu den kahlen Gipfeln hinan mit dichten Olivenpflanzungen bedeckt.

Nach viertelstündigem Ritt auf der breiten Landstraße zwischen den ausgedehnten ummauerten Getreide- und Olivengärten erreichte die Spitze unsers Zuges einen seitlich am Wege haltenden Trupp von 15 Reitern. Der Pascha oder Amil von Mikenäs hatte es nicht unterlassen mögen, hier auf seinem Gebiet den, wenn auch schon auf der Rückreise begriffenen, „Baschador" zu bewillkommnen. Er machte einen sehr gewinnenden Eindruck: ein Mann von 24 Jahren, von tiefdunkler Hautfarbe, von rundlichem Gesicht mit kurzem schwarzem Bart, großen glänzenden ernst und wohlwollend blickenden Augen und wenig gekrümmter Nase; in weißem Turban und weißem Burnus über weißer Unterkleidung, auf reich gezäumtem grauem Mulo reitend, eine ebenso würdevolle als anziehende Figur. Vor uns, am Hügelrücken amphitheatralisch ansteigend, durch eine tiefe Thalsenkung und eine von hohen Pappeln, Schilfrohr und einem Bach gesäumte breite Wiese in deren Tiefe von unserm Oelberge getrennt, lag Mikenäs, phantastisch von der dahinter niedersinkenden Nachmittagsonne beleuchtet und wie in einen allgemeinen goldigen Duft getaucht.

Die Stadt zeigt sich hier in ihrer ganzen Längenausdehnung von Südost nach Nordwest. Dort bezeichnen lange, einförmige, zinnengekrönte gelbe Mauern, überragt von einzelnen Moscheenthürmen, grünen Dächern und Bamwipfeln, den Residenz- und Seraibezirk des Sultans. Große Gärten bedecken die diesseitigen

Hügelhänge mit einem dunkeln Dickicht von Orangen-, Oel-, Granat- und Feigenbaumwipfeln, aus deren grünen Laubmassen wie feurige Punkte die scharlachrothen Granatblüten leuchten und hie und da weiße Landhäuser hervorschimmern. Wenig mehr als die rechte Hälfte der etwa zwei Wegstunden betragenden Länge der von unserm Standpunkt zu überblickenden Stadt nehmen die Quartiere der bürgerlichen Bevölkerung ein; hier drängen sich die gelblich weißen flachgedeckten Häuser stufenförmig hinter- und übereinander zusammen. Befestigungs-Mauern und Thürme und Moscheen-Dächer und Minarets heben sich in großer Zahl hoch aus diesem Gewirr der niedrigen Gebäude empor. Das Ganze bietet durch Lage und Gruppirung einen so großartigen und imponirenden Anblick, und ist doch zugleich in seiner Totalität so mit Einem Blick zu umfassen, wie wenig mir bekannte Residenzstädte. Aber wer in orientalischen Dingen einige Erfahrung besitzt, läßt sich durch keine derartige Außenansicht mehr täuschen. Er weiß, daß alle diese Städte nur Blender sind, und daß ihr Gesammteindruck keinen schlimmern Feind hat als den Besuch ihres Innern. Auch Mikenäs — wir haben es am folgenden Tage erfahren — macht keine Ausnahme von dieser Regel.

Auf der Wiese dicht am Fuß des langen Hügelrückens, den die Stadt bedeckt, war unser Zeltlager aufgeschlagen. Edris Pascha hat es für eine Pflicht der gastlichen Höflichkeit erachtet, sich selbst in einem besonders für ihn errichteten Zelt und die seiner Sorge Anvertrauten auf demselben Lagerplatz einzuquartieren. Auch dieser in so jugendlichem Alter zu einer so bedeutenden Stellung gelangte Herr ist ein naher Verwandter des Kanzlers Sidi-Musa, der für seine Familie, wie es scheint, mindestens ebenso gut zu sorgen versteht wie für das liebe marokkanische Reich.

Dicht an unserm Lagerplatz zur Linken vorüber führt die Straße zu dem hoch am Bergrücken gelegenen Thore der Stadt hinan, nachdem sie den trennenden Bach auf einer steinernen Brücke überschritten hat. An der andern Seite dieses Weges befinden sich die großen städtischen Waschplätze, ringsum von Mäuerchen eingefaßt. Auf den letztern und auf der Brüstung der Brücke saßen vom Augenblick unserer Ankunft an und während

des hiesigen Aufenthalts der Gesandtschaft am folgenden Tage die jungen Buben, aber auch die Alten, ja sogar viele zum Waschen dorthin gekommene schaubegierige Weiber und Mädchen mit mehr oder weniger enthüllten Gesichtern, die unermüdlich bald staunend, bald sich höchlich daran belustigend, zurufend, spottend und lachend, bald scheu und schüchtern sich vor jeder Annäherung ähnlich wie die Schildkröten rasch versteckend, dem Treiben, Kommen, Gehen, Reiten der Fremden zusahen. Aber auch hier nicht eine einzige feindliche Miene oder Aeußerung, kein Anlauf zu einer wenn auch nur symbolischen Injurie.

Mit Fez verglichen, ist Mikenäs die Stadt der breiten Straßen und der freien großen Plätze; und da seine Bevölkerungsziffer kaum den fünften Theil der von Fez, etwa 20000 Köpfe beträgt, so sieht es in seinem Innern viel leerer, öder und stiller aus als in dieser ersten Hauptstadt. Wahrhaft unheimlich erscheinen im hellen Tageslicht besonders die endlosen Plätze und Höfe des Sultansquartiers. Ich kann mir schlechterdings nicht den psychologischen Proceß in den Seelen eines städtegründenden Fürsten und seiner Baumeister vorstellen, welcher sie zu Anlagen dieser Art bestimmte. Alles darin scheint zweck- und sinnlos. Ein ungeheurer leerer, von hohen meist schon wieder halbzerfallenen Mauern umgebener Platz reiht sich an den andern ebenso großen an. Thore mit mächtigen Hufeisenbogen führen aus diesem zu jenem. Hier und da nisten an diesen Mauern, durch Mäuerchen oder Schilfhecken gegen den Platz und die Straße abgesperrt, kleine Lehmhütten, aus deren Thürlöchern erschreckte und erstaunte Frauen- und Kindergesichter hervorlauschen, während uns im Weitergehen ein immer wachsender Schwarm junger Burschen, halbnackter Knaben und in Weiß gehüllter Männer folgt, welche sich dem begleitenden Soldaten als freiwillige Führer zugesellen. In den Höfen und Verbindungsgängen ist der Boden auf lange Strecken mit halb in der Erde begrabenen Schäften und Capitälen schöner Marmorsäulen bedeckt. Sie sollen für den „Bluthund" Muley Ismael, den Sultan, welchem Mikenäs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts seine vorübergehende Blüte verdankte, zum Bau eines Palastes aus Italien geholt worden sein. Der Bau ward

nie ausgeführt. Die Säulen liegen in Reihen nebeneinander und dienen zu einer Art marmornem Knüppeldamm. Einer dieser öden Riesenplätze umschließt einen Fischteich von entsprechender Ausdehnung. Die längsten Mauern umhegen und verbergen die großen Lust- und Thiergärten, die Pferde-, Antilopen- und Straußenkoppeln des Sultans. Daß hinter andern Kioske, Moscheen, Paläste versteckt seien, verräth ein hier und da über die Mauerzinnen hinaussteigendes grünglasirtes Ziegeldach oder ein Thurmminaret. Gegen den Platz hin, welcher dieses ganze Residenzquartier von dem Straßengewirr der bürgerlichen, handel- und gewerbtreibenden Viertel trennt, zeigt die Mauer des ersten zwei gewaltige, von Zinnenthürmen über starken kurzen Säulen flankirte Thore, großartig in der Anlage, in den Verhältnissen, und ebenso geschmackvoll als prächtig in der Decoration aller Flächen durch vielfarbige maurische Majolikafliesenmosaik. Aber auch diese imposanten architektonischen Schöpfungen sind längst dem Verfall preisgegeben, ihre untern Partien hier weiß überkalkt, dort durch elende Breterverschläge verunstaltet. Unter allen Längen- und Breitengraden bleibt eben der Orient, oder richtiger der Mohammedanismus sich darin gleich: er kann seiner innersten Natur nach so wenig restauriren wie reformiren und somit auch nicht erhalten.

Die Bazare von Mikenäs sind, was die Einrichtungen, die hölzernen weinumrankten Gitterdächer über den Gassen, die feilgehaltenen Waaren, die Verkaufsstätten und die geschäftlichen Manieren der Händler betrifft, in kleinerm dürftigerm Maßstabe die Wiederholung derer von Fez. In desto stärkerm Gegensatz aber steht das Judenviertel, die Mellha, der einen Stadt zu dem der andern. Statt in die elendesten, engsten, schmutzigsten Gäßchen eingepfercht zu sein wie in Fez, erfreut sich dieser Theil der Bevölkerung von Mikenäs des Besitzes der breitesten und längsten Hauptstraße, welche dicht an der Innenseite der nördlichen Stadtmauer hinläuft. Die dort Wohnenden und Handeltreibenden sind zwar ebenso wie in Fez zu dem unterscheidenden Haarschnitt und zum Verzicht auf das Tragen von Schuhen in den Maurenquartieren gezwungen. Ihre breite Gasse ist ungepflastert und ebenfalls kein Muster von Sauberkeit und reiner

Luft. Aber gegen die Existenz in den stinkenden Pesthöhlen und finstern Schmuzlöchern des Ghetto von Fez muß den mikenäser Stammesgenossen das Dasein in dieser lichten großen Straße, deren Breite mindestens der unserer berliner Breiten Straße gleichkommt, als ein wahrhaft gesegnetes und neidenswerthes erscheinen. Der Kleinhandel und das Kleingewerbe wird sowol in den winzigen Butiken, welche sich in ununterbrochener Reihe zu beiden Seiten hinziehen, als auch unter improvisirten kleinen Schattendächern und fliegenden Verkaufsstellen mitten in der Straße, ungemein schwungvoll und lebhaft betrieben. Nur für einige Augenblicke gerieth diese Thätigkeit ins Stocken, wenn einer von uns, gefolgt von dem Schwarm einer sich freiwillig anhängenden Escorte, sich seinen Weg durch das Menschengedränge bahnte.

Wo die Händler- und Handwerkerquartiere enden, beginnen wieder die labyrinthischen Gäßchen zwischen den schmuzigweißen Mäuerchen, hinter denen sich das intimere Leben der maurischen Bevölkerung verbirgt, soweit es nicht durch nackte und halbnackte braune Kinder mit komisch geschorenen, bezopften und nur zu häufig grindbedeckten Köpfchen, durch schmuzige, Wasser und Kinder schleppende Weiber mit halbverdeckten Gesichtern, durch am Boden hockende oder Wasser in Schläuchen umhertragende und mit Schellengeklingel ausbietende Neger und durch maurische Männer nach außen hin vertreten wird.

Mich hatte eine mehrstündige Durchwanderung der Stadt, in deren Gassen dem Fremden, ehe er es gewahr wird, Richtung und Weg bald vollständig abhanden kommt, am Vormittage so lange von unserm Lager ferngehalten, daß ich zu spät daselbst eintraf, um mit der Mehrzahl der andern Herren der an uns alle ergangenen Einladung des Pascha Edris zum Frühstück in seinem Gartenhause noch Folge leisten zu können. Ich bedauerte indeß diese Verhinderung keineswegs. Auch dann nicht, als die zurückkehrenden Gäste ihrer dortigen Aufnahme und selbst der Bewirthung „preisend mit viel schönen Reden" gedachten. Sie sei durchaus vortrefflich gewesen, auch nach europäischen Begriffen. Habe doch sogar der Wein, freilich der gekochte sogenannte Judenwein, nicht gefehlt. Und etwas, das

16*

sich dem schönen Garten, der behaglichen Wohnung und der herzlichen Liebenswürdigkeit des Wirthes vergleichen ließe, hätten sie bei allen Großen des Sultanshofes zu Fez nicht gefunden.

Am Nachmittag kam unser gastfreundlicher Beschützer, uns zu einem Besuch der Seraigärten abzuholen. Wir ritten lange auf der Höhe des Oelbergs, der diesem Theil der Stadt gegenüberliegt, dahin, dann in ein tiefes Thal hinunter, und jenseit des dort fließenden Baches wieder auf schwierigem, felsigem Wege zwischen Aloë-, Cactus- und Schilfrohrhecken und Gartenmauern den Bergrücken hinauf, welchen die lange südöstliche Mauer dieses äußersten Theils der Seraistadt krönt. Durch ein Außenthor in deren Bezirk hineingelangt, hatten wir eine neue Folge jener großen und kleinen wüsten Plätze und dazwischen weite von Mauern umgrenzte Felder zu durchreiten. Es war unmöglich, irgendeinen Plan ihrer Anlage zu errathen. Durch ein offenes Portal warfen wir einen flüchtigen Blick in einen großen Garten, ohne ihn jedoch zu betreten.

Der trotz des raschen Tempos wol drei Viertelstunden währende Ritt endete vor dem Thore zu einem wüsten leeren Vorhof eines zweiten größern Hofes, in welchem mehrere dunkle Cypressen von so riesiger Höhe und Stärke und so ehrwürdigem Alter aufragten wie die im Garten der Villa d'Este zu Tivoli. In diesem Hofe standen die Hengste des Sultans (die Beschäler seines Gestüts), aus vorgebundenen Futtersäcken fressend. Durchweg prächtige starke Thiere, entsprachen sie in ihren Körperformen, in dem ganzen Charakter ihrer Gestalt doch sehr wenig unsern Vorstellungen von arabischen Raffepferden. Ein überstarker, breiter und dicker Hals, ein kleiner Kopf, starke fast schwere Glieder und die „abgeschlagene", in rascher Neigung vom Kreuz zum Schweifansatz absteigende Croupe war allen gemeinsam. Besonders durch die erstern dieser Eigenschaften erinnern sie lebhaft an jene Pferderasse, die, nach den antiken Reliefs und Statuen zu schließen, im alten Hellas und Rom beliebt gewesen und vermuthlich gezüchtet wurde. Diese Aehnlichkeit wird bei den Pferden, die das vierte Jahr noch nicht erreicht haben, noch dadurch vermehrt, daß man ihnen die Mähne wie einen straff aufstehenden kurzen Kamm schert, während der Schweif fast

bis zur Form eines Biberschwanzes zugestutzt wird. In manchen dieser Hengste wollten die gründlichen Sachkenner aus unserer Gesellschaft unverkennbar normannisches Blut finden. Die südöstliche Mauer trennt den Hof von der Stutenkoppel. Wir betraten durch eine Bogenpforte diesen ungeheuern mauerumzirkten Weideplan von gut 2000 Schritt Breite, dem sich, nur durch einen Graben mit Dornhecke davon geschieden, ein ziemlich ebenso großer anschließt. Wir meinten, etwa 150 bis 200 Stuten, viele mit ihren Füllen, auf der grünlichen Fläche, die ihnen indeß bereits wenig mehr als Disteln zur Nahrung bot, herumschweifen und weiden zu sehen. Der Pascha aber versicherte, es seien 500 Stück. Durch außerordentliche Schönheit schienen uns die, welche wir sahen, nicht gerade ausgezeichnet.

Zu sonderbaren Weidegenossen haben sie die großen Strauße, angeblich 60, und die Antilopen des Sultans. Aber scheuer noch als arabische Frauen entzogen sich jene Laufvögel durch schnelles Davonstürmen unserer nähern Betrachtung, indem sie ihren seltsamen rapiden Trablauf erst an der fernsten Mauer endeten. Von den weniger argwöhnischen Antilopen kamen etwa zehn Stück nah und näher zu der Grabenhecke heran, immer aber noch fern genug bleibend, daß wir eben nur ihre allgemeinste Form zu erkennen vermochten. Ewig schade, daß dem Sultan nicht eingefallen war, auf diesem Terrain ein kleines Offiziersrennen oder eine hübsche Straußen- und Antilopenhetze für deutsche Reiter und Jäger zu veranstalten! Mehr als einer unserer Gesellschaft schien ihm ernstlich deshalb zu grollen.

Dem liebenswürdigen Amil Edris aber fühlten sich alle für seine freundlichen Bemühungen um ihren Nutzen und ihr Vergnügen zu ganz besonderer Erkenntlichkeit verpflichtet. Wir hatten bereits in der Djerarda von den uns dort begegnenden Herren der französischen Gesandtschaft gehört, daß sie denselben während ihres Aufenthalts in Mikenäs durch zwei Liebesgaben höchlich erfreut hätten: durch das Geschenk eines Revolvers und durch fleißiges Einschenken von Champagner, dem sie einen unschuldigen Namen gegeben, um des Gastes religiöse Scrupel zum Schweigen zu bringen.

Es wurde beschlossen, in ähnlicher Weise zu verfahren. Als an demselben Abend der zum Thee Eingeladene nach dem Diner im Zelt des Gesandten erschien, wurde ihm, nach einer feierlichen Ansprache durch den Dragoman, der zu diesem Zwecke opferwillig hergegebene Husarenoffiziersäbel des Grafen Seherr als Erinnerungszeichen seitens der Gesandtschaft überreicht. Mit ersichtlich aufrichtigem Wohlgefallen nahm er das Gastgeschenk dankend und Hände schüttelnd entgegen. Als dann der bereit gehaltene Sect die Pfropfen springen ließ und in den Biergläsern perlte, wandte sich der rechtgläubige Bekenner des Propheten mit besorgter Frage an den Dragoman. Aber die Antwort desselben: „Limonata, limonata!“ beruhigte ihn sofort über die Spiritusloſigkeit des Getränks und dessen Unschädlichkeit für sein Seelenheil, und er trank, trotz einem preußischen Lieutenant, immer ein volles Bierglas auf Einen Zug leerend.

Die durch alle Enttäuschungen noch immer nicht abgeschreckten oder hoffnungslos gewordenen Nimrode unserer Gesellschaft wandten sich in diesem geeigneten Moment mit der Bitte um bestimmte Auskunft an den hohen Gast; ob es hier in Marokko nicht doch noch Löwen „hätte“ und zu jagen gäbe. Das schien den Herrn gerade ins rechte Fahrwasser zu bringen, das heißt die Schleusen seiner Erzählungslust zu öffnen. „Gewiß hätte es Löwen hier, und zwar nur anderhalb Tagereisen von Mikenäs. Er selbst und ein guter Freund von ihm hätten die merkwürdigsten Geschichten mit gelben und schwarzen Löwen erlebt.“ Und nun folgten — wir hielten kaum das laute Lachen zurück — die uralten allbekannten Geschichten aus dem „Kinderfreund“: vom Löwen, welchem „sein Freund“ den Dorn aus der Tatze gezogen, wofür er demselben dann immer dankbar geblieben sei und ihm jeden Morgen die eigene Beute als Muna überbracht habe, zuweilen sogar ein ganzes Dromedar; vom Löwen (bei uns spielt ein Bär diese Rolle), vor welchem sich „sein Freund“, nachdem er die Bestie angeschossen, auf den Baum gerettet, wo er vier Tage lang auszuhalten und sich von Blättern zu nähren genöthigt wurde, da der Löwe nicht vom Fuße des Baumes wich, als bis ihn endlich ein anderer erlegte. Der Pascha steigerte sich zu immer kühnern Geschichten: von der gezähmten Löwin in

des Sultans Seraigemächern, welche demselben in Mikenäs immer voranschreite, ihre Anhänglichkeit an seinen Vater Abderrhaman nun auf Muley-Hassan übertragen habe, gegen andere aber oft die schrecklichsten Dinge unternähme, von denen sie nur durch einen bestimmten Griff an die Kehle abgehalten werden könne . . Es war hohe Zeit, als der Erzähler sich plötzlich mit rascher Bewegung vom Stuhl erhob und mit kurzem Abschiedsgruß das Zelt verließ. Wir hielten uns nicht länger. Das Gelächter brach los wie ein Sturm mit elementarischer Gewalt. Selbst unser in Jagderlebnissen und Jagdgeschichten so unübertroffener junger Wild- und Raugraf mußte mit einstimmen, er, der stets behauptet: „über Jagdgeschichten lachten und an ihnen zweifelten nur solche, die selbst keine Jäger seien; denn es passirten, auf Ehre, wirklich auf der Jagd die sonderbarsten und unglaublichsten Geschichten."

Wie es scheint, geht es den afrikanischen Jägern damit genau wie den deutschen, und auch den Jagdgeschichten-Erzählern.

XIX.

Von Mikenäs wieder zum Sebû.

Lager auf dem Klippenufer des Oceans. — Ein Unfall und seine Folgen. — Jäger-Freuden und Träume. — Mikenäs von der Rückseite. — Im Saroungebirge. — Heilige Stätten. — Das Haus des Pharao. — Die westlichsten Spuren des alten Rom. — Ländliche Social- und Moralstudien. — Portugiesische Gesandtschaft. — Ein unheimlicher Lagerplatz.

Zeltlager bei El-Arnisch (Larasch), 4. Juni 1877.

Vor uns in der Tiefe liegt wieder die ungeheuere blaue Fläche des Atlantischen Oceans. Brausend wälzt er seine langen schaumgekrönten Wogen gegen die Uferbucht und den Fuß der steilen dunkeln Kalksteinklippen, welche von dem sanft geneigten Hochplateau, der Stätte unseres heutigen Lagers, gekrönt sind. Die wüthende Brandung knirscht dort unten um wild durcheinandergeschleuderte Felsblöcke, deren tiefbraunes Gestein herausragt aus dem weißen sie umzüngelnden und umsprühenden Gischt. Eine Strecke weiter gegen Norden hin steigt auf den ins Meer vorspringenden Klippen die weißlichgraue plumpe Masse des alten portugiesischen Castells von El Areisch mit seinen runden niedern bekuppelten Eckthürmen über den Zinnen der untern Vertheidigungsmauern empor. Oestlich schließen sich unmittelbar daran die weißen flachgedeckten Häuser und die graugelben Mauern der kleinen Küstenstadt, zum größern Theil verdeckt durch das höhergelegene Plateau zwischen ihr und unserm Lagerplatz und durch die Aloëhecken auf demselben, aus denen, wie mächtige Candelaber, in langen Reihen die bis 15 Fuß

hohen Blütenträger kerzengerade und stark wie junge Fichtenstämme sich erheben. Und noch weiter im Westen, jenseit des Castells, das uns die Mündung des Kûs dort an seinem Fuße verbirgt, zieht sich der gefürchtete flache sandige Strand gleich einem hellen gelblichen breiten Bande zwischen den niedrigen Dünen und der weißen Linie der Brandung hin, bis in der letzten Ferne, im Dunst des Horizonts fast verschwimmend, ein hohes Vorgebirge, das nur Cap Spartel sein kann, die Aussicht schließt.

Es dünkt uns allen der schönste Lagerplatz auf der ganzen bisherigen Reise. Selbst die Enragés der kleinen Partei der „Afrikamüden“ unter uns hatten nichts dagegen einzuwenden, daß hier ein Ruhetag, der heutige, den Marsch der Karavane unterbräche. Auch die Vorliebe einer Schlangenart von vier bis fünf Fuß Länge und graugrünem Geschupp, welche die Mauren als sehr giftig bezeichnen, für die distelreiche Hochebene, auf der unsere Zelte stehen — eben wurde eine solche Mitbewohnerin durch einen von den Leuten der Escorte unter wüthendem Geschrei erschlagen —, kann uns die Freude an diesem Aufenthalt, an dieser Luft, an diesen immer wiederholten markerfrischenden Bädern in der Brandung und an diesem prachtvollen afrikanischen See- und Landschaftsbilde nicht verleiden.

Und je rascher das Ende der Reise herannaht, desto lebhafter empfindet beinahe jeder doch den ganzen einzigen Werth und Reiz dieser Wandertage, und gern möchte er ihre Zahl vermehren, da er ihren flüchtigen Stunden nicht Halt gebieten kann. Das in Fez schließlich so dringend gewordene Verlangen nach beschleunigter Rückkehr überwog diesen Reiz wol nur bei zweien in unserer Gesellschaft. Alle andern beklagen nichts so sehr als den leidigen Unfall, welcher die unvorhergesehene Beschleunigung unsers Rückmarsches und die Abkürzung seiner Dauer um fünf bis sechs Tage veranlaßt hat.

Dieser Unfall traf gerade die Hauptperson der Gesandtschaftskaravane, den Ministerresidenten Weber selbst. Ein unglücklicher Sturz am zweiten Tage, einige Stunden vor Mikenäs, verursachte eine Zerrung der Sehnen am Schultergelenk seines rechten Oberarms, welcher dadurch für längere Zeit unbrauchbar gemacht wurde. Während des Ruhetages vor jener Stadt stellte

sich mehr und mehr die Nothwendigkeit heraus, den Marsch mit Vermeidung jedes überflüssigen Umwegs in, so weit als noch möglich, directer Richtung nach Tanger fortzusetzen. Freilich ist diese Möglichkeit einigermaßen eingeschränkt. Denn die von der ursprünglich vorgezeichnet gewesenen Route berührten Ortschaften wurden bereits durch Boten zur rechtzeitigen Lieferung der „Muna" angewiesen. Soll nun die Route geändert werden, soll sie durch andere Gebiete, durch andere Städte und Duars führen, so müssen wieder neue Boten zu diesen vorausreiten, um ihnen die frohe Kunde von dem bevorstehenden Besuch zu bringen und ihren Gemeinden die Pflicht recht deutlich einzuprägen, wonach sie an den genau fixirten Tagen die bewußten reichlichen Liebesgaben bereit zu halten haben.

Aber im vorliegenden Falle blieb keine andere Wahl; der Umweg nach Süden zu über die Küstenstadt Rabat wurde aus dem Programm gestrichen. Aber um der Gesellschaft doch nicht gänzlich die gehoffte Freude zu zerstören, daß sie neue Wege, Landschaften und Orte auf dem fernern Rückmarsch noch kennen lerne, wurde davon abgesehen, letztern ganz auf der bekannten Straße des Hinwegs zu machen; er sollte mit dieser nur an zwei Tagen zusammenfallen.

Für den Ministerresidenten, welchem die Lähmung seines rechten Arms das Reiten schwierig machte, war noch im Lager zu Mikenäs von arabischen Tischlern ein hölzerner Palankin angefertigt worden; zwischen dessen Tragstangen ging, wie in einer Gabeldeichsel, vorn und hinten je ein Maulthier, über deren Rücken sie durch Stricke befestigt wurden. Ein Neger schritt neben dem vordersten Thiere her, um es zu lenken und anzutreiben, ein anderer neben dem Palankin, um ihn möglichst im Gleichgewicht zu halten, was zuweilen seine Schwierigkeiten hatte. Ja bei steilen, aufgeweichten Gebirgswegen, wie wir sie stellenweise zu passiren hatten, steigerten sich dieselben zur Unmöglichkeit, und der Gesandte zog dann vor, solche Strecken zu Fuß zurückzulegen.

Als wir am Morgen des 29. Mai von unserm Lagerplatz vor Mikenäs zum ersten mal mit dieser Tragbahre aufbrachen, hatte der ganze Zug durch sie eine gewisse Feierlich-

keit angenommen. Er mochte einigermaßen an den der Kinder Israels mit der Bundeslade erinnern, wie er über die Hochebene daherkam: hinter dem Träger des rothen Banners und der schwerfälligen Majestät des Kaid Racha dieser schwebende, an den Seiten offene große Holzkasten mit weißem rundbogigem Leinendach und flatternden hellen Vorhängen, gestützt und geleitet von den beiden Schwarzen, gefolgt von Bewaffneten und dem langen Trosse der Packthiere, Reiter und Treiber. Dagegen war die während der frühern Märsche noch ziemlich geschlossene Ordnung in der Gesammtheit der Karavane nun weit mehr als vordem aufgelöst. Das für die „Bundeslade" nothwendig gebotene und infolge dessen auch von der Escorte eingehaltene Tempo der Bewegung wurde nun ein so langsames, daß es der Mehrzahl wenigstens der deutschen Reiter physisch und moralisch unmöglich zu sein schien, dasselbe auch für sich und ihre Pferde einzuhalten. Man sprengte in Gruppen und vereinzelt voraus, sicher, daß ja die ganze Karavane entweder an einem etwaigen Rendezvousplatz oder doch am vorherbestimmten Ziel des fünf- bis siebenstündigen Tagemarsches sich wieder zusammenfinden müsse. Die immer fast zwei Stunden vor den andern abgehende Vorhut hatte ja die ersten, wichtigsten Zelte an diesem Ziel, auf dem Platze des nächsten Nachtquartiers, bereits aufgeschlagen, und die leuchtenden weißen Leinwandkegel dieser luftigen Gebäude ließen gewöhnlich weithin schon die Stelle auch für den Führerlosen erkennen.

An Führerlosigkeit aber hatte sich jeder vom ersten Tage des Rückmarsches an gewöhnen müssen. Ein Theil der ursprünglichen Reiter- und Führerescorte war mit der Leiche des armen Wachtmeisters schon vier Tage vor uns abgegangen, ein anderer war der Kamel- und Maulthierkaravane beigegeben worden, die das überflüssige Gepäck nach Tanger brachte. So blieb denn dem eigenen Ortssinn dessen, der sich von der Fahne und von der Bundeslade entfernte, allein überlassen, den rechten Weg ausfindig zn machen. Ohne gelegentliches Abirren einzelner vom richtigen Wege geht daher seitdem kaum ein Tag vorüber. Vor allen unsere Jäger, deren Leidenschaft, deren Hoffnung und Illusion, vermöge welcher sie immer

noch von Wildschweins- und Schakaljagden träumen, nicht nur ungebrochen, sondern täglich im Wachsen ist, dispensiren sich auf dem Rückmarsche durchaus von jeder Heeresfolge in Reih und Glied. Auf ihren bereits gut zugerittenen schnellen Pferden durchmessen sie, weit voraus, rückwärts und nach allen Seiten hin vom Zuge abschweifend, die doppelte und dreifache Weglänge der Tagereise. Die weißen Kork- und Schleierhüte der Grafen Seherr-Thoß und Stolberg, des Herrn von Kalkstein und des meist einsam schwärmenden, europamüden, scheinbar vornehm apathischen und blasirten, und doch so zäh und eifervoll seine Zeit ausnutzenden, im Jagen, Reiten und Malen gleich virtuosen und unermüdlichen Baron Varnbühler verschwinden oft für Stunden in der Weite der Ebene oder hinter den fernsten Hügelketten, um plötzlich an ganz unerwarteten Stellen wieder aufzutauchen. Und wenn die Herren dann im Galop dahergestürmt kommen, fehlen sicher nie am Sattelknopf ein paar Trappen, Feldhühner, Tauben, Falken, Geier, oder ein großer Adler, die sie im Fluge mit den kaum jemals fehlenden Rohren vom Sattel her aus der Luft heruntergeholt haben — eine allerdings nur gering geachtete Entschädigung für die immer gleich vergebens gesuchten und erhofften Säue, Wölfe, Gazellen und all das „Löwenklein", welches ihnen die Phantasie in der Heimat als sichere Beute vorgespiegelt hatte, und dessen Erlegung die Jagdgeschichten wahrheitsliebender Paschas und Kaids, wie die des Amils Edris von Mikenäs, doch noch als möglich in Aussicht stellten.

Dieser interessante Gastfreund und Erzähler verrieth am Morgen des 29. Mai ziemlich deutlich, trotz seiner tiefbraunen Gesichtsfarbe, die natürlichen Wirkungen und Folgen des Trinkens der fränkischen schäumenden „Limonade" aus großen immer auf einen Zug geleerten Biergläsern. „Perser nennen's Bidamag budan, Deutsche sagen: Katzenjammer." Vielleicht war es diese tiefwehmüthige Stimmung, welche ihn mit ein paar armen alten Juden so gnädig verfahren ließ, die, ich weiß nicht welches Vergehens angeklagt, vor ihn geführt wurden, sich jammernd und zitternd zu seinen Füßen warfen und seine Knie küssend um Erbarmen flehten. Ich hatte ihm bereits die Stellung gegeben, in der Remelé ihn noch kurz vor unserm Auf-

bruch vom Lagerplatz photographiren sollte, sowie die Haltung der Hände und die Falten seiner verschiedenen Burnusse und Haiks demgemäß arrangirt, als jene Unglücklichen mir wieder alles verdarben. Möglich auch, daß hauptsächlich der Rücksicht hierauf die flehenden, angstvollen Sünder es zu danken hatten, daß er sie schließlich mit einem arabischen: Paschol! gnädig entließ und, nach ihren dankbaren Küssen auf seinen Fuß und den Saum seines Haiks zu schließen, sie straflos heimschickte. Ich möchte indeß nicht darauf schwören, daß ihr gebeugter Rücken diesmal wirklich ohne Prügel, oder ihr Geldbeutel ohne gründlichen Aderlaß geblieben sei. Auf einen Wink der Augen des hohen Herrn machten sich wenigstens zwei seiner Maghazenis auf, um den bereits Davongeeilten nachzugehen. Sie mochten wol in den Mienen ihres Gebieters deutlich genug zu lesen verstehen, um genau zu wissen, was sie den Entlassenen in dessen Auftrage noch nachträglich mitzutheilen hätten.

Mikenäs erscheint, wenn man den Ort in nördlicher Richtung verläßt, immer schöner und reizvoller. Der ganze breite Bergrücken, dessen Höhe die Stadt krönt, ist an seinem dortzu gekehrten Abhange mit dichten üppigen Gartenwaldungen von Oliven-, Granaten-, Feigen- und Orangenbäumen bedeckt, welche, durch sorglich geleitete Flußarme und Bäche reichlich bewässert, die prachtvollste Fülle des Laubes und des Fruchtreichthums entwickeln. Wol eine halbe Stunde weit zieht sich dies Meer von wogenden silbergrauen und saftiggrünen, mit den Scharlachblüten der Granaten durchstreuten Wipfeln hügelab und in den nächsten Thalschluchten hin. Aber noch weiter hinaus erstrecken sich die äußersten Mauern von Mikenäs, welche man noch an den Hängen der entferntern Berge emporsteigen und hinter den Fruchtbaumwäldern weite Strecken theils unbebauten Gebiets, theils einzelner Getreidefelder umfassen sieht.

Unser Weg führt, das Hügelland hinauf- und hinabklimmend, über kahle wie über getreidereiche Kuppen, durch kleine zwischen Oleander- und Palmengebüsch rieselnde Flüsse, immer der hohen Kette des Saroungebirges entgegen. Nach dreistündigem Ritt ist der höchste Kamm desselben von uns, die wir vorausgeritten waren, erreicht. Hier oben steinig und kahl, prangen

diese Berge an den untern Hängen im Schmuck ausgedehnter Olivenpflanzungen. Einige Ortschaften mit steinernen Häusern werden auf den mittlern Terrassen beider Seiten des Gebirges sichtbar. Und jenseits vor uns im Norden auf einem noch fernen niedern Hügelplateau ein paar weiße Zelte. Vater Siksu war also mit der ersten Karavanen-Avantgarde schon auf dem Lagerplatze dieses Reisetags eingetroffen.

Die Wahl desselben war eine sehr glückliche und willkommene. Diese Nordwestabhänge und Hügelfortsätze des Saroungebirges sind in doppelter Hinsicht classischer Boden. Hier sollen jene noch wenig durchforschten mächtigen Ruinen liegen, die von der einstmaligen römischen Herrschaft auf mauritanischer Erde Zeugniß geben. Und hier auch liegt jene maurische Stadt, welcher das in ihren Mauern eingeschlossene Grab des Vaters von Edrisben-Edris, des Gründers von Fez, Muley-Edris, ihren Namen und ihre Heiligkeit verlieh.

Ihre steinernen lichten Häuser und Moscheenthürme schimmerten zwischen den sie rings umgebenden Olivenwaldungen von dem Gebirgsrücken herüber, an welchem sie sich in höchst pittoresker Gruppirung aufbaut, uns einladend entgegen. Einige der Herren setzten ihre Pferde in Galop, um, vom Wege abbiegend, der kaum eine halbe Meile seitlich davon gelegenen Stadt einen kurzen Besuch zu machen. Wir begriffen nicht, warum der nächste Maghazeni, ganz gegen sonstige Gewohnheit, plötzlich so laute heftige Worte ausstieß, welche starken Verwünschungen gegen die Reiter sehr ähnlich klangen. Erst im Lager erhielten wir durch den Kaid Racha die Erklärung. Er kam eigens ins Zelt des Ministerresidenten, um diesen zu bitten, daß er uns vor einer Annäherung an die heilige Stadt aufs ernstlichste warnen möge. Sie und ihr ganzer näherer Umkreis sei für Nichtmohammedaner schlechterdings „Tabu", und er könne niemand vor Insulten schützen, der diesen Bann zu brechen wagen sollte. Zum Glück war den Unsern, welche bereits, dieses Verbots unkundig, dorthin zu reiten unternahmen, die Strecke schließlich zu weit erschienen, und sie hatten von selbst die Absicht aufgegeben.

Auch Rohlfs hat, seiner Mittheilung nach, bei langem Aufenthalt in Mikenäs und trotz seiner consequent durchgeführten

Maske als gläubiger Mohammedaner, es nie zu erreichen vermocht, sich dieser heiligen Stadt zu nähern; nicht einmal so weit, daß er jene römischen Ruinen zu Gesicht bekommen hätte, welche, eine halbe Meile nordwestlich von ihr auf dem Rücken eines langgestreckten niedrigern Hügels gelegen, seiner Ungewißheit über die einstige Stelle des antik-römischen Volubilis, der im Itinerarium des Kaisers Antoninus verzeichneten Stadt, ein Ende gemacht haben würden.

Die Bodenerhebung, auf deren distelreichem Plateau unser Zeltlager aufgeschlagen wurde, war nur eine Viertelstunde Wegs von jenem entfernt, aber durch ein tief eingeschnittenes, von einem Bach durchflossenes Thal von ihm getrennt. Von hier aus gesehen, erscheinen die Ruinen als drei voneinander gesonderte, vereinzelte, fast formlose graue Mauerreste von mäßiger Höhe. Sobald wir den täglichen Kampf zur Eroberung der unentbehrlichsten Zeltgeräthschaften aus der von den Packthieren abgeladenen Gesammtmasse: der Strohmatte für den Boden, des blechernen Waschgefäßes, des Tisches und Stuhls, heute glücklich bestanden und diese immer von Concurrenten hart bestrittene Beute in unserm Leinenhause gesichert hatten, arbeiteten wir uns durch die Disteln, die Stoppeln und all das stachlichte dürre Gestrüpp des Bodens zu der Ruinenstätte hindurch. Weit vor ihr schon liegen große regelrecht behauene Sandsteinquadern über den Boden verstreut; immer dichter, je näher den Gebäuderesten. Das erste, am meisten nordwestlich vorgeschobene Fragment besteht aus einem Stück Wand von etwa dreißig Fuß Höhe und einem rechtwinkelig darangefügten niedrigern Mauerwerk; in letzterm öffnete sich gegen Westen ein mächtiger Rundbogen, von dem aber nur noch ein geringer Theil, wenig mehr als der Ansatz über dem Wandpfeiler sich erhalten hat. Alles ist aus Quadern von etwa vier Fuß Länge und zweiundeinhalb Fuß Höhe aufgeführt, die anscheinend nicht durch Mörtel verbunden waren. Die Meißelarbeit an den Gliederungen wie die ganze architektonische Anlage deutet auf ein Werk der spätern Kaiserzeit.

Hundert Schritte weiter gegen Südost über Trümmerstücke im Distel- und Mimosengestrüpp kletternd, treffe ich auf die

zweite Ruinengruppe. Sie ist von der dritten, aufrechtstehenden ziemlich genau vierzig Schritte in südlicher Richtung entfernt. Bald ergibt sich deutlich, daß diese beiden zu einem gemeinsamen architektonischen Ganzen gehören. Es wurde mir zweifellos, daß es die Gestalt einer dreischiffigen Basilika gehabt haben muß, deren Längsachse von Süd nach Nord gerichtet war. Das Mittelschiff öffnete sich nach dem Eingang und Ausgang hin mit einem rundbogigen Thor von funfzehn Schritt Breite. An den innern Wandseiten dieser Thore traten korinthische Halbsäulen heraus. Ein vier Schritt breiter Wandpfeiler trennte dieses große Mittelportal von den ebenfalls je vier Schritt breiten kleinern Rundbogenthoren des östlichen und westlichen Seitenschiffs. Eine starke Mauer mit kräftig ausladendem Gesims schloß den Bau an der östlichen und westlichen Langseite ab. Im Innern waren die Seitenschiffe von dem Mittelschiff, wie es scheint, durch Reihen uncannelirter korinthischer Säulen gesondert. Vor dem nördlichen und dem südlichen Ausgange befand sich noch je eine Vorhalle von sieben Schritt Tiefe.

Was von diesem stattlichen, wenn auch in den Verhältnissen wie in der Ausführung bereits ziemlich plumpen und rohen Bauwerk aus der römischen Decadence aufrecht steht, ist ein Stück der südlichen Vorhallenmauer, das südliche wie das nördliche Bogenportal des westlichen Seitenschiffs, ferner einige Quaderlagen von den Mauerpfeilern der entsprechenden Süd- und Nordportale des östlichen Seitenschiffs und der großen Mittelthore, mit den kurzen Stümpfen und Basen der Halbsäulen. Jene beiden noch obensitzenden Rundbogen sind durch das allmähliche seitliche Ausweichen der Mauerpfeiler und den Druck der noch darüberliegenden Quadern fast zur Form von Korbhenkelbogen herabgedrückt. Die langen Außenwände sind, sei es durch Erdbeben oder durch die allgemeine Lösung aller Fugen des ganzen Baues, nach außen hin zusammengestürzt. Die Trümmer des westlichen wurden verstreut und vertragen; die des östlichen liegen meist, Quader für Quader, bis zum Gebälk noch so beisammen, daß ihr einstiger Zusammenhang nur geknickt, aber kaum stellenweise durch Lücken unterbrochen erscheint. In dem von

Disteln überwucherten Trümmerfelde zwischen dem Nord- und Südende der Halle und außen ringsumher liegen zwischen den oblongen Blöcken Fragmente von Säulenschäften und korinthische Capitäle, deren Akanthusblätter aber nur in der allgemeinen Form aus dem Rohen gemeißelt sind. Wie unsere Araber versicherten, bestehen hier unter dem Boden noch tiefe Keller und Gänge, die, an verschiedenen Stellen der Trümmerstätte mündend, weithin den Hügel durchziehen. Die Ruinen selbst nennen sie „Kasr Faroun", Haus des Pharao. Mit dem Namen Pharao bezeichnen sie nämlich noch immer einen gewaltigen Fürsten, einen Erbauer von Palästen, die wegen ihrer Wucht und Größe ihnen als durch Zauberkraft entstandene Wunderwerke erscheinen. Von dem Römerreiche ist ihnen längst jede Erinnerung entschwunden. Um so fester und unaustilgbarer lebt dieselbe noch in ihrer Sprache fort: „Rumi", Römer, nennt auch der heutige Mauritanier jeden Europäer.

Aber wer erbaute in Wirklichkeit einst dieses „Haus des Pharao"? Diente es als Tempel, als Versammlungs-, als Gerichtssaal? Die Trümmer schweigen darüber, und die antiken Ueberlieferungen auch. Nicht völlig so stumm sind die Steine dieses Ruinenfeldes in Bezug auf den Ort, zu welchem der Bau und der ihm nahe benachbarte, wenn auch schwerlich unmittelbar mit ihm verbunden gewesene gehört habe. Schon ehe ich mich von unserm Lagerplatz zu dem Gange hierher aufgemacht, war mir durch einen Boten von Remelé und Dr. Mohr, welche bereits dort herumzustöbern begonnen hatten, die Meldung zugekommen: sie hätten einen Stein mit einer Inschrift gefunden, ich möge ihnen dieselbe copiren helfen.

Es war ein oblonger Stein von einem halben Meter Dicke und etwa zwei Meter Länge zu ein Meter Breite, der an der Westseite der einstigen Basilika zwischen andern Blöcken in den Disteln lag, mit der Oberkante im Boden, die untere, zum Theil abgetrümmert, mehr aufwärts gerichtet. Durch die Länge der ganzen Platte geht ein hier breit beginnender, nach dort sich verengender Spalt. Eine Einfassung aus zwei quergekerbten Rundstäbchen, zwischen denen sich ein, flachrelief und äußerst roh gearbeitetes, Rankenornament hinzieht, umrahmt die der

Inschrift gewidmete Hauptfläche der Platte. Die Inschrift umfaßt zehn Zeilen; ihre scharf in den Stein gegrabenen Buchstaben sind überall, wo sie nicht durch den Spalt zerstört worden, deutlich erkennbar. Sie lautet:

QCAEC QFILIO
DOMITI OCLAVDIA
VOLVBILIA ODICV
RIONIMV ICIPII
VOLVBILI NIAN
NORVMX XOCAI
CIIIVSS ACRA
CIIISIIC
ANIONIAN ....
IISIIIIOL ....

Meine Uebung im Entziffern antiker, zumal so fragmentarischer Inschriften, mein philologisches und specialhistorisches Wissen überhaupt reichten nicht hin, um mir und andern den Sinn dieser Worte klar machen zu können. Höchstwahrscheinlich ist dies längst von berufenen deutschen oder französischen Forschern geschehen. Es wäre wenigstens kaum glaublich, daß dieser Ort, der auf den französischen Karten von Marokko ziemlich richtig verzeichnet ist, nicht vor uns bereits von Reisenden sollte besucht worden sein, welche ein so interessantes, offen zu Tage liegendes Sprachdenkmal ihrer Aufmerksamkeit werth genug hielten, um es zu copiren und zu veröffentlichen. Mir war zwischen der Einladung zu dieser marokkanischen Frühlingsfahrt und ihrer Ausführung so wenig Zeit geblieben zu literarischer Vorbereitung auf dieselbe, zum Studium der auf das Land, die Bewohner, ihre Geschichte und Denkmäler bezüglichen Werke, daß ich nicht zu sagen weiß, ob eins derselben die Inschrift mittheilt und erklärt. Schon nach oberflächlichem Lesen indeß und dem laienhaften Versuch einer richtigen Theilung und Abgrenzung der Buchstaben und Worte kann man darüber wenigstens keinen Zweifel mehr hegen, daß dieser Inschrift gemäß zu Kaiser Domitian's Zeit das Municipium Volubilis auf mauritanischem Boden nirgends anders als hier, nahe am Fuße

des östlichen Hanges des Saroungebirges gestanden hat, nicht aber, wie auch Rohlfs aus den Entfernungsangaben im Antoninischen Itinerarium zu schließen versucht scheint, auf der Stelle des heutigen Fez. Einige von unsern Offizieren, die erst am nächsten Morgen, als die Karavane bereits nach Norden hin aufgebrochen war, das an diesem Abend Versäumte nachholten und zu dem Ruinenhügel ritten, berichteten bei ihrer Rückkehr von einem zweiten, uns leider entgangenen Funde. Sie hatten zwischen den Trümmern neben dem nördlichen Gebäudereste eine Steinplatte entdeckt mit dem gemeißelten lebensgroßen Medaillon-Reliefbilde einer römischen Frau, sowie ein anderes Fragment mit wenigen noch erkennbaren Buchstaben einer zerstörten Inschrift, die sie leider zu copiren unterlassen hatten.

Die nächste Tagereise (30. Mai) führte zuerst in eine uns von dem Hinmarsch her wohlbekannte Landschaft. Das Gebirge, das hier in der hohen Pyramide des Muley-Edris-Berges gipfelt, mit seinen getreidebedeckten, von den Heuschrecken besonders gern heimgesuchten Höhen und Thälern, mit dem südöstlichen kahlen langgestreckten Bergkamme von Silfât, an dessen diesseitigem Abhange wir am 4. Mai gelagert hatten, stand wieder nahe vor uns. Nur eine Stunde weiter südwestlich von dem damaligen Wege ging nun unser Zug darüber hin, und zwar immer oben auf den Höhen, statt wie das vorige mal in die Thäler und Hohlwege zwischen denselben hinabzusteigen.

Jetzt wogten hier statt der grünen die reifen gelblichen Halme der Gerste, des Hafers und des Spelts, und in den Feldern arbeiteten die Schnitter und die Schnitterinnen aus den armseligen Bergduars, braune Gestalten in graue oder bräunlichweiße faltige und zerlumpte Wollen- und Linnenstoffe gehüllt. Sie schnitten, immer ein Bündel Halme mit der Linken zusammenfassend, mittels großer schmaler Sicheln mit sägeähnlicher Schneide die Feldfrucht hoch über dem Boden ab, sodaß zwei bis drei Fuß lange Stoppeln stehen blieben. Für die Menge und Ausdehnung der Getreidefelder scheint das Land nicht entfernt genügende Arbeitskräfte zu besitzen, und ich begreife nicht, wie die verhältnißmäßig geringe Einwohnerzahl der wenig zahlreichen Zelt- und Hüttendörfer genügen kann zur

Bewältigung der Ernte. Die abgesichelten Getreidebündel werden von den Schnittern in niedrigen Gruppen und ziemlich gleichen Abständen voneinander zusammengestellt, später sodann auf Esel verladen und ins Dorf geschafft. Erntewagen kennt man hier nicht, so wenig wie andere Wagen, auch nicht den Erntekranz oder irgendein fröhliches Fest. Ohne alle Lust und Freude fließt den Leuten das Leben dahin; allerdings aber auch frei von jenen schlimmsten Feinden, welche in europäischen Ländern das Leben des Volks in Dorf und Stadt vergiften. Das marokkanische Volk erfährt nie an sich, wie „der Wein erfreut des Menschen Herz"; dagegen auch nie, wie der Branntwein die Menschen verderbt, und wie Begehrlichkeit nach versagtem Glück, Gut und Genuß ihre Ruhe verzehrt. Der höchste Grad menschlicher Bedürfnißlosigkeit scheint hier verwirklicht. Ist dies Volk darum glücklicher oder unglücklicher? Schwerlich ist die Frage so einfach zu lösen. Wenn das hiesige Volk vom Baum der Erkenntniß äße und wissend würde, wenn es seinen dumpfen „zugeschlossenen Sinn" verlöre, dann hörte jene Bedürfnißlosigkeit auf, zugleich aber begänne die Qual des immer vergeblichen Ringens nach dem immer Versagten auch bei diesen „Deklassirten" ebenso wie bei uns daheim. Der jugendliche, ritterliche, praktische Socialpolitiker unserer Reisegesellschaft, Graf Seherr-Thoß, faßte neulich seine Meinung über diese Fragen energisch in dem kurzen Satz zusammen: „Das Volk muß immer dumm sein"; nur dann ist es wohlbestellt mit ihm und dem Lande. Nicht jeder, der nicht zu den kleinen, will sagen großen, Herren gehört, wird den Satz unterschreiben wollen. Aber ist es darum weniger wahr, daß mit dem ersten Strahl der Bildung der Zwiespalt, weil das Bedürfen und Verlangen, beginnt und jene nie mehr endende Kette von Wirkungen und Ursachen, aus denen das sociale Elend und die nie gelöste „sociale Frage" entspringt?!

Seine eigenthümlichen, uns Europäer wahrhaft in Erstaunen setzenden Tugenden verdankt das arabische Volk gewiß weniger seinem glücklichen Nichtwissen, der gänzlichen Gebundenheit seines Geisteslebens durch geistliche und weltliche Tyrannei und consequente Knechtung, als vielmehr seiner unbedingten Nüchtern-

heit, der Unbekanntschaft mit geistigen Getränken und dem tief eingeprägten religiösen Abscheu gegen dieselben.

Ich male mir in der Phantasie das Bild einer Karavane wie der unsrigen aus, wenn sie durch civilisirte deutsche Lande zöge und von einer aus dem armseligsten, nichts besitzenden Lumpenvolk rekrutirten Bedienungs-, Packträger-, Maulthiertreiber- und Zeltmannschaft von funfzig bis siebzig Köpfen wie die, welche uns hier folgt und zur Hand ist, begleitet wäre. In wenigen Tagen würde die Hälfte des Gepäcks gestohlen, verzettelt, verdorben, würde der heilloseste Zustand eingerissen sein. Diesen armen halbnackten Burschen aber, welche hier der Karavane beigegeben sind, ist alles heiliges Gut und versteht sich die gewissenhafte Sorgfalt dafür von selbst. In den offenen Zelten stehen Koffer und Kasten unverschlossen; niemand controlirt die Ein- und Ausgehenden; hundert Werthgegenstände bleiben beim Ausmarsch aus Vergeßlichkeit liegen; selbst die Holzkiste, welche, mit baaren Duros gefüllt, als Reisekasse der Gesandtschaft dient, hat kein Schloß, sondern wird nur mit Stricken jeden Morgen wieder zugebunden. Alle die „Fraighia" (Zeltaufrichter) und „Chamara" (Maulthiertreiber) wissen das. Und dennoch: niemals fehlt ein Pfennig, nie wird ein Stück verloren, vertrödelt oder unterschlagen. Man reitet morgens fort, läßt all seine Habe in den Händen dieser schwarzen und braunen Wilden mit den sogenannten Galgengesichtern und „confiscirten Mohrenköpfen", die keine Beamtenpflicht bindet, denen kein Vorgesetzter scharf auf die Finger sieht. Und eine Stunde nach der Ankunft auf dem neuen Lagerplatze heben sie alles hinter uns Gelassene von den Packthieren, setzen es vor uns nieder, überreichen das etwa Vergessene oder Verlorene. Nur ihrer Bedürfnißlosigkeit kommt ihre Ehrlichkeit gleich. Den ganzen langen heißen Reisetag hindurch genießen sie nichts, und nach der Ankunft, nach dem Abpacken und Füttern der Thiere, dem Aufrichten der Zelte ist alles, wonach sie verlangen, ein Trunk unfiltrirten trüben Wassers aus dem nächsten Flusse, ein Brot und, wenn ihr Glück vollkommen sein soll, so viel Hände voll Kuskussu in ihren Mund und Magen gestopft, wie beide nur zu fassen vermögen; schließlich ein monotoner plärrender

mit Händeklatschen begleiteter Gesang. Für eine solche Volks- und Menschenart geht uns „Rumis“ das Verständniß ab!

Nach vierundeinhalbstündigem Ritt war der äußerste Weststrand des Gebirges erreicht. Unten an seinem Fuße dehnte sich flimmernd in der glühenden Mittagshitze die Ebene des Sebûgebiets, das Land der Djerarda aus, ein meilenweites Getreide- und Stoppelfeld, in welchem sich nah den Bergen vereinzelte große dunkle Flecken abzeichneten: Dörfer, von Feigen- und Oelbäumen, von Cactus- und Aloëhecken umgeben. Der Gipfel des Muley-Edris blieb weit im Norden zur Rechten, die andern Kuppen überragend.

Auf dem ziemlich steilen Wege über glattes, offen zu Tage liegendes Gestein ging es hinab ins Thal, und dort weiter auf denselben Lagerplatz zu, in dessen Nähe wir am 3. Mai der heimkehrenden französischen Gesandtschaft begegnet waren. Er konnte nicht weit entfernt von jenem sein, auf dem wir nun, eine halbe Wegstunde vor uns im Westen, eine große Zeltstadt und, etwas gesondert davon, ein einzelnes, unser Ministerzelt, aufgerichtet sahen. Und jene wieder konnte doch noch nicht unser eigenes Lager sein. Wir ritten rasch heran zu dem gänzlich baum-, schatten- und wasserlosen Platze, der weitab von einem Duar, von dem vielgewundenen Ardam und den einladenden dichten Feigenhainen an seinen Ufern, auf steinigtem, von klaffenden Rissen durchzogenem dürren Boden, obgleich die unglücklichste, ungeeignetste aller Lagerstellen, dennoch zu einer solchen gewählt worden war. Da erfuhren wir von unserer Avantgarde: jene Zeltstadt sei die der portugiesischen Gesandtschaft, welche uns ebenso auf dem Fuße gefolgt war, wie wir damals der französischen.

Der portugiesische „Ambaschador“, Sennor Colasso, kam sehr bald, von seiner Gemahlin und einer brillanten Escorte begleitet, zu unserm ihm so nah benachbarten Ministerzelt herangeritten, um „das Handwerk zu grüßen“. Wir kannten den breitschulterigen brünetten Herrn mit dem „aufgesetzten“ schwarzen Schnurrbart bereits von unserm Auszug aus Tanger her, wo er der Karavane mit den andern Collegen das Ehrengeleit gab.

Er befand sich mit seiner ganzen Ambassade, in welcher er außer der Gattin auch Tochter und Nichte mitführte, in der wunderlichsten Lage. Seit zwei Tagen schon rasteten sie auf diesem traurigen Platze, um die Botschaft des Sultans abzuwarten, durch welche ihnen hierher gemeldet werden sollte, ob er sie in Fez oder in Mikenäs empfangen wolle. Und noch immer war der ersehnte Bote nicht angekommen. Und das Trinkwasser war hier ein trübflüssiger Lehmbrei, die Sonne glühte verzehrend auf der kahlen Ebene, und der Boden war eine Brutstätte von Schlangen, Skorpionen und Skolopendern. Dem Gesandten wurde von uns der Rath gegeben, den Platz, da er vermuthlich noch länger werde warten müssen, mit unserer gestrigen Lagerstelle jenseit des Gebirges bei Kasr-Faroun zu vertauschen; welchen Rath er in der ersten Dämmerung des nächsten Morgens mit seiner Karavane zur Ausführung brachte.

Seine Schilderung war nicht übertrieben. Vor dem Ministerzelt fingen wir einen unbefangen dort promenirenden Skorpion. Einer von den vier Insassen des Zeltes Grand Hôtel, die immer vorzugsweise von ganz besondern Schicksalen heimgesucht werden, schleuderte schreiend einen der scheußlichsten Skolopender, lang wie die Klinge eines Tischmessers und wenigstens halb so breit, aus dem weißen Djellab, den er eben als Lagerkleid anlegen wollte. Ein maurischer Künstler zog in der Nähe des Lagers aus einer dunkeln Erdspalte eine vier Fuß lange Schlange hervor. Man richtete sich deshalb heute das Feldbett mit scrupulösester Aufmerksamkeit ein, untersuchte Laken und Wollendecke genauer als sonst und zog die glücklich eroberte Matte näher an die Lagerstatt heran, Bodenspalten, Steine und Distelstrünke sorgsam damit bedeckend. Der Skolopender beißt und sticht zwar nicht; er senkt nur seine vierzig Krallenfüße in Haut und Muskeln des Menschen. Reißt man ihn gewaltsam weg, so läßt er die Füße darin stecken, wodurch eine schmerzhafte Entzündung und Eiterung bewirkt wird. Läßt man ihn aber sitzen und fährt mit einem heißen Eisen über den harten Panzer seines Rückens, so zieht er die Füße wieder heraus und ist unschädlich. Guter Rath für jeden, der auf sochem Lagerplatze

zu Bett gehen muß! Zum Glück blieb uns die praktische Erprobung desselben erspart. Der erste Morgenschimmer des letzten Maitags weckte uns aus ungestörtem süßem Schlaf, und der langweilige fast sechsstündige Marsch durch die monotone von der Sonnenglut verbrannte Ebene wurde angetreten, welcher uns zu unserm alten Lagerplatz vom 2. Mai, dem nun ganz verdorrten, im Gebiet der Beni-'Hsemm hart am linken Uferrande des Sebû gelegenen Wiesenplan, hinführte.

XX.

Vom Strom zum Meer.

Vertraute Stätten in gewandelter Erscheinung. — Ein Strohwitwen-Harem, der mit sich reden läßt. — Am Grabe der heiligen Frau. — Westmarokkanische Eichenwälder. — Ein langer Tagemarsch zum schönsten Ziel. — Thalatta! Thalatta! — Ein alter Bekannter. — Die Stadt am Ocean.

Wie wir auf demselben Platze am Südufer des lehmigen braunen Sebû auf der Rückreise wie auf dem Hinmarsche lagerten, so war nun auch die Stelle, an welcher wir den breiten tiefen Strom zwei Stunden weiter abwärts am 1. Juni überschreiten sollten, dieselbe, an der wir am 1. Mai, nur in entgegengesetzter Richtung, darüber gegangen waren. Der Aufbruch mußte viel früher als an den bisherigen Reisetagen stattfinden. Um halb fünf Uhr bereits erklang der für manche Genossen so unwillkommene Ton der Weck- und Frühstücksglocke, und die pflichtgetreuen Männer der „Fraighia" legten schon Hand an, das immer in heiliger Scheu bis zu allerletzt aufgesparte Grand Hôtel über den Köpfen seiner Bewohner abzubrechen, welche die Glocke nicht aus dem Schlaf und den Feldbetten zu läuten vermocht hatte.

Der Weg, welcher das Stromufer in seinen launischen Windungen dreimal berührt und wieder verläßt, war diesmal stark belebt. Auf einem Platze, nicht weit von unserm Lager, wurde heute der gewöhnliche Markt für die Bewohner der nähern

und fernern Dörfer abgehalten. Die Beni-'Hsemms kamen zu Fuß, zu Esel, zu Kamel und zu Roß mit Weibern und Nachkommenschaft, häufig die ganze Familie auf dem Rücken eines Thieres, und das Jüngste auf dem der Mutter in der oft erwähnten Kindertasche hockend, herangezogen; wol Käufer und Verkäufer zugleich. Ackergeräthe, Wolle, Felle, Thonkrüge, Feld- und Gartenfrüchte, Hammel und Hühner, ausgeschlachtetes Fleisch, Eier, Butter, Käse, Gebäck von mancherlei Art schienen die Hauptwaaren zu sein, die in großer Menge herbeigebracht und, theils einfach auf den Boden gestellt und gelegt, theils unter aufgespannten niedrigen Wollenzelten, feil gehalten und ausgetauscht wurden. An dem obligaten Tarabukaschlagen und Schalmeiblasen fehlte es natürlich auch bei diesem ländlichen Markte nicht. Unsere in der dichten Menge plötzlich auf demselben erscheinende fremde Reiterschar und die „Bundeslade“ mit der Escorte erregten, zumal bei den von ferner herkommenden Marktleuten, ziemlich lebhafte Aufmerksamkeit, bei den meisten Weibern Angst und Entsetzen, bei den Kindern großen Jubel. Aber auch hier begegnete uns so wenig wie in den Städten irgendeine feindliche Kundgebung.

In diesem so unvergleichlich conservativen Lande, in dem so Vieles Jahrhunderte, selbst Jahrtausende hindurch seine Physiognomie und sein Wesen unverändert bewahrt hat, scheinen im Gegensatz dazu das Veränderlichste und Beweglichste die Wohnstätten zu sein. Man braucht nicht „fünfhundert Jahre“, nein, nicht ein Jahr zu warten, um, desselben Weges fahrend, auf der Stelle, wo man zuletzt noch eine belebte Ortschaft gesehen hat, keine Spur mehr von ihr anzutreffen. Den armen Fellahs am Nil wird wol zuweilen, wenn es dem Pascha beliebt, ihr ganzes aus Schlammziegeln errichtetes Dorf eingestampft und rasirt; sie mögen sich an einer andern Stelle ein neues zusammenkleben. Hier in Marokko aber packen die Bewohner selbst eines Tages, wenn ihnen die nahen Weideplätze nicht mehr ergiebig genug scheinen, ihr ganzes Dorf auf den Rücken ihrer Kamele, Esel und Weiber und ziehen sammt den Häusern und all ihrem sonstigen Hab und Gut nach einer andern oft weit entlegenen Stelle. Die Einfachheit der Construction ihrer Häuser oder vielmehr ihrer

Zelte, die aus einem niedrigen, in ziemlich flachem Winkel über den Boden gespannten Dache von braunem Wollenzeug, einer geflochtenen Röhrichtwand zur Abtheilung des innern Raums und aus einer Einfriedigung von trockenem Schilfrohr oder Dorngesträuch bestehen, erleichtert allerdings wesentlich dies Verfahren. So erkannte ich, als wir gegenüber unserm alten Lagerplatz am Norduser des Sebû anlangten, trotz aller unzweifelhaften Zeichen dafür, die frühere Oertlichkeit kaum wieder. War doch das ganze Dorf an dem hohen jenseitigen Uferrande, in dessen elenden Hütten wir damals jene feine Perle jugendlicher weiblicher Schönheit und Anmuth entdeckten, nun spurlos von seiner Stelle verschwunden. Möglicherweise war es von seinen Bewohnern über den Strom herüber auf das südliche Ufer gebracht und dort in das „Weichbild" eines daselbst schon stehenden Duars aufgenommen worden. Dennoch fehlte es heute so wenig wie damals bei unserm Uebergang an der erforderlichen Anzahl von kühnen herculischen Schwimmern, welche die entsattelten Thiere in den Fluß und hinüber trieben, noch an Barkassenführern, welche die mit Menschen, Maulthieren und Gepäck angefüllten flachen Fahrzeuge geschickt durch die reißende Strömung ruderten und am jenseitigen Ufer schnell zu entladen wußten. Die ganze Operation ging glatt und verhältnißmäßig rasch von statten.

Drüben erwartete uns zur Begrüßung auf dem Gebiete des Stammes der Beni-Habassi, in Vertretung unseres damaligen gastlichen Bewirthers in seinem Hause, des Amils über das große gleichnamige Dorf, sein ihm sehr ähnlicher Bruder: dieser selbst, entschuldigte er, sei verreist; er schätze sich glücklich, in dessen Namen uns wieder auf seinem Gebiete begrüßen zu können und zu sehen, daß wir die unmittelbare Nachbarschaft dieses Hauptorts, das Hügelplateau an der Südseite desselben, wieder zu unserm Lagerplatz auserwählt hätten.

Nach kurzer Frühstücksrast am Ufer, während welcher die Ueberführung alles zur Karavane gehörigen Gepäcks fortgesetzt und fast vollendet werden konnte, trabten wir über die vordem so sumpfige und frischgrüne, nun vertrocknete Prairie, deren unabgemähtes, hohes feines Gras nutzlos verderbend wie weiche

naturfarben glänzende Seide im Winde wogte, dem noch etwa eine Stunde entfernten niedern Hügelrücken entgegen, auf welchem aus dem dunkeln Grün der Feigen- und Orangenbäume und zwischen den hohen Cactus- und Aloëhecken das weiße Haus, die „Burg" des Amils, oberhalb der grauen Rohrdächer der Dorfhäuser weithin hervorleuchtete.

Die Bewohner des Tschar hatten die fremden Gäste ihres Herrn nicht vergessen. Die Jugend kam ziemlich zutraulich zu unsern unmittelbar vor den äußern Cactushecken aufgeschlagenen Zelten heran; sobald wir uns aber zu ihnen wendeten, ergriffen selbst die kleinsten Mädchen, im komischen Zwiespalt zwischen Neugier und Furcht, mit halb ängstlichem, halb lustigem Geschrei eiligst die Flucht. Der Sergeant, welcher das vorige mal mit dem Wachtmeister das seltene Glück gehabt hatte, in die Vorgemächer des Harems unsers Gastfreundes zu gelangen und sich mit einigen Frauen desselben bekannt zu machen, wurde, an der Straßenthür der Lehmmauer des Serais vorübergehend, von den schwarzen Sklavinnen sofort wiedererkannt und, wie damals, ohne Beanstandung hineingeführt. Die Wachsamkeit der Aufseher schien in Abwesenheit des Hausherrn noch mehr nachgelassen zu haben. Ungestört durfte er sich pantomimisch mit den Frauen unterhalten und ihnen das traurige Geschick seines Freundes mittheilen, mit dem sie große Theilnahme kundgaben. Einige von den Damen schlugen dem Besucher sogar vor, sie ihrem Herrn abzukaufen und dann mitzunehmen. Da kein ritterlicher echter Mann einer Frau die von einem zärtlichen Herzen eingegebenen Wünsche ohne weiteres abschlagen kann und darf, so gerieth der Glückliche in nicht geringe Verlegenheit. Er konnte sich nur dadurch aus der peinlichen Situation ziehen, daß er vorschützte, nicht die genügende Summe Duros bei sich zu haben und dieselbe erst aus seinem Zelte holen zu wollen. Vertrauensvoll, doch zur größern Sicherheit, folgte ihm eine der afrikanischen Schwarzbraunen bis an die Dorfhecke. Noch längere Zeit stand sie dort in vergeblicher Erwartung, bis sie sich endlich zögernd heimzukehren entschloß, bereichert um die Einsicht von der Weisheit und Richtigkeit des uralten Rathes: „Mädchen, traut den Männern nie, Cavallerie und Infanterie!"

Auch wir andern durchstreiften in den spätern Nachmittagstunden die Dorfgassen, umgeben und umjubelt von einem Schwarm kleiner Buben und Mädchen und begleitet von Männern unserer Escorte und der Einwohnerschaft. Unter dem erstern waren die kleinen Schwarzen ungemein zahlreich. Das Negerblut ist hier in der marokkanischen Bevölkerung dem arabischen stärker beigemischt als selbst in Fez. Jungen und Dirnen, deren Haut wie schwarz lackirt glänzte, bildeten mindestens die Hälfte in der uns umschwärmenden Menge. Nie habe ich so unzweifelhaft directe Abkömmlinge unserer vierhändigen Stammältern gesehen wie in diesem Dorfe. „Nigro, Nigro!“ riefen unsere weißen und braunen Kameraden, indem sie lachend auf diese unverfälschten lebendigen Zeugen für Darwin's Abstammungstheorie hinwiesen. Frappirt von der unbedingten Aehnlichkeit besonders des einen muntern Jungen mit dem geschätzten Zögling des berliner Aquariums, nannte ich ihn bei dessen Namen „Gorilla“. Derselbe schien ihm und den andern außerordentlich zu gefallen und sich ihrem Ohr und ihrer Zunge wie ein Schmeichelwort der Muttersprache anzubequemen. Alle schrien, und er selbst am meisten entzückt davon: „Gorilla! Gorilla!“ Ich glaube, er führt den Namen fortan mit gleichem Stolz wie ein Geheimer Commissionsrath seinen Titel.

In und vor der Thür und dem engen Zugang zum Frauenhause des Amils standen die schwarzen Dienerinnen und einige „reifere“ braune Damen seiner Familie mit wenig oder gar nicht verschleierten Gesichtern, die meisten kleine Affenkinder in der Rückentasche tragend, nicht weniger zutraulich und neugierig als das junge Volk den Fremden zunickend und zugrinsend. Als wir uns ihnen und der Hausthür mehr und mehr näherten, begann ein schwarzes, weißbärtiges altes Männchen, das ihnen als Wächter gesetzt schien, mit schwacher meckernder Stimme seinen Schutzbefohlenen dringende Vorstellungen zu machen und sie zum Zurücktreten in das Haus zu ermahnen. Er erzielte jedoch nur das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung: sie verlachten ihn offenbar. Immer wieder andere, darunter auch einige lichtbraune Schönheiten mit prächtigen Augen und halb so vielen Jahren als Zähnen, traten keck aus der Thür heraus, lachten

die schmucken jungen Männer, unsere Offiziere, an und erbaten sich das Album zum Durchblättern, in welchem sie Herrn v. Varnbühler hatten zeichnen gesehen. Es fehlte wenig, und die liebenswürdigen Strohwitwen hätten uns zum Melissenthee in den Harem eingeladen. In diesem gefährlichen Moment, als die würdigen Männer des Orts bereits misbilligend und grollend die bärtigen Köpfe schüttelten, kam eiligen Schritts ein hochgewachsener breitschulteriger Neger, eine Art Haushofmeister des Amils und ersichtlich — ein ganzer Mann, herzugeeilt. Er war im Dorfe gewesen und schien eben erst von dem Benehmen der hirtenlosen Schar benachrichtigt worden zu sein. Sie stob auseinander, und alle duckten sich scheu, wie wenn der Falke unter die Tauben stößt. Und wie wetterte er sie an! Mit rollenden zornsprühenden Augen, zähnefletschend, mit den ausdrucksvollsten leidenschaftlichen Hand- und Armbewegungen predigte er auf die Pflichtvergessenen los. Jedes Wort klang wie eine Bastonnade. Schnell verhüllten sich die Gesichter; das Album wurde wieder herausgereicht. Eine nach der andern verschwand hinter der Thür im Innern des Flurs. Es wurde leer von Frauen auf dem Platz davor — und es war wieder nichts mit dem von manchen der Unsern vielleicht noch immer geträumten Haremsabenteuer.

War diesen so das Glück wieder entrückt, welches allein die Gunst holder Frauen, selbst solcher mit kohlschwarzer Haut, zu gewähren vermag, so bot ihnen und uns allen das Schicksal an diesem Abend noch eine Art von Compensation, die wir kaum noch erhofft hatten. Unser Weinvorrath ging bereits ziemlich auf die Neige. Durch ein Versehen waren große mit Bordeaux und Sherry gefüllte Kisten mit unter das von Fez direct nach Tanger expedirte Gepäck gerathen. Erst in Mikenäs hatte man das Unglück bemerkt und dies unentbehrliche Gut vermißt. Schleunigst waren Maghazenis nach verschiedenen Stellen des Weges jener Gepäckkaravane ausgesendet worden. Einer von ihnen hatte sie noch in Fez selbst angetroffen, die Kisten an den Zeichen erkannt und die beiden Kamele, die sie trugen, im Triumph und in beschleunigtem Tempo uns zugeführt. Wie herzlich wurden die lieben Thiere begrüßt; wie gern ertrug man

während dieser Nacht das lange nicht mehr gehörte gurgelnde, brüllende, kollernde Geblök derselben, das sich mit dem unerträglichen Geheul und Gebell von hundert Dorfhunden und mit den singenden Zurufen der Wächter unsers Lagers zum fürchterlichen Concert vereinigte!

Unser Weg am nächsten Morgen lenkte nun wieder von dem, den wir auf dem Hinmarsch genommen, in nordwestlicher Richtung ab. Ueber verdorrte gelbe Wiesen und Stoppeläcker, über weite mit den hohen grünen weißblühenden Stauden der wilden Möhre bedeckte Felder führte er an manchen Dörfern vorüber. Wir passirten den Mda an einer südlichern Stelle seines Laufs und gelangten zwischen den Höhen einer langen Hügelkette hindurch an deren westlichen Fuß. Längs ihren Hängen nordwärts ziehend, hatten wir eine reich angebaute, aber meist schon abgeerntete Ebene zur Linken, über deren fernstem Horizont wir bereits die über dem Meere lagernde Dunstschicht zu sehen vermeinten. Hier überraschte uns wieder einmal ein Zug uns erwartender maurischer Reiter. In ihrem Führer fanden wir die noch wohlbekannte Gestalt jenes jungen Sohnes des Stammeshauptes und Amils der Beni-Auda wieder, welcher uns auf dem Hinwege durch das Gebiet derselben zu dem Orangenhain und der Residenz seines gichtleidenden gastlichen Vaters geleitet hatte, dessen Herrschaft sich auch über diese Gegenden erstreckt. Seine unermüdlichen Krieger ließen es wieder an Fantasiaritten nicht fehlen, für welche indeß bei denen, die sich daran ergötzen sollten, das Interesse schon sehr abgeschwächt war. Auf feuchter tiefgelegener Ebene, in der nächsten Nähe der Feigen- und Orangengärten eines am Hügelabhange liegenden Dorfes wurden die Zelte aufgeschlagen. Zwischen dem grünen Dickicht schimmerte der weiße Kuppelbau eines Heiligthums hervor. Es schien weniger streng von den Gläubigen gehütet zu werden als die verschiedenen Marabutgräber, denen wir bisher begegnet waren. Vielleicht lag der Grund dieses geringern Grades populärer Verehrung darin, daß es die Grabkapelle einer weiblichen Heiligen war. Lalla Maimuna ist ihr Name. Welches Verdienst sie aber zu dem Range einer „erwählten Frau“ erhoben hat, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Die glühende Temperatur dieses Tages wurde während der Nacht durch ein heftiges Gewitter mit kurzem energischen Regenguß erquicklich abgekühlt. Boden und Landschaft waren wohlthuend getränkt; das hohe trockene braungelbe Gras der Prairien, welche wir am Morgen durchritten, trug mit seinem feuchten Glanz den Schein reizender Frische zur Schau. Noch an keinem der frühern Reisetage hatten wir Gegenden des Landes durchzogen, welche Partien von so mannichfacher landschaftlicher Anmuth in so rascher Folge darboten, wie an dem heutigen. Hinter den Aloë- und Cactushecken der Dörfer dehnten sich Orangen- und Feigenbaumgärten in der Dichtigkeit und dem Umfange von Wäldern aus. Lange Strecken weit war die Ebene rings mit blühendem Myrtengebüsch und kleinen Korkeichen besetzt. Letztere sahen wir, so wie wir weiter vordrangen, meilenweit die Thäler wie die langen Höhenzüge schmücken. Zum ersten mal und zu unserer angenehmsten Ueberraschung ritten wir von Zeit zu Zeit im wohligen Schatten prächtiger Wälder von hochstämmigen alten Eichen mit zackigem Geäst. Einem deutschen Förster aber müßte das Herz bluten, bekäme er hier die marokkanische Waldwirthschaft zu sehen. Man läßt eben alles gehen, „wie es Gott gefällt“. Die werthvollsten Stämme liegen umgestürzt zwischen ihren aufrechtstehenden Genossen, ihre nackten Aeste aufwärts streckend, am Boden, um ungenutzt dort zu verkommen und zu verfaulen. Mangel an Menschenarmen und an jeder Art von Transportmitteln macht hier wie überall in diesem Lande die verschwenderische Freigebigkeit, mit welcher die Natur dasselbe gesegnet hat, völlig zweck- und fruchtlos. Marokko vereinigt alle Bedingungen des Bodens, des Klimas, der Lage, um ebenso viele Bewohner zu ernähren wie das ihm an Flächenraum gleiche Frankreich, und kaum drei Millionen Menschen fristen auf seinen üppigen Fluren ihr meist sehr kärgliches Dasein.

Als die höher steigende Sonne wieder unverhüllt herniederglühte, kochte sie gleichsam den scharfen doch nicht unangenehmen Duft, welchen die Lohe verbreitet, aus der Korkrinde der gestürzten Stämme. Im Dickicht sahen wir hier und da auch einen Kohlenmeiler schwelen. Die Holzkohlen, welche, soweit wir beobachten konnten, in Marokko das einzige Feuerungsmaterial liefern,

scheinen in diesen Uferwaldstrecken ihre hauptsächlichsten Fund- und Förderungsorte zu haben.

Daß es in den ausgedehnten, mit so dichtem Gestrüpp und Unterholz verwachsenen Wäldern nun endlich, wenn nicht Löwen, so doch wenigstens die fast ebenso dringend erwarteten Wildsauen „haben" müsse, war für die vertrauensseligen Gemüther unserer Jäger über jeden Zweifel erhaben. Mit der ganzen Freudigkeit und Leidenschaft, welche ein frommer Wahn und ein „falscher Begriff" der Menschenseele einzuflößen vermag, drangen sie tief in das Urwaldsdickicht ein und blieben uns andern bis kurz vor dem Ziel dieses Tagemarsches entrückt. Als sie aber hier zu der Karavane zurückkehrten, hatten sie statt des erträumten Borstenviehs nur die harmlosere gefiederte Beute vor sich auf dem Sattel, wie sie solche von allen ihren bisherigen Jagdzügen mitbrachten.

Mit den Waldthälern und bewaldeten Höhenzügen wechselten wieder breite bräunliche Ebenen von trostloser Oede und Monotonie und Reihen kahler sandiger Hügel. Letztere sehen so genau wie Dünen aus, daß wir beim Hinanreiten fest überzeugt waren, wenn wir ihren Kamm erreicht hätten, müßten wir unmittelbar an ihrem Fuße das Meer vor uns haben. Und immer wieder erwies sich das als Täuschung. Immer neue Thalebenen erstreckten sich so weit das Auge reichte, von neuen Wald- und Sandbergen geschlossen. Erst nach vier Stunden beschleunigten Marsches sahen wir zu unserer Linken, im Westen, zwischen einer Senkung der dortigen letzten Hügelkette den blaugrauen Streifen des Oceans aufdämmern. Aber eines fast noch ebenso lange dauernden scharfen Rittes über schattenlose verdorrte Wiesen und durch Wälder von betäubendem Lohmühlengeruch bedurfte es, bis unser mehr nach Norden hin führender Weg endlich den letzten buschigen Bergwall erreicht hatte; von dem herab wir mit wahrhaft beglücktem Auge unter uns in der Tiefe im reinen heißen Nachmittagssonnenglanz die azurne, von weißen Wellenstreifen durchzogene und gesäumte Fläche des ersehnten Meeres erblickten. Und näher davor, drüben auf der Höhe zeigten sich, umkränzt von Orangenwäldern und Aloëhecken, die weißen flimmernden Häuser und die gelbgrauen Mauern und Thürme von Larasch.

Der Amil dieser Hafenstadt und ihres Bezirks, derselbe Träger seiner theuer erkauften Würde, der uns auf dem Hinwege ein paar Meilen tiefer im Lande, bei Kasr-el-Kebir, den grandiosen Empfang bereitet und uns in seinem Zelte zuerst mit marokkanischen Tafelfreuden bekannt gemacht hatte, bewies auch jetzt auf der Weichbildgrenze seiner Residenz den gleichen liebenswürdigen Eifer, die deutschen Gäste nach bestem Vermögen zu ehren. Wieder hielt er vor der Reihe seiner brillanten Reiter; und an deren linkem Flügel stand, resp. hingehockt im Heckenschatten, die Schar seiner krebsfarben und purpurroth befesten, bewamsten und behosten Askars mit ihren Bajonettflinten und ihren musikalischen Marterinstrumenten. Schon entlockten sie den letztern, sowie sie uns heranreiten sahen, die ersten Töne, schon knallten sie die ersten Schüsse ab. Aber wir verbaten uns schleunigst diese hohen Ehren, indem wir den gastlichen Herrn ersuchten, dieselben bis zur Ankunft des „Baschador" selbst aufzusparen, welche sich, bei dem langsamern Marschtempo der die Bundeslade tragenden Maulthiere, mindestens noch eine Stunde verzögern dürfte. Mit aufrichtigem Bedauern vernahm er die Geschichte des Unfalls, welcher die Schuld daran trug, und ließ uns ohne musikalische Begleitung vorbeipassiren.

Vorbei auch an den Stadtmauern selbst, deren einst starke, sicher noch von den Portugiesen aus Hausteinen aufgeführte, durch tiefe Gräben geschützte, crenelirte Bastionen und Rundthürme man jetzt einzig und allein den Störchen zur Bewachung zu überlassen scheint, die sich in unzähligen Familien auf und zwischen allen Zinnen angenistet haben. Vorbei an den Gärten, an den Karavanenlager- und Marktplätzen außerhalb der Mauern, und nun zwischen gigantischen Aloëhecken auf sandigem Wege hinan zu jenem hart an der kleinen Klippenbastion auf steiler Felsenhöhe über dem brausenden Ocean gelegenen herrlichen Lagerplatze, wo ich meinen vorigen Brief geschrieben.

Wie ich in dessen Eingang andeutete, verlebten wir auf jenem Uferhochplateau bei Larasch anderthalb Tage, welche zu den schönsten und wohligsten der ganzen Reisezeit gehörten. Die Reiter des Amils strengten sich und ihre armen Thiere unermüdlich an, brillante Fantasiaritte auf der Landstraße neben unserer

Zeltstadt zu produciren. Der englische Consul, der auch zugleich der deutsche ist, Mr. Forth, lud so viele von uns zum Diner in sein Haus, als nur in dessen Räumen und an seiner Tafel Platz finden mochten. Alles Pulver und Blei, welches leider auf dem Borstenfell der Wildschweine keine Verwendung gefunden hatte, wurde mit desto glänzendern Resultaten auf die unglücklichen Klippenfalken verschossen. Remelé brachte ein paar aufs beste gelungene interessante Platten mit Gruppenbildern von unserer Escorte und mit Stadt- und Landschaftsansichten zu Stande. Der Bäder in der Brandung am Fuße der Klippen denken wir noch in der Erinnerung mit Entzücken. Um das Behagen vollständig zu machen, traf ein von Tanger uns nachgesendeter Correo mit stark gefüllten Brief- und Zeitungspacketen pünktlich hier ein. Wir konnten uns wieder einmal an den tiefen und reinen politischen Weisheitsquellen der „Norddeutschen Allgemeinen" und der „Kölnischen" von Grund aus stärken und erquicken und zu der immerhin tröstlichen Ueberzeugung gelangen, daß die Welt daheim noch stehe, und daß wir nicht allzu viel versäumt haben, indem wir, statt der langsam schreitenden Weltgeschichte an der Donau zuzuschauen, das von dieser so unberührte Reich Seiner Scherifischen Majestät durchstreiften. Derselbe Correo machte sich mit unsern Briefen in der Morgendämmerung des nächsten Tages bereits wieder auf die bepantoffelten Sohlen, um in Tanger unsere Ankunft daselbst für den 7. dieses Monats anzukündigen. Unsere Karavane brauchte noch zwei und einen halben Tag für diese Strecke, welche jene braven „Landbriefträger" mit krummen Knien und schlürfendem Gange in einem ununterbrochenen Marsche von funfzehnstündiger Dauer zurücklegen.

Den geringsten Antheil an den Annehmlichkeiten der in Larasch verlebten Zeit hatte das Innere der Stadt selbst. Sie ist eben ein echtes maurisches Kothnest, das an keiner einzigen Stelle auch nur durch einen Rest, eine Ruine interessanterer arabischer Architektur oder Decoration für die allgemeine schmuzige Armseligkeit seiner Plätze, der gewundenen holperigen bergab- und aufkletternden Gäßchen und der schmierigen kalkgetünchten fensterlosen Gebäude entschädigt. Ein größerer freierer Platz von

unregelmäßiger Form, rings von niedern Arcaden umgeben, unter denen sich die Verkaufsläden und Werkstatthöhlen befinden, bildet den Bazar, von dessen Waaren indeß nicht ein Stück die Kauflust auch unserer enragirtesten Fanatiker des Anschaffens und Mitbringens marokkanischer Erzeugnisse zu reizen vermochte. Die Vortheile der Lage des Orts, an dessen Nordseite der breite Kûs, nach vielen Windungen durch das fruchtbare Land, sich in den Ocean ergießt, sind nur scheinbare. Selbst durch die kostspieligsten Hafenbauten würde, wie zuverlässig festgestellt ist, nicht zu verhindern sein, daß die den Schiffen hier so verderbliche Barre sich immer wieder von neuem bildete. Auf dem flachen Strande nördlich der Kûsmündung zeigen die schwarzen zertrümmerten Gerippe von dort gescheiterten Fahrzeugen zur Genüge, welch ungastliche Bucht es ist, die sich hier für sie aufthut.

So nahe dem Ende unserer Karavanenreise, wird den Fremden eines gesunden Morgenschlummers der Genuß desselben mit jedem Tage schwieriger gemacht. Am 5. Juni läutete die von ihnen so verwünschte unbarmherzige Schelle alle Mann bereits wieder um halb 5 Uhr wach. Wir hatten auch heute einen Ritt von nahezu sieben Stunden vor uns, und gleich jenseit der Stadt am Fuße der Höhe, die sie bedeckt, war erst der tiefe Kûs an seiner Mündung zu überfahren, bevor wir diesen weiten Tagemarsch beginnen konnten.

XXI.

Wiedersehen und Scheiden.

Der Kûs an seiner Mündung. — Pfadlos über die Höhen der Westküste. — Arsila. — Neues und letztes getäuschtes Hoffen unserer Jäger. — Wieder auf der alten Straße. — Empfang an der „Rebenquelle". — Das letzte Zeltlager. — „Ah Fraighia!" — Wiederankunft in Tanger. — Festliche Nachspiele. — Der letzte Abschied.

Eine lange, an der Nordseite des Bergrückens, welchen die Stadt Larasch bedeckt, ziemlich steil absteigende enge Gasse mündet auf den sogenannten Hafenplatz. Der Atlantische Ocean hat an seinen Küsten schwerlich einen weniger besuchten und benutzten Hafen als diesen; nur ganz leichte flach gehende Küstenfahrzeuge scheinen über die Barre hinüber in die Kûsmündung hineingelangen zu können. Vielleicht trägt eben die hierdurch bedingte Seltenheit jedes Arbeitens auf diesem Platze mit Schuld an dem großen Aufgebot von Lärm und Geschrei, von Gliederbewegungen und scheinbarer Anstrengung, welches das Uebersetzen unserer Karavane begleitete. Der Strom, zu flach für größere Schiffe, ist doch zu tief und breit, um die Pferde wie durch den Sebû schwimmend hindurchzubringen. Hier mußte das gesammte lebendige wie todte Inventar auf den großen flachen Barkassen hinüberbefördert werden. Wie in Tanger fällt auch in Larasch bei solchen Anlässen die Hauptrolle wieder den Juden zu. Fast ausschließlich jüdische Lastträger und Hafenarbeiter — welche hier nicht mehr wie in Fez zu der abscheulichen

Haartracht gezwungen sind, sondern ihr Gelock unter dem rothen Fes hervor, wie ihre Stammesgenossen in Tanger, in die Stirn gekämmt tragen — sind es, welche uns bei dem nicht eben leichten Geschäft des Uebersetzens zur Hand gehen. Nach zwei Stunden war alles glücklich vollbracht, auch das letzte Maulthier und der letzte Mann drüben auf dem flachen sandigen Nordufer des Kûs angelangt. Von dort aus gesehen, gewährt die am Berge hingelagerte Stadt wieder ein so malerisches, bestechendes Bild, daß die frische Erinnerung an all die Armseligkeit und schmuzige Schäbigkeit in ihrem Innern fast aus unserm Gedächtniß ausgelöscht wird.

In einzelnen Gruppen, je nachdem die Pferde und Mulos hinübergelangt waren, sprengten die Mitglieder der Reisegesellschaft, ohne auf die nachfolgenden zu warten, von der Sandfläche hinweg den Dünen zu, über welche der erste Theil dieser Tagereise führte. Jeder kannte ja das Ziel derselben: Arsila an der Küste des Atlantic, und die Richtung: nach Norden, das Meer zur Linken. Keiner achtete darauf, ob er einen führenden Maghazeni in der Nähe hatte oder nicht. Die natürliche Folge war, daß alle Elemente der Karavane während der nächsten 7 bis 8 Stunden sich über das ganze Küstengebirge, durch Wälder, über kahle Höhen, Thäler und Flächen hin vollständig zersplitterten und zerstreuten.

Die Dünen blieben mehr und mehr zur Linken hinter uns zurück. Ueber felsige, von Palmettogebüsch überwucherte Höhen zogen sich die Reitwege weiter ab vom Meere ins Innere des Küstenlandes. Immer seltener und ferner blaute die Fläche des Oceans zwischen zufälligen Ausschnitten der dazwischenliegenden Höhen aus der Tiefe zu uns herauf. Von den von unserm Trupp abgerittenen Genossen der Karavane war keine Spur mehr zu sehen. Nachdem wir ein paar große, stärker als gewöhnlich bevölkerte Hüttendörfer passirt, nahm uns dichtes Laub- und Cypressengehölz auf. Die Pfade verschwanden für lange Strecken gänzlich zwischen den Felsblöcken des Bodens, welche die Kronen niedriger Kork- und Stacheleichen, der Pinien und hohe dichte Terebinthen- und Myrtengebüsche beschatteten. Tiefe lauschige grüne Waldeinsamkeit, von wür-

zigen Düften durchzogen, umgab uns dichter und dichter. Steile Kletterwege führten von der Höhe bewaldeter Berglehnen zu tiefen Thalschluchten hinab. Mit dem unbestimmten Bewußtsein, wir seien vom rechten Wege abgeirrt, folgten wir dennoch den Pfaden, ganz befangen von dem holden Waldeszauber. Große Dörfer, unter riesigen Feigenbäumen halb versteckt und von hohen Cactushecken umhegt, lagen am Fuß des Berges so vertraulich „romantisch" eingebettet zwischen Wald und Fels wie nur irgendein süddeutsches Gebirgsdorf.

Mit Unruhe bemerkten wir plötzlich, daß einer aus unserer kleinen Truppe fehlte. Er mußte im Waldesdickicht von unserm Wege abgekommen sein. Sollten wir ihn verlassen, allein, möglicherweise „des wilden Zufalls Beute"? Sein Pferd war vielleicht gestrauchelt auf dem schwierigen Felswege. Er lag vielleicht betäubt, ebenso unfähig zu rufen wie sich zu bewegen, zwischen den Klippen. Die Phantasie einiger schwarzsehender Genossen malte sich das wahrscheinliche Los unsers Verlornen in den düstersten Farben. Lange Zeit hielten wir im Thal und an den jenseitigen Höhen, aber unsere Rufe fanden keine andere Erwiderung als das Echo der Wälder und Berge oder die neckende trügerische Antwort eines Ziegenhirten von drüben zwischen den Felsen. Schließlich blieb doch keine andere Wahl, als den Vermißten seinem Geschick und seinem eigenen Witz zu überlassen und unsererseits den eigenen Weg an den kahlen jenseitigen Bergen hinauf blos nach dem Stande der Sonne weiter zu suchen.

Daß wir wenigstens nicht wesentlich von der rechten Richtung abgewichen sein konnten, erwies sich bereits nach der nächsten halben Stunde. Von einem hohen Kamme aus, den unsere Thiere erklommen hatten, sahen wir vor uns in der Tiefe wieder das blaue unendliche Meer und die weiße Brandung. Waldige Hänge senkten sich steil zum Strande hinab. Noch fern im Norden, am Fuße niedrigerer bebuschter Hügel, wurden Thürme und Mauern eines kleinen Küstenorts sichtbar. Es konnte nur Arsila sein. Weiter jenseit desselben zog sich wieder der gelbe Streifen des flachen Strandes mit dem weißen Saum der Brandung bis zu dem dunstumhüllten schroffen Vor-

gebirge hin, in dem wir Cap Spartel, Sidi-Wenzel's einsamen Ruhesitz, zu erkennen glaubten.

Noch drei Stunden vergingen, trotzdem wir unsere Thiere unausgesetzt im Trabe erhielten, bevor die Grenze des städtischen Gebiets unten am Strande erreicht war. Kaum die Korkeichenwälder vor Larasch konnten sich an landschaftlichem Reiz den waldigen und buschigen Höhen der Küste von Arsila vergleichen. Mit innigem Lustgefühl ritten wir inmitten dieses tiefgrünen heimlichen Dickichts und über die weiten freien Kuppen dem Ocean entgegen, dessen Brausen immer näher und vernehmlicher zu uns heraufklang.

Arsila ist eine halbe Stunde weit nach Süden und Osten von Gartenwaldungen, von Orangen-, Feigen- und Olivenhainen umkränzt. Bei den ersten Aloëhecken derselben trafen wir eine Cavalcade von vier bis fünf Reitern, die von der Stadt her rasch auf uns zugetrottet kamen. Ein alter weißbärtiger jüdischer Herr im blauen Kaftan, begleitet von einem jüngern Mann in europäischer Tracht und — welches Staunen ergriff uns! — mit braunen Glacéhandschuhen an seinen großen Händen, ritt an der Spitze. Voll freudigen Eifers fragten sie, ob einer von uns der Ambaschador sei, oder ob dieser uns bald nachfolgen werde. Sie waren ihm von Arsila zur Begrüßung entgegengeritten. Der Aelteste, der Vater jenes von Dandyneigungen beseelten Jünglings, stellte sich als Consul „de las differentes naciones" vor: die Vertretung ganz Europas in jenem Küstenstädtchen ruhte auf seinen kräftigen Schultern! Dafür aber heißt er auch, wie wir später erfuhren, „Ben-Schitan", Teufelssohn. Als Träger einer solchen Würdelast trieb ihn sein Pflichteifer, auch den durchziehenden deutschen Gesandten hier willkommen zu heißen.

Ein langer, unbeschreiblich anmuthiger Weg im kühlen Schatten hoher, dichter, blütenreicher, duftender Gartenhecken aus wild und üppig verwachsenem riesenhohem Schilfrohr, Brombeeren, Weinreben, Feigen, Cactus, Rosenbüschen, Convolvolus, Olivenbäumen u. s. w., zwischen denen kleine Quellbäche und Brünnlein murmelnd hervoreilen und abwärts dem Meere zu sich ihr Bett in der sumpfigen Straße höhlen, führte uns in

einer Viertelstunde zum Stadtthor. Thürme und Mauern sind nur noch zerfallende Ruinen. Aber neben und über diesen gelbgrauen Trümmern wiegen hohe Dattelpalmen ihre rauschenden Kronen. Die Störche haben von den ehemaligen Zinnen ebenso vollständig Besitz genommen, wie von denen der portugiesischen Forts und Bastionen zu Larasch. Die Stadt — sie hat schwerlich 2000 Einwohner — ist in wenigen Minuten vom südöstlichen Eingangs- bis zum nördlichen Ausgangsthor durchritten: ein armes stilles, von halbzerstörten dicken Mauern umgebenes Stranddorf. Nichts darin, was zum Verweilen, zum nähern Betrachten und Beobachten einladet. In der Bevölkerung schien die jüdische Fraction, wenn nicht die Majorität zu bilden, so doch die wichtigste zu sein. Und wie überall bewiesen uns beim Durchreiten der holprigen Gassen die ihr Angehörigen durch beredte Zeichen ihre Sympathie.

Draußen vor dem Hufeisenbogenthor in der Nordmauer dehnte sich weithin im heißen Sonnenglanz der dritten Nachmittagsstunde der flache, sandige, weißlich gelb flimmernde Strand. Aus der tosenden Brandung ragten hier und da die schwarzen Trümmer gescheiterter Fahrzeuge hervor. Wenige hundert Schritt vom Meere entfernt, auf der kahlen Ebene standen die ersten Zelte aufgerichtet. Vater Sikfu, von ehrfurchtsvoll und innig zu ihm aufblickenden Glaubensgenossen umringt, die aus Arsila zu ihm herausgekommen waren, ließ sich ihre mitgebrachten „Flinzen" und ihren gekochten Wein gut schmecken. Und nicht weit von dem Führer der Vorhut saß in voller Seelenruhe Charles, der schon halb von uns aufgegebene Vermißte. Von dem Gros der Karavane und des Gesandtschaftspersonals war er auf seinen Irrwegen gleichfalls keiner Spur begegnet. Fast zwei Stunden später erst trafen unsere Genossen in Begleitung der Bundeslade ein. Sie hatten den Verlockungen jener lauschigen Waldplätze, über welche auch ihr Weg sie geführt hatte, nicht zu widerstehen vermocht und auf einem der einladendsten derselben Rendezvous gehalten: doch waren zum Glück in den Körben noch genug der schönen Reste übriggeblieben, um uns im Genuß ihres Inhalts schnell die lange heutige Entbehrung vergessen zu machen.

Der „Consul der verschiedenen Nationen“, der Stadtgouverneur, der junge Mann mit Hut und Handschuhen und noch andre Notable von Arsila ließen während des Nachmittags dem Gesandten wenig Ruhe in seinem Zelt. Unsern Jägern schien des Pascha-Gouverneurs beturbantes Haupt Vertrauen einzuflößen. Es war als läsen sie in seinem bärtigen Antlitz etwas wie die tröstliche Zusicherung: noch in der elften Stunde sollen eure Wünsche gekrönt, euer Sehnen gestillt werden; ich verhelfe euch zu den Wildschweinen, oder meinen Schweinen zu euch.

Einen darauf basirten directen Antrag beantwortete er, wie es die marokkanische Sitte gebietet, mit der bereitwilligsten Zusage ihm genügen zu wollen, mit den weitestgehenden Versprechungen für den nächsten Morgen. Scharen von Treibern sollten bei Sonnenaufgang bereit sein, die Sauen aufzustören und ihnen zum Schuß zu bringen, die in den Terebinthen-, Myrten- und Eichengebüschen dieser Berge seinen Schilderungen nach so häufig zu sein schienen wie Brombeeren oder wie die Löwen südlich von Mikenäs. Die Herren dürften sich ganz auf ihn verlassen. Aufs neue mit frohen Hoffnungen erfüllt und in kräftig gestärktem Glauben an ihre innere Stimme, die ihnen ja immer gesagt, daß es hier Sauen „haben“ müsse, suchten die Jäger zeitig ihre Feldbetten zu kurzem Schlummer. Beim Abendthee aber ward uns allen verkündet: wir haben morgen drei Flüsse zu durchreiten, dieselben, welche wir am zweiten Tage unsers Hinmarsches passirten. So nahe ihrer Mündung ins Meer werden die Wasser von der steigenden Flut so stark angeschwellt, daß es alsdann für die Pferde unmöglich ist, hindurch- und hinüberzukommen. Diese Flut aber tritt bereits um 6½ Uhr morgens ein. Sie wartet auf niemand. Um 3½ Uhr muß daher aufgestanden, gleich nach 4 Uhr zu Pferde gestiegen werden.

Die unbarmherzige Schelle ertönte denn auch bereits, als noch das erste Morgengrauen fahl über dem schieferfarbenen Ocean und dem weißlichen Strande lag. Die aufgehende Sonne fand nur noch eine einzige Zeltspitze oder Zeltoberkante — die des Grand Hôtel, zu vergolden. Die Jäger, fertig

wie wir andern, blieben zurück, während wir mit allem zwei- und vierfüßigem Personal der Karavane nach Nordost von dannen zogen. Allein vom Pascha und den versprochenen Treibern war nichts zu entdecken. Mahnboten wurden zur Stadt entsendet, um den Säumigen zu erinnern und anzutreiben. Wir überließen die Vertrauensvollen ihrem Schicksal, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß endlich noch am vorletzten Reisetage ihr „Wähnen Friede finden" und Arsila ihnen für alle Zeit zum „Wahnfried" werden möge.

Die niedern Sanddünen im Rücken lassend, ritten wir zu höhern, grasbedeckten Berglehnen hinan. Und als wir von deren Kamm wieder thalwärts zogen, erschien uns die Landschaft vor und rings um uns mit jedem Schritte bekannter, vertrauter. Diese weiten Thalmulden, diese Wiesenflächen und Getreidefelder, diese schimmernden Flüsse, die wie silberne Bänder sich durch die gelbgrünen Ebenen schlängelten, dort die blauduftigen Gebirgszüge mit dem Inselberg ähnlichen Gipfel — ja, es war dieselbe Gegend, welche wir am 27. April, von den Reitern des ersten uns begrüßenden Stammeshaupts umschwärmt, mit der Karavane durchzogen hatten. Bald war der Ring wieder geschlossen und „das fröhliche Ende an den fröhlichen Anfang" geknüpft.

Etwas weiter unten als damals ritten wir heut durch das breite, von der Ebbe noch zur Hälfte trockengelegte Bett des Mischrah'-el-Ch'schich, an einer Stelle, wo ein dichtes Olivenwäldchen traulich sein Norduser bedeckt. Der Blütenteppich der Wiesen war auch hier unter der Sonnenglut des Mai und Juni dahingewelkt; aber viel häufiger als in den südlichern Theilen des Landes wallte hier noch auf den Aeckern das nicht völlig ausgereifte Getreide, und das lange thaufeuchte Gras der Matten schimmerte immer noch kaum weniger grün als vor sechs Wochen.

Wie lebhaft erwachten im Anblick derselben Ebenen und beim Betreten derselben Pfade die Erinnerungen an alle einzelnen Scenen, Eindrücke, Stimmungen jener uns nun bereits so fern gerückten Stunden der ersten Marschtage!

Dort drüben in der Thalebene am Fuß des nördlichen Bergwalls hielt damals der Amil mit seinen Reitern und seiner Landwehr-Infanterie, der erste, der die Gesandtschaft „empfing“, der eine Fantasia vor ihr aufführen ließ. Auf dieser bloßgelegten sumpfigen Breite des Flußbetts stoben die Fantasiareiter damals an uns vorüber. Auch heut war zum Glück die beginnende Flut noch nicht so weit zur Wirkung gelangt, daß diese Fläche vom Wasser bedeckt wurde. Aber das Hindurchreiten war darum kaum weniger schwierig. Hatten unsere Führer nicht die rechte Furt gefunden, oder woran es sonst liegen mochte: genug, die Pferde und Maulthiere scheuten bei den ersten Schritten in den Fluß ängstlich zurück. Der ganze Grund des Flußbetts war ein schlammiger Morast. Die Thiere sanken in den zähen schwärzlichen Brei bis zu den Hacken und Knien ein und konnten nur unter gewaltsamen Anstrengungen ihre Beine wieder herausziehen. Während der ganzen Hin- und Rückreise sind nicht so viele und energische Hiebe mit jedem irgend verfügbaren Prügelinstrument auf das Fell jener Unglücklichen gehagelt als bei diesem Anlaß. Das Hindurchkommen schien bei jedem neuen Versuche sich als gleich unmöglich zu erweisen. Aber es mußte doch möglich gemacht werden, und so gelang es denn schließlich trotz alledem und alledem. Wenn Strom und Morast ihr Opfer verlangten und erhielten, so war dasselbe wenigstens nicht unserer hier vereinigten Gesellschaft entnommen. Erst als zwei Stunden nachher unsere Jäger, gründlich betrogen in ihrer letzten Hoffnung auf afrikanische Wildschweine und in ihrem Vertrauen auf das vom Pascha gegebene Wort, hier angelangt waren und den Uebergang mit Noth und Gefahr bewerkstelligten, geschah es, daß ein Maulthier und sein Reiter, der Reitknecht Charles, die sehr unwillkommene Bekanntschaft mit dem Wasser und dem tiefuntersten Grunde des Flusses zu machen hatten. Es kostete nicht geringe Mühe, bis es gelang, Mann und Thier zu retten und an das rechte Ufer herüberzuschaffen.

Drüben eine kurze Strecke im Thal; dann klimmen wir mit unsern Thieren wieder den felsigen mit Blöcken übersäten Südhang jenes Bergwalls hinan, von dessen Höhe man die beiden

Seen auf dem Plateau der Nachbarkuppe zur Linken überschaut und in der Ferne wieder das Meer blinken sieht. Aber heut bildet es nicht die tiefblaue, von weißen Schaumstreifen durchzogene glatte Fläche. Ein schnell anwachsender Nordoststurm fegte heulend über die lange Hochebene hin uns entgegen. Die wild aufgewühlte See war eine ungeheure dunkelgraue brodelnde Wassermasse geworden. Gar nicht weit entlegene Fernen schon umhüllte oder verbarg eine trübe farblose Dunstschicht. Beim Hinabreiten auf dem schwierigen felsigen Kletterwege an der Nordseite dieses Walles liefen an manchen Stellen die Thiere dringende Gefahr, durch den wüthenden Sturm in die Kluft hinuntergeschleudert zu werden. Zitternd und vorsichtig tastenden Schrittes, bald rutschend über glattes Gestein oder lockeres Geröll, bald sich mit den Hufen gegen hervorragende festere Blöcke stemmend, klommen sie die steil absinkenden Klippenpfade zur Tiefe herab. Auch der Gesandte hatte hier seinen Palankin verlassen, um sich auf eigenen Füßen den Weg zu suchen, während die Maulthiere den knarrenden Holzkasten, merkwürdigerweise nicht ein einziges mal damit stürzend, zu Thal schleppten.

Glücklich unten angelangt, trieben wir, die am weitesten Vorausgerittenen, unsere müden abgematteten Thiere, so gut es gehen wollte, zum Anspannen des schwachen Restes ihrer Kräfte an, um so rasch wie möglich die noch eine Stunde lange Wegstrecke zu überwinden, welche uns von dem weithin leuchtenden Ziele dieser Tagesreise trennte, von den beiden weißen Zelten dort oben auf der wohlbekannten Höhe neben dem einsamen Palmbaum und der Sandsteinklippe von Ain-Daliah.

Die breiten sumpfigen Wiesen an den Ufern des Flusses, der sich von dort aus nach Westen durch die Thalmulde zwischen einhegenden Höhenzügen zum Meere hinschlängelt, waren längst von der Sonnenhitze in festes hartes trockenes Erdreich verwandelt. Leicht, ohne Hemmniß, gingen jetzt die Thiere auch über jene Strecken dahin, über welche sie sich damals nur mühsam und bei jedem Schritt einsinkend hinweg zu arbeiten vermocht hatten. Schon war der am Flußufer vereinzelt stehende mächtige breitschattige Feigenbaum mit dem kuppelförmigen dichten Laubdach erreicht, und bald auch der Fuß unsers hohen

Lagerplateaus. Indem wir den Abhang hinaufreiten, klingen uns von oben, halb vom Sturm verweht, fröhliche Willkommenrufe von lieben vertrauten Stimmen entgegen. Wohlbekannte befreundete Gestalten, deren anmuthiges Bild uns so oft während dieser sechs Wochen vorgeschwebt und beschäftigt hatte, neigen sich grüßend über den äußersten Rand der Bergkuppe; der Orkan erfaßt die sommerlichen leichten leinenen Reitkleider und die blonden Locken dieser drei Amazonen und treibt sie gewaltsam nach links, sodaß die Contouren der rechten Seite ihrer Profile und deren schwungvolle, elegante, feine und doch energische Linien sich rein und scharf auf dem grauen Wolkenhintergrunde abzeichnen. Wie innig wohl thut dem Auge, und nicht nur ihm allein, ein solcher Anblick nach so langer Entbehrung fast jeden Gegenstandes, der auch nur allgemein an das Ewigweibliche erinnerte! Wie wohl dann dies herzliche Händeschütteln, dies hellklingende Lachen, der Gruß aus den klugen heitern blauen und braunen Augen, der Ton und der Inhalt des lustigen englischen und französischen Geplauders, der Fragen und Antworten von diesen blühenden Lippen! Auch die uns nächst befreundeten Männer sind nicht in Tanger zurückgeblieben: Mr. Perdicaris mit seinen beiden Söhnen hat Gattin und Töchter begleitet; Sidi-Wenzel, Tietgen, Eckhout der Maler, Mr. Martin, der schwarze Gentleman, und der brave Arbi, der Soldado, welcher den Sarg unsers armen Wachtmeisters so treulich und schnell von Fez nach Tanger geführt hat. Die amerikanischen Freunde haben ihre eigenen Zelte und braunen Diener mitgebracht, die deutschen — den lang ersehnten braunen flüssigen Stoff zum Willkommentrunk auf derselben Stelle, wo er uns als Abschiedstrunk credenzt worden war.

Allmählich, truppweise, langen auch die Genossen der Karavane auf dem Lagerplatz an. Unten im Thal kommt schon der lange Zug der Packthiere, die „Bundeslade" an der Spitze, daher. Aber allen vorauf sprengen im Carrière vier Reiter zur Höhe hinauf, unsre Jäger; sie schwingen ihre Flinten hoch über den Köpfen, und ihre Pferde dicht vor den Freundinnen parirend, feuern sie jubelnd eine krachende Willkommensalve aus ihren Rohren in die Luft.

Wahrlich, das Ende war des Anfangs werth, der letzte Abend der Karavanenreise ihres ersten. Das Bergplateau von Ain-Daliah hat während jener Stunden des 26. April keine angeregtere Gesellschaft bei und vor den Speise- und Theezelten beisammen gesehen, der Nachtwind den Klang keiner fröhlichern Gesänge, keines herzlichern Lachens über die schweigenden öden Höhen und Thäler dahingetragen, als heute am 6. Juni. Und es that der allgemeinen fröhlichen Stimmung keinen Eintrag, daß der „Nachtwind“ sich von Stunde zu Stunde zu immer heftigerer orkanartiger Gewalt steigerte, sodaß unsere Leinenhäuser immer bedenklicher zu erbeben und zu schwanken begannen und ein besorgter Bewohner des Grand Hôtel, von den Erinnerungen an die Unglücksnacht auf der Höhe von Silfât beunruhigt, aus dem prädestinirten Schicksalszelt sich in das unsere herüberrettete, daß nach Mitternacht durch das Heulen des Sturms wirklich der lang erwartete Hülfs- und Jammerruf: „Fraighia! Fraighia!“, zwar nicht von jenem, aber von dem Küchen- und dem Vorrathszelt her erschallte, aus deren umgewehten Leinenwänden, Pfählen und Geräthen sich der Koch sowie Jacub und Jussuf mit entsetzten Mienen mühsam hervorarbeiteten.

Der Sturm beruhigte sich noch kaum beim Aufgang der Morgensonne, der letzten, welche das Zeltlager der deutschen Gesandtschaftskaravane beschien. Um 6 Uhr waren dessen weiße Häuser verschwunden, die Höhe und die Palme von Ain-Daliah ihrer alten Einsamkeit zurückgegeben. Unser so glänzend verstärkter Reiterzug bewegte sich, endlich wieder einmal in einer gewissen feierlichen Ordnung, ohne Eclaireurs vor der Fahne und dem Kaid, ohne frei schweifende Jäger zur Seite, auf der Thalstraße zwischen den Getreidefeldern und den sanften Berggeländen vorwärts. Hinter dem Kaid Racha und den Fahnenträgern wurden von Schwarzen der Chamaratruppe die vom Sultan geschenkten Pferde und Maulthiere geführt, unmittelbar vor der Sänfte des Ministers dessen prächtiger Rappe im vollen Schmuck des goldgestickten purpurnen Sattel- und Zaumzeugs. Schweigend zogen wir dahin. Das Gefühl der Vergänglichkeit aller Lust wie alles Leids, der Gedanke, daß

die lange und reiche Kette schön erfüllter Tage ihr Ende erreicht habe, schien sich eigenthümlich bedrückend in die Seele selbst jener glücklichen Genossen zu senken, denen noch „weit, hoch, herrlich der Blick rings ins Leben hinein“ geöffnet ist, vor denen noch, wie der Dichter sagt, „die Ewigkeit der Liebe liegt“.

Von der Höhe über dem finstern tobenden Ocean herab grüßten uns wieder die Moscheenthürme, die braunen Mauern und weißen Häuser Tangers, und unten vor den Thoren der Stadt die Baumkronen des Gartens der deutschen Ministerresidentur. Unsere Cavalcade, mit Mühe sich Bahn brechend durch die dichte Menge der Markthändler, der Kamele, Maulthiere, Pferde und Esel, ritt über den Ssucco. Mauren, Juden, Maghazenis, Europäer drängten sich mit herzlichen Grüßen an uns heran und mit in das Gartenthor hinein. Hier, im Schatten der dichter und dunkler gewordenen, mit andern, frischen Sommerblüten geschmückten Laubdächer und Gebüsche erwarteten uns die Angehörigen und manche Freunde des Hauses. Zum letzten male schwangen wir uns von den Thieren, die uns so lange ausdauernd getragen hatten.

Das Nachspiel blieb hinter dem vor Monaten hier stattgefundenen Vorspiel nicht zurück. Wieder, wie an jenem zauberisch schönen Aprilmorgen, zog fast die gesammte internationale Gesellschaft Tangers: Gesandte, Künstler, Offiziere, Schriftsteller, Attachés, Jeunes de la langue, schöne Frauen, reizende Misses, Donnas, Sennoritas und Fräuleins, zu Pferde und Maulthier in bunten Trupps zu den Bergen im Südosten der Stadt, diesmal zu dem im Schutz der höchsten Klippen gelegenen großen Garten und Landhause des italienischen Minister-Residenten Sgr. Scovasso. Man veranstaltete dort den deutschen Gästen einen Revanche-Picknick für den damals von uns gegebenen, in den gleichen Formen aber mit neuem Glanz. Unter den alten Maulbeer- und Feigenbäumen der Terrasse schwangen sich wieder die Paare in den Touren der „Lanzers“ und des „Sir Roger of Coverley“ nach der Musik des Italiener-Trios von zwei Geigen und Harfe, wieder erklangen die Gläser zu den Toasten, rauschte all der fröhliche Lärm

einer von würziger Sommerluft, Blätterflüstern, herrlichen Fernblicken, von Geist, Witz, Anmuth, dem Wunsch und dem Bewußtsein zu gefallen, vom Tanz und frappirten Sect angeregten und in erhöhte Stimmung versetzten Gesellschaft. Am Abend desselben so wohl erfüllten Tages wie in der Nacht und in den nächstfolgenden Nächten fand man sich in verschiedenen Salons und „Patios" der Stadt beisammen. Unsere Amerikanerinnen ließen noch einmal alle Facetten ihres reich begabten, zierlich gestalteten und ausgearbeiteten Wesens im Glanz der Kerzen und Kronleuchter funkeln und schimmern zur Freude ihrer Gäste. Eine von dem Vater in englischer Sprache verfaßte phantastische kleine Komödie, deren gefällige Musikeinlagen Miß Ada, die ältere Tochter, componirt hatte, wurde mit dem glücklichsten Talent und reizender Wirkung von den Mitgliedern dieser Familie aufgeführt. Soupers und Bälle, von den Unermüdlichen immer bis zur Morgenfrühe ausgedehnt, reihten sich an. Den Schluß dieser Kette von Festlichkeiten bildete ein vom Gesandten Frankreichs den deutschen Herren gegebenes Diner, ein hohes in jedem Punkte vollendetes Kunstwerk seiner Gattung, mit liebenswürdiger Gastlichkeit, aber auch mit dem vollen Künstlerstolz und der echten verständnißinnigen Künstlerfreude dargeboten und ganz dazu geeignet, uns für alle die schlimmen Prüfungen zu entschädigen, welche wir, dank der Höflichkeit der marokkanischen Großen, bei deren „Frühstücken" in Fez zu bestehen gehabt hatten.

Aber wie man auch ein unvermeidliches Scheiden hinausschieben und zum längern und immer längern Weilen verlockt werden möge: „tückisch harrt ein Lebewohl zuletzt". Und so kam der Montag heran, in dessen Mittagsstunde wir — mit Ausnahme des Kapitäns und des Sergeanten, welche das nächste directe Boot nach Marseille abwarten, Remelé's, der noch eine Zeit lang Photographirens halber in Tanger verweilen wollte, des Rittmeisters von Rabe und des Dr. Dominik, die bereits Tags zuvor hinübergedampft waren — von dem weit ins Meer hinausreichenden Stege in die Boote stiegen, nachdem die Hände zum letzten mal geschüttelt, die letzten Abschieds-

grüße gewechselt, von manchen leise umflorten Augen die letzten Blicke in die der Davonziehenden gesenkt waren.

Während die kräftigen Ruderschläge uns rasch dem Dampfer entgegen trieben, und noch einmal, jede etwaige Wehmuth in der Geburt erstickend, aus unserm Boot der Chorgesang des „Droben auf Afrikas Höhen" über die hochgehende See zum fern zurückweichenden afrikanischen Ufer hinüberscholl, schwangen sich die uns befreundeten Gestalten wieder in die Sättel ihrer harrenden Thiere, und noch lange sahen wir sie im raschen Galop auf dem flachen Strande am Fuß von „Afrikas Höhen" dahinjagen, im Vollgenuß jener Lust, die wol am schnellsten und besten jeden trübenden Schatten von der Menschenseele zerstreut und verweht, um sie mit reiner Daseinswonne zu erfüllen.

Das war der Schluß unserer unpolitischen Gesandtschaftsreise auf afrikanischem Boden; so schieden wir vom Reiche Seiner Scherifischen Majestät.

XXII.

Letztes Beisammen- und erstes Alleinsein.

Spanisch-Afrikanische Verwandtschaften und Britische Gegensätze. — Bei dem Sieger von Magdala. — Ein thörichtes Verzichten. — Versäumte Gelegenheit. — Wieder eine Trennung. — Die deutsche Panzerflotte. — Unverhofftes Wiederfinden. — Küsten- und Schiffsbilder. — Die letzte Landung.

Das Mittelmeer und der Atlantische Ocean haben in der stürmisch leidenschaftlichen Sehnsucht nach ihrer Vereinigung wol den Felsenwall zu sprengen und hinwegzuschwemmen vermocht, der in vorhistorischen Zeiten trennend zwischen ihnen stand, und so die beiden Ländertheile, welche vordem ein zusammenhängendes Ganze bildeten, Nordafrika und die Pyrenäische Halbinsel, gewaltsam voneinander gerissen. Aber die alte innere Einheit ihrer Natur verleugnen die so Geschiedenen auch heute nicht. Art und Formation des Bodens sowie die Pflanzenwelt, welche demselben entwächst, ist die gleiche an der Nordküste Maroccos und im Süden Spaniens. Ein dunkles instinctives Bewußtsein von dieser natürlichen Zusammengehörigkeit beider mag auch, außer und neben der Eroberungslust, dem Fanatismus der Glaubenspropaganda und der Erkenntniß von der Schwäche des spanischen Gothenregiments, mitgewirkt haben, um die arabischen Kriegerscharen des achten Jahrhunderts über die trennende Wasserstraße hinüber zu treiben. Wie schnell und wie vollständig sind sie dort heimisch geworden! Oder sie sind eigentlich

niemals Fremde in Spanien gewesen, haben sich nicht erst in langer Gewöhnung acclimatisiren und der Natur des gewaltsam errungenen Landes anbequemen müssen. Alle Schöpfungen, welche sie auf spanischem Boden ins Leben riefen, ob auch aus ihrem eigensten Geist geboren, passen so harmonisch hinein in ihre dortige Umgebung, zu dem localen Hintergrunde, wie nur irgend verwandte Schöpfungen in die mauritanische Urheimat. Ja der Genius des erobernden afrikanischen Stammes ist hier auf der Pyrenäischen Halbinsel erst zu seiner vollen und glänzendsten Entwickelung gelangt, hat hier seine reifsten und köstlichsten Früchte gezeitigt.

Die mehrhundertjährigen Kämpfe der christlichen Fürsten Castiliens und Aragoniens zur Wiedergewinnung des ihnen entrissenen Reiches endeten wol mit der völligen Niederwerfung der maurischen Macht und mit der Austreibung des maurischen Volkes. Aber weder diese Siege und Gewaltthaten noch die folgenden, welche, um das begonnene Werk der Herstellung der Glaubens- und Volkseinheit in Spanien zu vollenden, mit erbarmungsloser Grausamkeit und Consequenz durchgeführt wurden, haben den afrikanischen Stempel ganz zu tilgen vermocht, welchen die Geschichte ebenso der Volksart und zahlreichen Lebens- und Kunstformen des spanischen Südens, wie die Natur der Landschaft desselben aufgeprägt hat.

Freilich wird man sich dieser innigen unzerstörten Verwandtschaft auf der Stelle des spanischen Festlandes, zu welcher uns der Dampfer von Tanger zunächst hinüberträgt, keineswegs bewußt. Im Gegentheil, schwerlich zeigt sich noch einmal ein so ungeheuerer Contrast zwischen zwei sich so nah gegenüberliegenden Küstenländern wie der zwischen der dort verlassenen Welt und der, welche uns hier empfängt. Eine vierstündige Fahrt genügt, um von Tanger nach Gibraltar zu gelangen; und ohne jeden vermittelnden Uebergang, ohne daß andere Erscheinungen das Bild der afrikanischen Stadt und ihres Lebens zurückgedrängt und abgeblaßt hätten, sehen wir beim ersten Tritt auf den Boden des spanischen Festlandes, während landschaftlicher Charakter, Vegetation und Bodenformation die gleichen bleiben, uns unter Menschen und in städtische Umgebungen

mit Sitten und Einrichtungen versetzt, welche in der äußern Physiognomie wie in ihrem innersten Wesen keinen Zug mit jenen, unter denen wir drüben gelebt, gemein haben. Statt der schwarzbraunen Söhne des Morgenlandes das blonde hochgewachsene Volk Altenglands. Statt der zur Unsichtbarkeit verdammten oder in die Form von gesichtslosen, plumpen, sich schwerfällig bewegenden weißen Puppen verwandelten Weiber die Dame, die Lady und die Miß in tadelloser Eleganz und in unbedingter Freiheit und Selbständigkeit des öffentlichen Erscheinens und Auftretens. Statt des nie hinweggeschafften Schmuzes, der dort unaustilgbar „verhaftet an den Körpern klebt", alles Lebende und Leblose, Gassen, Häuser, Menschen, Thiere mit seiner malerischen Patina bedeckend, hier die peinlichste britische Sauberkeit. Statt des dortigen wüsten Verfalls hier die sorglichste Erhaltung, die gewissenhafteste Pflege und stete Erneuerung alles Bestehenden. Statt der winkeligen halsbrecherischen Gassen und Wege, welche die Eigenthümlichkeiten von Morästen, Misthaufen und Klippenpfaden in sich vereinigen, hier glatte, saubere, wohlgehaltene, mit Steinplatten gepflasterte Straßen, breite, geradelaufende Chausseen, auf welchen wir zum ersten male wieder Wagen von jeder Art rasselnd dahinrollen sahen. Statt des Versinkens in stumpfsinnige träge Ruhe, die nur widerwillig von möglichst kurzer und möglichst lässig betriebener Thätigkeit zur Gewinnung der armseligsten Bedürfnisse des Lebens unterbrochen wird, hier überall rasche Bewegung, die Regelmäßigkeit des strengen militärischen Dienstes, rastlose Arbeit, um möglichst viele Güter und reiche Genüsse dieser Welt damit zu erwerben.

Gewiß, das Bewußtsein, wieder auf dem vertrauten Boden der europäisch-christlichen Civilisation zu stehen, der Anblick aller dieser und so vieler anderer sprechender Zeugnisse derselben, gewährt zumal nach so langer Entbehrung, nach zweimonatlichem Exil in der afrikanisch-mohammedanischen Barbarei, ein eigenthümlich befriedigendes Wohlgefühl. Alle diese guten Dinge, die uns drüben so unerreichbar waren, nach denen wir hier aber nur die Hand auszustrecken brauchen und die wir im heimischen Welttheil überall als selbstverständlich und unentbehrlich

anzusehen gewohnt sind, haben wir nun erst nach ihrem ganzen Werthe schätzen und würdigen gelernt. Und dennoch dünkt es uns nichts weniger als unangenehm, daß zwischen diesem Stück hochcultivirtem England und der deutschen Heimat, außer ganz Frankreich, noch eine breite Strecke halbafrikanischen Landes, das heißt Spanien liegt, welches zunächst durchzogen werden muß, wenn auch leider nicht mehr „auf hohem Roß mit schnellem Huf".

Jenes Stück Altengland auf dem meerumschlungenen Felsengipfel, dem südlichsten Anhängsel des spanischen Festlandes, entließ die deutsche Rumpf-Gesandtschaft, als welche wir Herübergekommene uns füglich betrachten und bezeichnen konnten, nicht ohne gastliche Ehren, und diese gewannen durch die Person und Stellung dessen, welcher ihr dieselben erwies, ein gesteigertes Interesse für uns. Es war der berühmte Anführer des britischen Heeres in dem denkwürdigen Feldzuge Englands gegen König Theodor von Abessinien, Lord Napier, dessen Geschlechts- und Adelstiteln der Name der erstürmten Hauptstadt des besiegten Herrschers: Magdala, zum ewigen Gedächtniß seiner Thaten hinzugefügt worden ist.

Rittmeister von Rabe und Oberstabsarzt Dominik, welche einen Tag früher als wir andern von Tanger abgedampft waren, hatten dem edeln Lord als Gouverneur und Chef der bewaffneten Macht von Gibraltar ihren Besuch abgestattet, um ihm im Namen der Gesandtschaftsgenossen den Dank für das freundliche Entgegenkommen auszudrücken, das er gelegentlich der mit allen militärischen Ehren erfolgten Beerdigung unsers armen Stolt gezeigt hatte. Bei der Erwiderung dieses Besuchs lud er sämmtliche deutsche Herren für den Tag, an welchem wir eintreffen würden, zum Diner zu sich ein.

Der Gouvernementspalast, an der langen Hauptstraße gelegen, welche die Stadt in ihrer ganzen Länge vom Wasserthor bis zu dem der Alameda durchschneidet, ist durch Umbau aus einem frühern spanischen Franciscanerkloster hergestellt worden. Den Fenstern und Thüren der Façade wurden dabei englische Tudor-Bogen gegeben. Im Innern aber blieb viel von den ursprünglichen Raumdispositionen und der ganzen Anlage erhalten:

überwölbtes Erdgeschoß, breite Steintreppen, und ein hoher weiter Saal, der in alter Zeit die Klosterkapelle gewesen sein mag. Diese prächtige geräumige Halle hat, ähnlich der in Schloß Hamptoncourt, eine braune Holzdecke in Dachform, mit unverkleidetem Balkenwerk und reich decorirt durch farbige Wappenschilder und Embleme, die sich wie ein Sims in der Höhe der Wände hinziehen. Letztere sind ganz mit Gemälden und Kupferstichen bedeckt, den Bildnissen der frühern Gouverneure von Gibraltar und Darstellungen der zahlreichen Kämpfe, welche die britische Besatzung gegen belagernde Flotten und anstürmende Armeen der Staaten zu bestehen gehabt, welche England diesen Schlüssel des Mittelmeers zu entwinden strebten. Der „erhabene Elliot" und seine berühmte Vertheidigung Gibraltars (1782) nehmen unter den hier abgebildeten Männern und Thaten natürlich die Hauptstellen ein. Gegenwärtig dient diese britische Ruhmeshalle zugleich als Speisesaal des Gouverneurshauses, an den eine Flucht niedrigerer mit moderner Eleganz ausgestatteter Gemächer sich als Salons, Kaffee- und Theezimmer anschließt. Aus den Fenstern hat man herrliche Aussichten über Gärten und Häuser hinweg auf die Klippe und die Meeresbucht. Den interessantesten Wandschmuck bilden in wenigen Tönen geschickt colorirte Aquarellskizzen: Darstellungen von Marschscenen und Kämpfen aus dem abessinischen Feldzuge, welche die ganze Fremdartigkeit des grandiosen landschaftlichen Kriegstheaters und die durch dessen Eigenartigkeit bedingten Besonderheiten jener abenteuerlichen Campagne sehr gut und überzeugend zur Anschauung bringen.

Hier empfing der illustre General am Abend des 11. Juni seine deutschen Gäste. Man sieht dem mittelgroß gewachsenen schwarzbefrackten Herrn mit dem freundlichen, schnurrbärtigen Gesicht und dem mit vollem braunem (man erkennt nicht recht, ob eigenem) Haar bedeckten Kopf in seiner Erscheinung den „in Harren und Krieg bewußten und großen", ebenso umsichtigen als kühn wagenden Heerführer kaum an. Er zeigte das einfach natürliche und wahrhaft verbindliche Benehmen des gebildeten Gentleman, ganz ohne jenes specifisch soldatische Wesen, von dem unsere continentalen Generale nur

in vereinzelten Fällen frei zu bleiben pflegen. Sein Sohn, Lieutenant in der britischen Armee, scheint von der Natur des Vaters wenig geerbt zu haben. Er trug wie die andern anwesenden Offiziere dunkle Beinkleider mit goldenen Galons und die kurze schoslose rothe Jacke, welche diesen englischen Herren in unsern Augen, die an eine ganz andere Erscheinung und Haltung des Offiziers in Uniform gewöhnt sind, ein so wunderliches, so wenig militärisches Aussehen verleiht. Eine nahe Verwandte des Lords, eine junge Dame von schlanker hoher Gestalt und ansprechenden Gesichtszügen, vertrat allein zwischen dieser kriegerischen Gesellschaft im Salon und an der Tafel die schönere Menschheitshälfte. Das servirte Diner war in allen seinen Bestandtheilen, den eßbaren wie den trinkbaren, vorzüglich, ließ aber auffallenderweise den eigentlich englischen Charakter in der Composition der Karte wie im Detail der einzelnen Gänge gänzlich vermissen. Wir erhoben uns von der Tischsitzung mit dem Gefühl, daß unter allen den mannichfachen, höchster Anerkennung werthen Schüsseln doch keine einzige ein solides Stück Fleisch enthalten habe. In später Abendstunde, beim Kaffee und Thee an den offenen Fenstern des Salons und auf dem Balkon der Gartenseite sitzend, genoß ich wieder desselben so eigenthümlich reizenden Anblicks, wie genau vor nun zwei Monaten, am Abend des 11. April, vom Deck der in der Bai ankernden Suerrha aus: den der finstern ungeheuern Klippenmasse, an deren nachtschwarzer Wand die Tausende von Lichtern in der Stadt und in den Festungswerken, vom Quai bis zum höchsten Kamm in Reihen und launischen Gruppen übereinander aufkletternd, ganz so aussahen, als wären sie Ausstrahlungen eines innern Lichtherdes in dem überall durchbohrten Gestein.

Es war der letzte Abend, an welchem sich die Glieder unsers Gesandtschaftsrumpfes ziemlich vollzählig beisammen fanden. Mit dem nächsten Morgen trat eine weitere Auflösung seiner bis hierher noch bewahrten Geschlossenheit, eine weitere Zerstreuung und Scheidung der Elemente desselben ein. Ein ziemlich unmotivirter, später oft bereuter Entschluß brachte mich meinestheils zu dieser verfrühten Absonderung von der Majorität, zum

vorzeitigen Aufgeben des seitherigen so angenehmen Zusammenhangs mit der herzlich geschätzten, liebenswürdigen militärischen Reisegenossenschaft. Immer wieder erlebt man es: auch die reichste Erfahrung auf häufigen Reisen und die vermeintlich zunehmende „Altersweisheit" hindert uns nicht, bei gleichen Anlässen immer wieder die gleiche Thorheit zu begehen, die begangen zu haben wir ebenso regelmäßig wenige Zeit danach lebhaft bedauern. Sie besteht darin, daß man bei längerer Abwesenheit von der Heimat mehr und mehr in seiner Vorstellung sich die fixe Idee ausbildet, es wäre von irgendwelcher Wichtigkeit und Nothwendigkeit für uns und andere, daß man zu einem bestimmten Zeitpunkt und ja nicht um ein paar Tage später daheim eintreffe. Während vieler Wochen, ja Monate hat man unbesorgt mit dem verfügbaren Zeitkapital gewirthschaftet, verschwenderisch, ohne zu markten und zu rechnen, davon verausgabt. Auf dem Rückwege wird man plötzlich geizig, beginnt einzutheilen, die Stunden zu zählen, sich fest und immer fester einzureden: du kannst und darfst nicht mehr abschweifen, nicht mehr zögern, mußt womöglich die Luftlinie einhalten, darfst nicht verweilen, wo es dir am besten gefällt, am wohlsten wird. Die Göttin der Gelegenheit schüttelt spöttisch den hübschen Kopf, läßt noch einmal ihre Stirnlocke verführerisch nahe vor unsern Augen und Händen flattern — und kehrt uns schließlich verächtlich den Rücken. In das stolze Gefühl unseres errungenen Sieges mischt sich in demselben Moment bereits das deutliche Bewußtsein: du begehst eine Dummheit! Aber man bleibt unentwegt. Die Augen geradaus gerichtet, nicht nach rechts und links und nicht nach rückwärts blickend, eilt man der Heimat zu. Und die erste Erfahrung, welche uns dort erwartet, ist die, daß es das Gleichgültigste von der Welt gewesen wäre, wenn wir eine ganze Woche länger unterwegs verweilt hätten, daß „kein Schweinstall drum zusammenfiele", daß weder für uns noch für andere der geringste Schaden und Nachtheil daraus erwachsen sein würde; kurz, daß dieser schöne Sieg über uns selbst niemandem genutzt hat, uns von niemand gedankt, daß der Aerger und Selbstvorwurf über die versäumte Gelegenheit

durch nichts beseitigt, das Opfer durch keine Art des Lohns compensirt wird.

Wie oft hat man schon diese Sünde an sich selbst begangen! Die dringende Mahnung: „Bleib nur noch einen Tag! Zieh nur noch dorthin mit mir! Das Leben ist so kurz, das Glück so launisch und unbeständig. Um den Preis von Jahren wirst du einst noch die versäumten Stunden, ach so vergebens, zurückzukaufen wünschen!" — wie oft hat man sie blind und eigensinnig abgewiesen und verstummen gemacht!

Aber „alt wird man wol, doch nimmer klug!" Hier in Gibraltar drangen die Reisegenossen, mit denen ich von Tanger herübergekommen war, herzlich in mich, noch mit ihnen zusammenzubleiben, wie sie den am nächsten Morgen um 6 Uhr nach Malaga abgehenden Dampfer zu benutzen, um von dieser Küstenstadt aus am nächstfolgenden Tage nach Granada zu fahren und gemeinsam die Alhambra zu besuchen; durch die eben im maurischen Mutterlande der spanischen Sarazenen empfangenen, noch in voller Frische bewahrten Eindrücke von arabischer Kunst- und Bauweise wären wir ja jetzt besser als je für das rechte volle Verständniß des gepriesensten Meisterwerks dieses maurischen Genius vorbereitet .... ich ließ mich dennoch nicht bestimmen. Ich beharrte auf meinem Entschluß, mich für diesmal auf die Rückfahrt über Cadiz, Sevilla, Cordoba und Madrid zu beschränken. Vergebens bewies man mir, daß, selbst wenn ich nach dem Aufenthalt in Granada, vor der Weiterreise nach Norden, noch von Cordoba aus, auf dem westlichen Zweige der andalusischen Schienenstraße nach der schönen Hauptstadt der Provinz, Sevilla, führe, um auch deren Bekanntschaft nicht zu verlieren, der ganze dadurch verursachte Mehraufwand an Zeit nicht über vier Tage zu betragen brauche. Man stand endlich von weitern Ueberredungsversuchen und Bemühungen ab.

In der ersten Frühe des nächsten Morgens erschien Herr Schott, der liebenswürdige Bruder und Stellvertreter des deutschen Consuls, um die Herren zum Hafen abzuholen. Vor dem Wasserthor auf dem Granitquai nahmen wir Abschied voneinander. Während das Boot, welches die Genossen meiner marokkanischen Wandertage zu dem Dampfer hinübertrug, die glatte Wasserfläche

der Bucht durchschnitt, schlenderte ich durch die noch morgenstille Stadt und jenseits aus dem Südthor der Mauer zur Alameda hinaus. Von dem holden Zauber des reinen sonnigen Junimorgens ganz umfangen, ließ ich mich auf einer der bequemen Ruhebänke dieser einzig schönen Promenade nahe der geschützbewehrten untern Steinschanze nieder, welche sie gegen die Bucht hin begrenzt. Das Meer lag wie ein bläulicher opalähnlich schimmernder Spiegel vor mir da. Hier, so nahe am Fuße des gewaltigen Vorgebirges breitete dessen Höhe noch über den ganzen Vorgrund klaren kühlen Schatten. Der westlichere Theil der Bai mit den ankernden Schiffen aber, das Ufer drüben mit dem weißen Algesiras und den grünen Bergen in dessen Rücken, leuchtete im hellen freundlichen Morgensonnenschein. Jenseit der Straße von Gibraltar blaute der gewaltige Felsenkegel des Gebel Musa an der afrikanischen Küste im zarten Duft des jungen Tages. Und von rechts her, kaum hörbar in solcher Entfernung, kam ruhig der Dampfer, unter dessen Sonnenzelt auf dem Hinterdeck ich die Freunde zu erkennen meinte, durch die nur von der Schraube in langen weich wallenden Wogen bewegte Flut gezogen. Wie ich ihn dort schwimmen sah, unaufhaltsam weiter und weiter dem Ausgang der Bucht in die Meerenge zu, fühlte ich mich plötzlich von dem unwiderstehlichen Verlangen erfaßt, ihm über die trennende See nachzufliegen. Mein heroischer Widerstand gegen die Aufforderungen und Vorstellungen der Genossen erschien mir in seinem wahren Lichte: unmotivirt, ja unverständlich. Durch Andalusien reisen und auf Granada verzichten — ich begriff nicht mehr, wie ich dieser Entsagung fähig gewesen war.

Aber da schwamm sie hin, die verschmähte Göttin der Gelegenheit, diesmal in Gestalt eines spanischen Schraubendampfers, und ich hatte das Nachsehen! Eine zweite ihresgleichen, das heißt der nächste nach Malaga gehende Dampfer, hätte sich mir erst wieder nach zwei Tagen geboten. Ich konnte sie nicht so lange in Gibraltar erwarten.

Aber eine Compensation des mir selbst zugefügten Verlustes hatte mir ein freundliches Geschick vorbehalten, auf welche

ich unter allen etwa hier als möglich denkbaren sicher am wenigsten gezählt hätte.

Im Laufe des Vormittags theilte mir Herr Schott die eben empfangene Nachricht mit: das nach den orientalischen Gewässern entsendete deutsche Panzergeschwader, dessen Eintreffen in der Straße von Gibraltar erst für die Mitte des Monats angekündigt war, solle noch heute vor Abend in die Bai einlaufen, um hier für einige Tage zu ankern. Zeuge des stolzen Schauspiels dieser Auffahrt der gewaltigsten schwimmenden Eisenfestungen des Deutschen Reichs und der Entfaltung seiner Flagge angesichts der englisch-spanischen Küsten zu werden, das war immerhin keine gering zu achtende Entschädigung für das, was ich aufgegeben hatte.

Während des ganzen Nachmittags schon hatte eine immer anwachsende Menschenmenge auf den steinernen Bastionen des Hafenbassins gestanden, mit den Blicken und Fernrohren nach dem Eingang zur Bucht im Südwesten spähend, woher die „German Ironclad Squadron" kommen sollte. Und nun stieg am Mastbaum vor der Signalstation auf dem höchsten Rücken der Gibraltarklippe die Salutflagge auf, während noch fern von Westen her die schwärzlichen vielmastigen eisernen Dampfkolosse um die äußerste Landspitze in die Bucht einlenkten. Wie sie sich dort in mäßigen Abständen voneinander vor Anker legten und mit ihren hohen dunkeln Rumpfen gleich dräuenden Castellen aus den blaugrünen Wogen aufragten, erschienen sie höchst imposant und ganz danach angethan, selbst in jedem britischen Seemannsherzen die alte Lust am Bespötteln der deutschen Bestrebungen zur Erwerbung einer tüchtigen Seemacht für immer gründlich zu dämpfen.

Zwei hohe Offiziere der Garnison von Gibraltar wie der hier liegenden britischen Flottenabtheilung begaben sich im Auftrage des Gouverneurs sofort an Bord des Admiralschiffs Kaiser, um den Oberstcommandirenden des Geschwaders, Contreadmiral Batsch, im Namen des Lords Napier zu begrüßen. Ihrem Boot folgte unmittelbar das Segelboot des deutschen Consulats mit einem Beamten desselben, der die Briefe und Zeitungen, welche für die an Bord befindlichen Offiziere und Mannschaften hier eingegangen waren, zu den Schiffen brachte.

Dr. Mohr und ich, die beiden einzigen hier zurückgebliebenen Restbestände der deutschen Gesandtschaftsreisegesellschaft, hatten es uns natürlich nicht nehmen lassen, uns dem Vertreter unsers Vertreters anzuschließen, um den Landsleuten zur See das erste deutsche Willkommen zu bieten.

Das Meer ging hoch. Die geschickt benutzte scharfe Brise trug unser Segelboot, indem es rasch die Wellen durchschnitt, zu den vor unsern Blicken im Näherkommen immer mächtiger anwachsenden schwarzen Kolossen heran.

Da lag es uns zunächst, das Flaggenschiff Kaiser, das riesige eisengepanzerte Kasemattschiff mit der das mittlere Drittel seiner Länge einnehmenden, an beiden Seitenwänden seines Rumpfes vortretenden Batterie, aus deren weiten Kanonenluken in der Front und an den Schmalseiten die vier kolossalen Krupp'schen 26 Centimeter-Ringgeschütze drohend hervorschauten. Drüben, weiter zurück zur Rechten hob sich das ihm in allen Stücken gleiche, in England gebaute Panzerschiff Deutschland (Kapitän zur See Maclean) aus den Wellen; ihm nahe benachbart das in Stettin gebaute Thurmschiff Preußen (Kapitän zur See von Blanck) mit seinen durch zwölfzöllige Eisenpanzerung geschirmten, mit je zwei 26 Centimeter-Geschützen bewehrten Drehthürmen. Und zur Linken hinter dem Flaggenschiff, schlanker, weniger kolossal und niedrigern Bordes als die andern, der schon 1867 bei Toulon gebaute Friedrich Karl (Corvettenkapitän Deinhardt) mit seinem drehbaren Bug- und Hakengeschütz und 14 andern 21 Centimeter-Rohren in den Luken der Batterie. Der fünfte Dampfer des Geschwaders, der Aviso Falke (Kapitän Koppy), hatte, wie wir später erfuhren, nach dem Abdampfen unterwegs einer Reparatur wegen nach Bremerhaven zurückkehren müssen und wurde erst für den andern Tag erwartet.

Die Matrosen in den Maaten, den Mastkörben und auf den Raaen des Kaiser erschienen bei der enormen Höhe des Bordes, selbst aus der Nähe von unserm Boot aus gesehen, wie sich bewegende winzige dunkle Püppchen. Die Treppe war noch nicht herabgelassen. Es mußte auf den bedenklichen Trittleisten, die an der Schiffswand selbst, nur wenig aus der

bauchigen Fläche hervortretend, angebracht sind, senkrecht hinaufgeklettert werden. Oben auf dem breiten, von peinlicher Sauberkeit blitzenden Deck stand der anscheinend größte Theil der Bemannung in dichten Gruppen um den Fuß der ungeheuern Masten geschart, um die Krahne, die Taubündel und all das vielgestaltige Geräth, das sich auf dem Deck eines großen Kriegsschiffs zusammendrängt; die Bedienungsmannschaften an jedem der kleinen dort aufgestellten Stahlgeschütze, welche nur zum Salutfeuern benutzt werden, postirt. In dem Moment, als wir die letzte Stufe erreicht hatten und wieder festen Plankenboden unter unsern Füßen fühlten, erklang der Commandoruf: „Das erste Geschütz — Feuer!“ Und zehnfach von den Felsenwänden zurückgeworfen, hallte das Krachen des ersten Salutschusses wie Donnergebrüll über die Bai dahin. So ging es weiter: Geschütz nach Geschütz auf Back- und Steuerbord gab seinen Gruß ab, im ganzen 18 Schüsse. Der Admiral blieb an seinem Posten oben auf der Brücke. Da die ersten, bei dem Einlaufen in einen fremden Kriegshafen vorgeschriebenen officiellen Formalitäten noch nicht vollständig erfüllt waren, mußten Privatempfänge durch den Admiral vorläufig verschoben bleiben. Wir verließen daher nach Abgabe der Briefpackete und nach Begrüßung einiger Offiziere das Flaggenschiff, um uns zunächst an Bord des Friedrich Karl zu begeben.

Während wir uns mit raschen Ruderschlägen demselben nähern, streift mein Blick zufällig die Adressen der im Schos des Consularbeamten liegenden Briefe an Offiziere und Mannschaften des genannten Schiffs, und der erste Name, den ich lese, ist der eines Schiffslieutenants, dessen rascher Entschlossenheit und energischer Hülfe ich es vor bald 8 Jahren, als er noch ein junger 19jähriger Seecadet war, einzig zu verdanken hatte, daß nicht das Rothe Meer auf der Höhe von Suez mich für immer verschlang. Die Segelbarke, welche uns beide damals von Bord des ägyptischen Dampfers Fayoum auf der Rhede von Suez in den Hafen und an Land bringen sollte, wurde von einer kleinen Dampfbarkasse im Anprall zerschmettert und in den Grund gebohrt. Mit kaum begreiflicher Geschicklichkeit und Geistesgegenwart rettete der junge Cadet sich an den Bord der Barkasse,

während ich in die Tiefe sank. Als ich noch einmal auftauchte, den abgetrennten Mast unsers Boots erfassend, war er bereits wieder zur Hand; in einem schnell ausgesetzten und bemannten Nachen weit vorgebeugt, warf er mir einen Bootshaken zu, und im nächsten Moment hatte er mich gepackt und heraufgezogen. Seit manchen Jahren war ich meinem schmucken blonden jungen Retter nicht wieder begegnet, wie viele Länder und Meere ich seitdem auch durchschweift hatte. Sollte das Glück endlich den guten Einfall gehabt haben, ihn mir hier in meinen Weg zu führen? Zum Lieutenant war der hoffnungsvolle Midshipman sicher inzwischen avancirt, und der Name stimmte ja.

Und ich hatte der launischen Göttin nicht zu viel des Wohlwollens zugetraut. Kaum war meine Karte oben auf Deck abgegeben, so sah ich das, trotz des inzwischen üppig gewachsenen blonden Bartes, mir so wohlbekannte unvergeßliche frische blühende Jünglingsgesicht oben erscheinen, und das herzlichste fröhliche „Willkommen!“ klang zu mir herab. Wahrlich, ein wunderliches Ueberraschen und ein nie gehofftes Wiedersehen für uns beide, hier an Bord des deutschen Panzerschiffs in der Bucht von Gibraltar!

Nachdem wir unter der Leitung dieses kundigen Führers den Friedrich Karl in allen seinen Räumen, vom Deck bis zum untersten Boden, durchwandert und mit jeder Einrichtung desselben uns bekannt gemacht hatten, wurden wir gastlich eingeladen, was Schiffs-Küche und Keller bescherte mit den Herren zu theilen. Wir sagten nicht Nein, und eine unvergeßliche heitre und interessante Tafelsitzung in dessen Offiziers-Messe folgte, welcher Corvettenkapitän Deinhardt in liebenswürdiger Weise präsidirte. Nach dem Diner wurde oben auf dem Hinterdeck im lichten Sternenschein des lauen südlichen Sommerabends der Kaffee und Thee gereicht und — eisgekühltes wiener Bier, das nach so langer Entbehrung uns als ein wahrer Göttertrank erschien. Gemeinsam ans Land gerudert, wo sich die für andre schon um 9 Uhr unerbittlich geschlossenen Thore den deutschen Seeoffizieren anstandslos öffneten, setzten wir das muntre Zusammensein in Gibraltar selbst noch bis tief in die Nacht hinein fort.

Die Schiffe waren beordert, nachdem sie hier noch bis zum 16. Juni gelegen, nach Malta und weiter nach Port Said zu gehen. Später sollten sie in der Nähe von Candia und zwischen andern Inseln und Küsten der orientalischen Gewässer kreuzen, um, falls auch diese einen Schauplatz der Ereignisse bilden sollten, den dort unternommenen Versuchen zur praktischen Lösung der Orientfrage als aufmerksame Zeugen beizuwohnen. „Kommen Sie zu uns, wenn Sie doch auch diesmal mit dabei sein müssen; Sie sollen willkommen sein. Die Hälfte meiner Cabine trete ich Ihnen ab.“ Mit dieser verlockenden Einladung schied mein junger Freund von mir.

Der Morgen, welcher nach diesem für mich so wichtig und interessant gewordenen Tage und Abende über Gibraltar aufging, war nicht weniger schön als der vorige. Das Meer in der Bucht und draußen in der Fahrstraße, ja selbst der freie weite Ocean wallte nicht weniger sanft und friedlich wie gestern, als nun unser englischer Dampfer, der James Hayez, die Bucht, aber in westlicher Richtung durchschnitt, vorüber an den in majestätischer Ruhe wie im Bewußtsein ihrer furchtbaren Kraft dort lagernden schwarzen eisernen Ungethüme. Meine Verstimmung über das nun doch Unvermeidliche war geschwunden, und das deutsche Geschwader mit den alten und den neugewonnenen Freunden darauf hatte nicht wenig dazu beigetragen. Und nun in dieser herrlichen Frühe war auch ohnedies der Zauber der Umgebung in Nähe und Ferne, das physische Wohlgefühl einer Seefahrt wie diese zu mächtig, als daß auch nur ein letzter fremder Tropfen im Blute hätte bleiben und dem Zauber widerstehen können.

Vor Algesiras, dessen niedrige weiße Häuser und dessen vernachlässigter kaum brauchbarer kleiner Hafen den Ort so ähnlich einer marokkanischen Küstenstadt machen, wie die hübsche Alameda und die breiten wohlgepflasterten Straßen es gründlich von einer solchen unterscheiden, legt der Dampfer für einige Minuten an, um ein paar Passagiere und Postpackete einzunehmen. Der Ort ist durch Natur und Lage ganz dazu geschaffen, einer der wichtigsten Seehäfen Spaniens zu sein. Aber in der Behandlung solcher Angelegenheiten des allgemeinen Wohls und Gedeihens, überall wo es des Einsetzens von Energie,

hingebender Thätigkeit, opferwilliger Arbeit zu öffentlichen Zwecken bedarf, zeigt sich die Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit der Spanier, welche der ihrer maurischen Verwandten drüben wenig nachgibt. So bleibt Algesiras ein kümmerliches unbedeutendes Küstennest, das keinem Fahrzeug von auch nur mäßiger Größe einen genügenden Hafen als Zufluchtsort zu bieten vermag.

Draußen in der Meerenge hält sich der Curs unsers Bootes beständig ziemlich nahe und parallel der felsigen spanischen Küste. Deutlich erkennbar selbst in manchen Details seiner Bergeinschnitte und seines Strandes liegt dabei das afrikanische Ufer zur Linken. Schon nach zweistündiger Fahrt gegen Westen hin erblicke ich dort wieder, im hellen Sonnenglanz kräftig aus dem Duft der Ferne sich heraushebend, die dichte Häusermasse von Tanger an dem untersten Abhang des Küstengebirgs. Mit dem Glase unterscheide ich die weißen Landhäuser auf den Terrassen zwischen dem dunkeln Laubdickicht ihrer Gärten; auf der Höhe links, östlich von der Stadt, jener kleine weiße Würfel ist El-Minzah. Ich wollte, mein Stecher wäre ein Herschel'sches Monstre-Teleskop und ließe mich noch aus dieser Ferne „durch das gläserne Gegitter" der weißen Mauern in die Räume hineinblicken und die liebenswürdigen Bewohner darin erkennen, mit denen wir so frohe Stunden verlebt! Weiter im Westen dort schließt die Leuchtthurmklippe von Cap Spartel, steil aus dem blauen Gewoge aufsteigend, die afrikanische Uferlinie. Hier aber näher bei uns auf der spanischen Seite ziehen sich an den untern Terrassen des Gebirgs und längs des Strandes die gelbgrauen, mit Thürmen und Zinnen bewehrten sarazenischen Befestigungsmauern von Tarifa hin. Die Alcazaba, die alte Araberburg, ragt finster und trotzig über die weißen Häuser der Stadt und über die noch immer starken steinernen Wälle empor, welche einst (1294) Alonzo Perez de Guzman gegen die anstürmenden Ungläubigen, denen sie König Sancho IV. zwei Jahre zuvor entrissen hatte, so heroisch vertheidigte. Dort war es, von wo er den Feinden, als sie ihm den gefangenen jungen Sohn vor seinen Augen zu tödten drohten, wenn er

ihnen nicht die Feste übergebe, seinen Dolch herabwarf und das schöne Ritterwort zurief: „Tödtet ihn mit dieser Waffe, wenn ihr es denn wollt. Mehr gilt mir die Ehre ohne meinen Sohn, als die Erhaltung des Sohnes durch Befleckung meiner Ehre."

Und des Tapfern edles Gemahl, seiner werth an Muth und Gesinnung, hatte für die Bedroher keine andere Antwort als denselben energischen Zuruf und die beredte Pantomime, welche später der brave Götz von Berlichingen in sein geliebtes Deutsch übertrug, um den ihn zur Uebergabe auffordernden kaiserlichen Hauptmann damit abzufertigen.

Auch hier, angesichts von Tarifa macht der Dampfer einen kurzen Halt, das herankommende Post- und Passagierboot zu erwarten. Dieses brachte uns ein junges Paar an Bord, dessen Bagage viel mehr meine Aufmerksamkeit erregte als die beiden Persönlichkeiten selbst. Sie waren jedenfalls Frisch-Vermählte aus kleinbürgerlichem Stande und führten auf ihrer Hochzeitsreise, welche sie wol ohne alle Umwege direct zu dem Ort ihres künftigen dauernden Wohnsitzes bringen sollte, gleich ihr gesammtes bewegliches Eigenthum mit sich. Dasselbe bestand aus drei Gepäckstücken: erstens einer ungeheuern eisernen Familienbettstelle, die Raum genug bot zur gleichzeitigen Aufnahme des Aelternpaares und mehr als einer Generation, welche ihm etwa entspringen möchte; zweitens dem entsprechenden Ballen von Matratzen und Bettstücken; drittens einem Koffer von so unerhörten Dimensionen, daß er die Vermählten an ihrem neuen Wohnsitz jeder Verlegenheit und Sorge um häusliches Unterkommen überhoben haben würde — hätten sie nicht auch die große Bettstelle zu placiren gehabt. Es war eine Arche, ein Haus von braunlackirtem Holz mit hohem Tonnengewölbe als Dach, mit Eisenbeschlägen wie an Thorflügeln oder den Hauptpforten alter gothischer Kathedralen; fähig, selbst den von einem unsrer erlauchten Reisegenossen der Gesandtschaftskaravane nach Fez mitgeführten Koffer zur Winzigkeit herabzudrücken, welcher von uns „Das Haus Stolberg" benannt wurde und dessen bloßer Anblick schon den stärksten Lastkamelen Marokkos ein

angstvolles Gebrüll zu erpressen pflegte. Die Wirklichkeit überbot hier die Gebilde der kühnsten Phantasie. Nie wenigstens hätte die meinige hingereicht, mir einen Koffer von so riesigem Umfange vorzustellen, wie ihn diese transportable Holzhütte für ein glücklich liebend Paar und zugleich für all sein Hab und Gut aufzuweisen hatte.

Passagiere und Mannschaft des Dampfers, und die zunächst betheiligten jungen Ankömmlinge nicht am wenigsten, sahen mit lebhaftem Interesse zu, wie der Riesenkoffer und das Familienbett in den Schiffsraum hinabgeschafft wurden: eine Operation, die nicht ohne Schwierigkeiten gelang. Nun konnten die Glücklichen sich beruhigt auf ihren oben zurückbehaltenen Matratzenberg niederlassen und, zärtlich aneinandergeschmiegt, ihrer Zukunft heiter und sorgenlos entgegensehen und entgegendampfen.

Tarifa ist der südlichste Punkt Spaniens, oder vielmehr des spanischen Festlandes. Noch 250 Meter südlicher schiebt sich die kleine spanische Insel ins Meer hinaus, auf deren südwestlichster Spitze der nun als Pharus dienende alte Thurm, von einigen Schanzen umgeben, emporragt. Von hier aus weicht die Linie der europäischen Küste stark in der Richtung nach Norden zurück; wie drüben die der afrikanischen von Cap Spartel ab nach Süden. Die Wasserfläche wird jetzt breit und immer breiter. Der freie Ocean macht mehr und mehr seine Nähe fühlbar durch den stärkern Luftzug und durch mächtigeres Wogen. Zwar ist die Flut noch nicht besonders aufgeregt, aber vom Deck und aus den Kajüten hört man bereits immer häufiger die bekannten stöhnenden Klagelaute der mitleidswerthen und in ihrem Jammer doch so komischen und so selten bemitleideten Opfer. Männer und Frauen lagen und wanden sich in Qualen der durch die zahme See gar nicht motivirten Seekrankheit, am heftigsten die spanischen Sennoritas, deren Verzweiflungsrufe sich zu einer fast tragischen Gewalt steigerten. Die weltgeschichtlich geweihte Stelle weiter nordwestlich an der felsigen Küste des Vorgebirges, Cap Trafalgar, angesichts dessen an jenem furchtbaren Octobertage des Jahres 1805 Admiral Nelson der französisch-spanischen Flotte

das Verderben in Feuer, Blut und Wasser bereitete und sie-
gend selbst den Heldentod fand, sie vermochte keinen Blick
jener Unglücklichen, kein Zeichen ihrer Beachtung auf sich
zu lenken. Die Welt existirt nicht für die Opfer dieses Lei-
dens. Mit stumpfer Gleichgültigkeit würden sie, glaube ich,
das Schauspiel einer blutigen Schlacht an ihren Augen vor-
überziehen sehen, ohne einen andern Gedanken zu haben als
den an ihre eigene Qual, und ein anderes Verlangen als
das nach ihrer Erlösung davon.

Von Trafalgar ab verliert die Küste Spaniens mehr und
mehr ihren gebirgigen felsigen Charakter; die von Marokko aber
beginnt dem unbewaffneten Auge völlig zu entschwinden. Am
europäischen Ufer, welchem der Dampfer immer in ziemlich
gleicher Nähe bleibt, zieht in den nächsten Stunden kaum noch
hie und da ein alter Wartthurm oder ein kleiner Ort, wie
Conil an der Mündung des Conilete, meine Blicke ab von der
träumerischen Betrachtung des Meeres, des Wallens und Zer-
rinnens der regelmäßig sich hebenden und senkenden Wogen,
oder von der auf Deck unter dem Sonnenzelt versammelten
Gesellschaft. Mit einem jungen deutschen Kaufmann, der uns
bereits in Tanger begegnet war, knüpfte sich ein ziemlich leb-
haftes Gespräch an. Gesicht, Figur, Redeweise, Manieren
desselben waren so gewinnend, die letztern so im besten Sinne
natürlich und von guter Erziehung zeugend wie nicht eben
allzu häufig bei unsern lieben Landsleuten, mit denen man im
Orient oder auf dem Meer zusammentrifft. Sehr oft brach
er mit höflichen Entschuldigungen die Unterhaltung ab, um
zu zwei Damen, einer ältern Frau und einem etwa zwanzig-
jährigen blonden Fräulein heranzutreten, die bequem zurück-
gelehnt in den hochlehnigen Schiffsstühlen saßen und, von
ihrer englischen Lektüre aufblickend, irgendeinen Wunsch, eine
Bemerkung an ihren deutschen Cavalier zu richten schienen.
Ihre Vertraulichkeit gegen ihn, seine immer bereite liebens-
würdige Aufmerksamkeit für sie ließen kaum einen Zweifel
über die Natur des gegenseitigen Verhältnisses. Welch ein
galanter Schwiegersohn und musterhafter junger Bräutigam!
„Aber Sie sind in vollem Irrthum!“ sagte er lachend.

„Die Damen gehen mich gar nichts an. Es sind Engländerinnen von durchaus honneter, untadeliger Sitte, die eben zu reisen verstehen wie nur Engländerinnen und Amerikanerinnen. Sie müssen sie ja in Tanger gesehen haben. Ganz allein, ohne alle Begleitung und ohne eine andere Sprache als Englisch zu sprechen, kamen sie von Spanien herüber, quartierten sich im Hôtel de France ein, nahmen Pferde und durchschweiften die Umgegend von Tanger. An der Table d'hôte machten sie meine Bekanntschaft. «Wir sehen, Sie sind ein Gentleman, Mr. S. Sie wollen nach Spanien zurück, wir auch. Sie sind wol so freundlich, uns zu begleiten und unsern Cavalier zu machen.» Jedes Neinsagen war mir damit abgeschnitten. Ich muß eben thun, was die beiden verlangen, mich um ihre Koffer, ihre Billets, ihre Einschiffung kümmern und plagen, mich gelegentlich, wie jetzt wieder von Ihnen, für einen jungen Gatten und Schwiegersohn halten lassen, meine ganze Reisefreiheit drangeben — und habe nichts davon. Mais pas ça, pas ça! wie die Judic als Madame Archiduc singt. Und das muß mir passiren!"

Der ritterliche Landsmann hatte mein ganzes Mitgefühl. Zum Glück für ihn war ihm wenigstens das schmerzliche Schicksal des „tugendhaften Jünglings" erspart, der von seiner „guten That obenein noch Kosten hatte". Seine freiwillig übernommenen Schützlinge bestritten sämmtliche Ausgaben aus ihrer eigenen vollen Börse.

In weiter Ferne noch tauchte im äußersten Nordwesten am flachen gelben spanischen Strande eine lange Reihe weißer Gebäude auf, die sich wie eine schmale Zunge gegen Südwest weit ins blaue Meer hinausstreckte. Bald unterschied ich einen weißen, die andern Gebäude hoch überragenden Bau mit silbern glänzender, von drei Thürmen flankirter Kuppel; jenseit der Landzunge einen dichten Mastenwald; dann steinerne Schanzen, Bastionen, Rundthürme mit schwarzen Geschützrohren in den Scharten; auf der äußersten Landspitze ein starkes Hafenfort und hinter diesem den aufsteigenden Leuchtthurm. Die obere Silhouette der Häuser erscheint unruhiger als die einer spitzgieblichen mittelalterlichen Stadt. Ist doch jedes flache

Dach der hohen weißen Gebäude mit einem oder mehrern Thürmchen, oft von höchst schnörkelhaften, zopfigen Formen besetzt. Wir beschreiben im weiten Bogen einen Halbkreis um die Stadt, die in immer wechselnden Verschiebungen und Gruppirungen ihrer Häuser und Kirchen immer neue zierliche und originelle Ansichten bietet. Jenseit des Leuchtthurmforts an der Nordseite der Halbinsel öffnet sich eine meilentief ins Land einschneidende Bucht, und nachdem wir in dieses riesige von zahlreichen Schiffen belebte Hafenbecken eingelaufen, wirft unser Dampfer angesichts des Douanequais von Cadiz die Anker aus.

XXIII.

Das Südwestthor von Spanien.

Die weiße Stadt am Meere. — Tollgewordene Architektur. — Karthagische Reminiscenzen. — Gaditanische Abendstunden. — Spanische Eisenbahnbrücken. — Andalusische Rekruten. — Weiberklagen. — Die Wahrzeichen Sevillas.

Man sagt wol, und in vielen Fällen nicht mit Unrecht, der erste Eindruck, den man von einem Menschen empfängt, sei entscheidend für unsere Sympathie oder Antipathie. Aehnliches kann von ganzen Ländern gelten: die Erscheinung der ersten Stadt, die wir auf dem Gebiet eines fremden Landes betreten, der Eindruck des Lebens in ihr wirkt meist bestimmend auf unsere Meinung von Land und Volk, auf unsere Neigung oder Abneigung ein. Dem entsprechend sollte Spanien seine Besucher immer auffordern, durch das Thor von Cadiz bei ihm einzutreten. Man ist sofort gewonnen, empfindet die freundlichste anmuthigste Wirkung, wird von dem günstigsten Vorurtheil für eine Nation erfüllt, die sich so liebenswürdiger Charaktereigenschaften rühmen darf, wie sie an den Bewohnern dieser so fremdartigen und doch so schnell anheimelnden Hafenstadt zu Tage treten. Daß die Barkenführer, die uns vom Dampfer zum Quai rudern, die Packträger, welche uns die Koffer aus den Händen reißen und sie in genauer Vertheilung, je ein Gepäckstück für einen Rücken und zwei Hände, zur Douane und zum Hotel tragen, ihren neapolitanischen und

sicilianischen Collegen in der unverschämtesten Gaunerei nicht nachstehen, bald mit brutaler Frechheit, bald mit komischem Galgenhumor und witziger Schlauheit den Fremden zu prellen aufs eifrigste bestrebt sind, wird keinen des Reisens Gewohnten gegen die Stadt und das Volk verstimmen. Diese Zunft bleibt sich ziemlich überall gleich, zumal im Süden. Aber wer ihre Natur und Art kennt, vermag unschwer mit dem Gesindel fertig zu werden, das im Grunde so feig als frech ist und vor der nachdrücklich kundgegebenen Absicht des Fremden, sich nicht prellen zu lassen, sehr bald scheu zurückweicht. Hat man diese unvermeidlichen kleinen Eingangskämpfe glücklich überstanden, sich mit den Douaniers abgefunden und sein Gepäck durch das nächste Thor zur Stadt hineingebracht, dann ist aber auch alles beseitigt, was einen störenden Eindruck auf den in Cadiz Ankommenden machen könnte.

Jeder Platz und jede Straße, die wir auf dem Wege zum Hotel passiren, scheint uns gleichsam anzulachen aus den Fenstern und kleinen Gitterbalkons der weißen hohen und vielbethürmten Häuser. Das glatte Fliesenpflaster zeigt eine fast holländische Sauberkeit. Auf den freien Plätzen breiten sich schöne Anlagen, von Ruhebänken umgeben, aus: Gruppen dichtbelaubter blütenreicher Gesträuche und schattiger Bäume, in deren üppigem Grün überall Abgüsse antiker Statuen und plätschernde Brunnen vertheilt sind. In den Erdgeschossen der meist schmalen, geraden, sich rechtwinkelig durchschneidenden Gassen reiht sich Laden an Laden. Kaum ein Fenster der obern Geschosse entbehrt des Balkons, über dessen Gitterstangen ein beschattender Vorhang, vom Luftzuge leicht bewegt, herniederhängt, während zurückgeschlagene grüne Holzjalousien sich gefällig gegen die weiße Wand abheben. Diese Altane gleichen genau denen in italienischen Städten. Aber das ist auch die einzige Aehnlichkeit. Im übrigen hat Cadiz nichts mit jenen gemein. Die Sauberkeit und Nettigkeit der Erscheinung unterscheidet die spanische Stadt ebenso sehr von der italienischen, wie freilich andererseits das Fehlen architektonischer Denkmäler, an welchen ein schöpferisch bildender künstlerischer Geist und Geschmack, der etwa in älterer oder neuerer Zeit hier wirksam gewesen, sich erkennen ließe.

Die große Kathedrale, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus weißem Marmor errichtet, dessen ursprünglicher Ton sich längst in ein schmuziges Röthlich-Braun verwandelte, ist eine dreischiffige Kuppelkirche von 85 Meter Länge, 60 Meter Breite und 52 Meter Höhe bis zur Kuppelspitze; in Plan und Decoration von dem unerquicklichsten Effect. Die Kunst des Barockzeitalters und des Rococo hat auf spanischem Boden wesentlich andere Gestaltungen hervorgebracht als in Frankreich, Italien und Deutschland. In diesen drei Hauptländern der Cultur- und Kunstentwickelung zeigen die Werke dieser Epochen und Stilarten bei aller üppigen Verwilderung und kecken ausschweifenden Launenhaftigkeit doch immer den unverlierbaren Takt, den durchgebildeten Kunstverstand der Meister. Unter der Ueberwucherung mit schwulstigen und mit überwiegend malerischen Formen erkennt man jederzeit doch das feste vernünftig disponirte Skelet, in der scheinbaren Willkür der Architektur- und Ornamentformen immer noch eine gewisse organische Entwickelung aus innerm Gesetz heraus. In den spanischen Baudenkmalen derselben Epochen dagegen (allerdings kann ich nur von den wenigen Städten sprechen, die ich selbst gesehen habe) tritt die Verwilderung unbedingt auf, herrscht eine sinnlose Tollheit, die uneingeschränkte, wüste, rohe Geschmacklosigkeit. Es ist kaum noch Methode darin, gleichwol aber — Schule. Dieser ganze Stil der architektonischen Formengebung und Decoration wird zurückgeführt auf die Schule des Churriguerra, deren Bekenner und Zöglinge denn auch die „neue Kathedrale" von Cadiz verschuldet haben.

Das Innere derselben mit den ungeheuern Pfeilern und daran gesetzten korinthischen Säulen, den schweren Rundbogen und Wölbungen, der prächtig decorirten Kapelle des Hochaltars und dem gepriesenen Meisterwerk der Construction, der flachgewölbten unterirdischen Kapelle, bietet trotz des auffallenden Mangels an wirklichen Kunstwerken immer noch mehr, als die Außenseite des Baues verspricht. In der Hauptkapelle des sonst menschenleeren Doms celebrirten eben einige Priester die Vespermesse. Ihr Gesang hallte an den weißen Wänden, Pfeilern und Gewölben wider. Aus dem Halbdunkel hervor

flimmerte der röthliche Schein der Altarkerzen. Bläuliche Weihrauchwölkchen zogen, langsam und träge aufwärts steigend, durch die Halle. Zwei rothröckige junge Chorknaben oder Priesterschüler mit prächtigen schwarzen Augen und braunen Gesichtern von einer seltsam ernsten und strengen Schönheit flüsterten und kicherten darum nicht weniger weltlich und kindisch hinter der Altarwand miteinander. Aber ungeachtet der Staffage blieb der Totaleindruck auch dieses Interieurs frostig, drückend und öde.

Am Meeresstrande hin zieht sich in enormer Ausdehnung der breite schön gepflasterte Quai, welcher den Gaditanern ähnlich zur Hauptpromenade und zum Corso dient, wie den Palermitanern ihre „Marina“. Mit gerechter Werthschätzung haben sie diesem ganzen Quai den Namen „Las Delicias“ gegeben. Ein frischer Hauch weht hier unausgesetzt vom Meere herüber, rauscht in einzeln stehenden hohen Palmen und mäßigt auch die stärkste Sonnenglut. Man schlendert auf dem Quai mit vollem Behagen, beim Brausen der See, den Blick auf die Bai und den grenzenlosen Ocean gerichtet. Der Weg führt an dem Leuchtthurm und dem Fort de la Caleta vorbei, das auf der felsigen Spitze einer weit ins Meer hinaustretenden Landzunge errichtet ist, an derselben Stelle, auf welcher die ältesten phönizischen, karthagischen und römischen Befestigungen des wichtigen Hafenortes Gades und der Tempel des Saturn gestanden haben sollen. Das heutige Cadiz bewahrt und erneuert mit localpatriotischem Stolz die Erinnerungen an jene älteste Vergangenheit: an die Delicias stößt eine „Plaza Amilkar“, eine „Plaza Asdrubal“! Die Schönheit dieser Quaipromenade gipfelt in der „Alameda de Apodaca“, einem weitläufigen, zierlich geordneten, mit reicher Vegetation prangenden öffentlichen Garten auf einem Wall am Meere im Nordosten der Stadt. Als Garten könnte mancher Promenadenplatz im Innern mit der Alameda concurriren; was ihr aber vor allen diesen den Vorzug gibt, ist die unmittelbare Nachbarschaft des Meeres.

Zum vollen Eindruck und Bewußtsein der Reize von Cadiz wie von jeder andern spanischen, besonders andalusischen Stadt

gelangt man erst in den Abendstunden. Die gleiche Sonnen- und Wärmeschen, welche mir oft bei den Italienern auffiel, finde ich auch bei den Spaniern. Während der hellen heißen Tagesstunden sind die Straßen, mit Ausnahme der großen geschäftlichen Hauptverkehrsadern in der Nähe des Hafens und der Douane, fast wie ausgestorben; im lichten Sonnenschein liegt die weiße Stadt wie schlafend da. Aber wenn der glühende Ball in den tiefblauen Ocean hinabgestiegen ist, erwacht sie plötzlich zu eigenem heitern Leben. Alle Promenadenplätze, alle Wege zwischen den Gebüschen und Brunnen, alle Cafés füllen sich. Die Marmorbänke der Alameda und der Stadtgärten sind dicht besetzt. Gesang, Saitengeklimper und, alles übertönend, der musikalische Lärm der großen Harmoniums und mechanischen Zimmerorgeln erklingt von den Gassen, aus den weit offen stehenden öffentlichen Localen. Den Schlaf vor Mitternacht, ja vor 1 Uhr morgens scheint kein lebendes Menschenwesen in ganz Cadiz zu kennen. Und auch der Fremde, mag er ihn noch so sehr zu schätzen wissen, verzichtet hier darauf bereits in der ersten Nacht. Wer kann sich von dem reizenden und originellen Anblick, von dem Genuß des Daseins, des Ruhens und Promenirens zwischen dieser muntern und graziös bewegten Menge losreißen, solange sie noch mit ihrem bunten Gewoge, mit ihrem Plaudern, Schleppenrauschen und Lachen alle Gassen und Plätze belebt!

Und nicht nur die Masse, die Gesammtheit wirkt so anmuthig und gewinnend; auch die Einzelnen halten wol selbst bei stärkerer Helligkeit als beim Schein der Gaslaternen in den Squares und auf der Alameda eine genaue Prüfung aus, ob der Ruf von ihren liebenswürdigen Eigenschaften nicht übertrieben habe. Frauen und Mädchen aller Stände, offenbar sicher der guten Sitte und Lebensart der Männer und jungen Burschen, bewegen sich während der Abende und Nächte ohne Besorgniß, Aengstlichkeit und Verlegenheit, wie andererseits ohne herausfordernde unweiblich freie Manieren, auf offener Straße, allein oder zu zweien und dreien, ohne männlichen Schutz und Begleitung. Sie tragen hier noch fast ausnahmslos die über das Haupt genommene, Schultern, Leib und Hüften um-

hüllende schwarze Mantille, niemals den modernen französischen Hut mit seinem bunten Aufputz von Insekten, Schmetterlingen, Vögeln, Federn, Blumen und Früchten. Das meist rabenschwarze glänzende Haar, in dem fast immer eine Rose oder sonst eine Blüte befestigt ist, wird nur am Hinterkopf oder dem hoch aufgesetzten Chignon von der Mantilla bedeckt; beide Wangen umrahmend, wird sie mit den Armen der Trägerin über deren Brust und Taille fest angespannt, sodaß Formen und Linien des Oberkörpers so klar umrissen sind, wie die Gestalt von den Hüften abwärts in der möglichst eng anliegenden, doch weit nachschleppenden Robe.

An großen dunklen, lebhaft und beredt sprechenden Augen von eigenthümlich weichem und feurigem Blick und Blitz scheint hier in Cadiz ebenso wenig Mangel zu sein wie in dem gepriesenen Hauptsitz der andalusischen Schönheit, in Sevilla. Doch erlaube ich mir nach der kurzen und oberflächlichen Beschäftigung mit einem so unergründlichen Gegenstande, wie sie mir in den wenigen Stunden dieses Sommerabends und bei dem ungenügenden Licht der Straßenlaternen einzig vergönnt war, kein sicheres Urtheil über diesen wichtigen Punkt. Ich konnte indeß beobachten, daß die Herren Landsleute der Mantillaträgerinnen auf allen Bänken und auf allen Stegen der Alameda und der Gartenplätze dem eindringenden Studium dieses immer interessanten Themas sich mit liebevollstem Feuereifer widmeten.

Mein Aufenthalt in Cadiz, den ich jederzeit herzlich gern auf eine Woche ausdehnen würde, war für diesmal auf den kurzen Nachmittag, den Abend und die Nacht beschränkt. So blieb mir nothgedrungen auch das genauere Bekanntwerden mit manchen andern gerühmten Schönheiten und Eigenheiten der anmuthigen Stadt versagt. Ich habe nicht den Thurm in ihrem Mittelpunkte, den Torre de Tavira, bestiegen, von dem man eine, wol mit der vom Campanile von San-Marco über Venedig verglichene, Aussicht über Cadiz, die Bucht, die Küsten und den Ocean genießen soll; habe nicht das Kapuzinerkloster Santa Catarina und somit auch nicht das schicksalsvolle Gemälde Murillo's in demselben gesehen, das der Sage nach

mittelbar seines Meisters Tod veranlaßte: es heißt, er sei von dem Gerüst, auf welchem er dies Altarbild, die Vermählung der heiligen Katharina malte, herabgestürzt und durch die Erschütterung unfähig geworden, das Werk zu vollenden. Nach Madrid zurückgekehrt, ist er dort nicht lange danach (1682) gestorben.

Für diejenigen Reisenden, welchen in einer fremden Stadt die Güte des Hotels, in dem sie wohnen, und die gute Naturalverpflegung als erste Bedingung des Wohlbefindens in und des Wohlgefallens an dem betreffenden Orte gilt, mag die Bemerkung nicht überflüssig erscheinen, daß in Cadiz und andern Städten des heutigen Spanien für die Befriedigung dieser Bedürfnisse vorzüglich gesorgt ist. Die Sauberkeit im Innern der Hotels, der Zimmer und der Betten läßt hier kaum etwas zu wünschen übrig; die Mahlzeiten sind an Qualität und Quantität, an Fülle des Stoffs wie an Güte der Zubereitung denen der besuchtesten und geschätztesten derartigen Institute des modernen Europa mindestens gleich, in Cadiz fand ich sie sogar den meisten mir bekannten darin überlegen. Nur eine Eigenheit war mir zuweilen störend: die spanischen Hotels nehmen ihre Gäste nur in Pension für feste Preise auf, bei welchen sämmtliche Mahlzeiten als im Hause selbst eingenommen mit berechnet sind.

Schon vor 4 Uhr Morgens gingen wir durch die öden stillen freundlichen Straßen des mir schnell lieb gewordenen Ortes zum Bahnhof, der unmittelbar am Hafen liegt, an dem Ufer der Bai und in nächster Nähe der Douane, außerhalb des Thores und des langen flachgedeckten Steinwalls, der jene vom Lande absperrt. Wer die schöne Tugend der Geduld noch nicht gelernt hat, für den gibt es kaum ein besseres Lehrmittel als das Fahren auf südspanischen Eisenbahnen. Bestimmte Abfahrt- und Ankunftzeiten, Minutenzahl des Aufenthals auf den einzelnen Stationen, Dauer der ganzen Fahrt gibt wol das Cursbuch an; in Wirklichkeit aber kümmert sich niemand darum, diese Angaben zur Wahrheit werden zu lassen. Halb-Afrika! Man hat hier so viel überflüssige Zeit wie drüben in Marokkos Prairien und Städten. Der große Frühzug nach Sevilla und Madrid

nennt sich einen „Correo"; und fast bei jedem kleinsten Nest an seiner Linie macht er Station und auf jeder einen Halt von kaum geringerer Dauer als die Zeit, die er zur Fahrt zwischen dieser und der vorigen gebraucht hat. Das Aeußere und Innere der Waggons könnte zur Annahme einer innigen Verwandtschaft der Neigungen und Lebensgewohnheiten des spanischen mit denen des italienischen Volks verleiten, welche doch der Anblick ihrer Städte zu widerlegen scheint. Alle Bänke, Polster, Wände sind bedeckt mit Schmuzkrusten, die schwerlich jemals auch nur von dem schwachen Versuch ihrer Entfernung bedroht werden. Die Waggons zweiter Klasse entsprechen mit ihren Rückenbretern statt vollständiger Lehnen den schlechtern unserer dritten; nur daß jene und die Sitzbänke mit einem dünnen harten Polster belegt und mit amerikanischem Wachstuch überzogen sind. Einladend sieht es nicht darin aus. Aber die lange Reihe geöffneter Fenster zu beiden Seiten des durch keine Zwischenwände getheilten und in enge Coupés gesonderten Wagens verspricht wenigstens einen willkommenen Luftzug während der Fahrt.

Diese Eisenstraße ist außerordentlich reich an interessanten, der aufmerksamsten Beobachtung werthen Umgebungen, durch welche und an denen sie vorüber fährt. Zunächst windet sie sich immer längs des Ufers der Bai hin, sodaß sie durch ihre Drehung um sich selbst unserm Orientirungsvermögen die schwierigsten Proben zumuthet. Cadiz, die Bai, den Ocean, das Festland — jedes sieht man stets an einer andern Seite liegen, als da wo man es gesucht hat. Daß die Sonne hier statt im Osten gegenüber im Westen aufgehe, Gibraltar ebenfalls westlich und nicht östlich von Cadiz liege, daß somit hier im hellen Morgensonnenlicht, wie in dem bekannten Mondscheinliede eines „Vollendeten", „alles vertauscht" sein müsse, wird uns für einige Minuten zur befremdendsten Gewißheit gemacht.

San Fernando, ehedem la Isla de Léon genannt — auch als „Wiege der spanischen Freiheit" bezeichnet, weil eine der ersten Städte, in welcher die Constitution von 1812 proclamirt wurde — mit seinem Observatorium auf weithin sichtbarem Hügel, ist die erste Station des Festlandes, welche man am Ausgange der schmalen 1200 Meter langen Landzunge von Cadiz erreicht.

Für eine lange Wasserleitung hielt ich anfangs das hohe Gemäuer mit seinen Rundbogen, welches den Schienenweg selbst vor der Hochflut gesichert über diesen schmalen Erdstreifen dahinträgt. Fast die ganze Breite des letztern wird von der Bahn und der Landstraße neben ihr eingenommen. Drüben in San Fernando beginnen längs der Bai die meilenweit ausgedehnten Seesalzsümpfe, deren Ausbeutung hier im großartigen Maßstabe betrieben wird. Zwischen den gleichmäßigen, regelrecht oblongen Becken voll stehenden Salzwassers ziehen sich schmale niedre, sich rechtwinklig durchkreuzende Dämme hin. Auf ihnen wird das rohe Salz, nachdem es einfach durch Verdunstung an der Sonne aus dem Wasser ausgeschieden und von der Oberfläche, die es als ein gelbgrauer Schaum bedeckt, abgeschöpft worden, zu immer vergrößerten Haufen aufgeschüttet, welche schließlich zu so hohen festen gelblichen Pyramiden von so bestimmt abgemessenen Flächen und Neigungswinkeln anwachsen, daß man, ohne der Phantasie im mindesten Zwang anzuthun, sich in die ägyptische Nilebene versetzt glauben und diese vierseitigen Salzmonumente für verkleinerte Pharaonengräber halten könnte. Durch wiederholte Reinigungsprocesse erhält das so gewonnene Material immer weißern Ton und eine immer veredeltere geklärtere Beschaffenheit, in welcher es dann wieder zu andern Hügeln auf den breitern trockenen Zwischenterrains und endlich in den Magazinen zur Versendung aufgehäuft wird.

Nahe an San Fernando grenzt La Carraca, der Ort der großen Marineetablissements, des gewaltigen Seearsenals, der großen Werfte ꝛc. Immer noch aber setzen sich zur Seite der Bahn die Salzsümpfe und die Salzpyramidenreihen in der dunkeln, wie mit viereckigen Spiegeln belegten Ebene fort. Ein Meeresarm, der von Santi Petri, welcher hier in die Bai mündet, wird auf einer mächtigen Brücke überschritten, dann Puerto Real, eine hübsche alte kleine Stadt an der nördlichen Ausbuchtung der Bai, erreicht; Cadiz bleibt noch immer in Sicht. Hier ist überall historisch geweihter und blutgetränkter Boden. Von Puerto Real senkt sich zwischen Zimmerplätzen und Magazinen ein kleiner Kanal zur Bai hinab, dessen Mündung durch

zwei Forts vertheidigt wird. Dieser Punkt ist der „Trocadero", von dessen wirklichem Wesen sich sehr wenige eine richtige Vorstellung machen mögen —, seit der Name dem, durch die Weltausstellung von 1867 und durch das dreitägige Lager unseres Elften Corps im März 1871 berühmt gewordenen, pariser Hügelabhang an der Seine, der Jena-Brücke und dem Marsfeld gegenüber, verliehen wurde. Es ist keine Waffenthat des Napoleonischen Frankreich, welche den Söhnen des allerchristlichsten Reichs diesen Ortsnamen so theuer machte, sondern ein Sieg der allerchristlichsten und legitimsten Waffen des „Befreiungsheeres" unter dem Herzog von Angoulême. Abgesendet, um Spanien von der Freiheit zu befreien, verhalf letzterer dem bedauernswerthen Lande wieder zu dem beglückenden väterlichen Regiment seines Ferdinand VII. und zu so vielen frommen und erbaulichen Schauspielen und Acten der Sühne: abgeschlagenen Patriotenköpfen, der Folter und dem Schaffot in Permanenz. Mit der Bezwingung der zäh und energisch vertheidigten Schanzen hier am Trocadero (1823) hatte der französische Erlöser auch Cadiz bezwungen, den dort gefangen gehaltenen würdigen Sohn seiner heiligen Ahnen, König Ferdinand, befreit und die spanische Revolution vorläufig wieder begraben.

Und dort in der Ebene des Guadelete, welchen der Zug auf fester Brücke überfährt, erlag elfhundert Jahre früher König Roderich und das spanische Gothenreich in mörderischer Feldschlacht definitiv den sarazenischen Scharen, welche Tarik gegen das Christenheer heranführte.

Von Station Puerto de Santa Maria aus, hart an der viel besegelten Bai und nahe der Mündung dieses historischen Flusses, kann man noch immer drüben, jenseit der wol anderthalb Meilen breiten Wasserfläche am Ende des dünnen gelben Streifens der Landzunge das schmucke Cadiz dem Ocean entsteigen sehen. Erst von hier ab wendet sich die so lange an das Buchtufer gebannte Eisenstraße davon ab nach Norden der schönen Stadt des Weins, dem gepriesenen Jerez de la Frontera, und ihren weit ausgedehnten Rebenfeldern zu.

Einzig die ausgedehnten Weinpflanzungen, welche Jerez de la Frontera, die saubre heitre weiße Stadt mit den alten

malerischen Alcazarthürmen, rings umgeben, sind es, wodurch die sonst so auffällige unbedingte Gleichartigkeit der Landschaft dieses Theils von Andalusien mit der des nördlichen Marokko eine Strecke weit aufgehoben wird. Die Weinstöcke sind hier nicht, wie in Süd- und Nord-Italien, an dazwischen stehenden Maulbeer- und Pappelbäumen hinaufgezogen, welche sie dann durch volllaubige Rebengehänge, von einem zum andern hinübergerankt, untereinander verbinden. In gleichmäßigen Abständen, geraden langen Parallelreihen und, soweit ich im Vorüberfahren zu unterscheiden vermochte, ohne des Haltes der Stäbe zu bedürfen, mit schnell erstarkendem Rebengeäst dem Boden der Felder entwachsend, geben sie diesen Weinplantagen eine große Aehnlichkeit mit den Korinthenfeldern im Peloponnes. Im übrigen bewahrt die Gegend getreulich und rein den afrikanischen Charakter. Alle Hecken längs der Bahn, zwischen den Getreidefeldern, um die Dörfer und Gärten sind von demselben fleischigen, stachlichten, dicht verwachsenen Feigencactus und von Agaven gebildet. Die starken Blütencandelaber der letztern ragen nicht weniger hoch als drüben auf marokkanischem Boden aus dem Herzen der grünlichgrauen stachelgesäumten dicken Blätter empor. Den Laubschmuck in Feldern und Gärten geben hier wie dort Orangen-, Maulbeer-, Feigen-, Oel- und Granatbäume. Nur scheint mir die Blütenfülle der Granaten hier etwas geringer, die einzelne Blume weniger groß und prächtig entwickelt zu sein als jenseit des Meeres. Die Ernte ist noch nicht überall ganz so weit vorgerückt wie drüben. Viel Getreide steht noch auf dem Halm, und noch nicht auf allen Aeckern hat sich das Gelbgrün der halben in das Lichtgelb der vollen Reife verwandelt. Wo der Spelt und Weizen bereits abgesichelt ist, sehe ich auf den Stoppelfeldern oder vor den Dörfern und Gehöften das fesselnde bewegte Bild des Dreschens nach echt afrikanischer Art: entweder eine von davorgespannten Pferden im Kreise über die Aehren hinweggezogene Schleife, oder die stampfenden Hufe von darüberhin getriebenen Pferden oder Ochsen müssen hier wie dort die Dreschflegel ersetzen.

Aber die Illusion, durch Nordafrika zu fahren, wurde für mich noch vollständiger auf einer der nächsten Stationen hinter

Jerez, auf der von Casas de la Luceria. Nicht sowol der landschaftliche Charakter als ein Klang oder ein vielstimmiges Chaos von Tönen brachte diese Wirkung hervor: Weiberstimmen, welche im Chor genau dasselbe lang ausgehaltene vibrirende gellende Geheul in den höchsten Tonlagen ausstießen, das ich so oft in Fez und Tanger die Luft durchzittern gehört, ähnlich dem ohrzereißenden Pfiff des Lokomotivenventils. In so gänzlich unerwarteter Weise aufgeschreckt, sprang ich zum Waggonfenster. Draußen auf dem Perron des kleinen Bahnhofs und weiter längs des Schienenweges zeigte sich mir das tollste und dennoch in seiner grotesken Absonderlichkeit tief ergreifende Schauspiel, eine Gesammtheit gleichzeitiger dramatischer Scenen von fast tragischer Gewalt.

Unser Zug führte Rekruten, jüngere Männer, die bei der wahrscheinlich eben stattgefundenen Aushebung die gefürchtete Losnummer gezogen hatten, aus den Ortschaften der Provinz, welche die Bahn berührt, zur Einstellung in ihre Truppentheile nach Sevilla. Mehrere Waggons der dritten Klasse waren mit den von Cadiz Gekommenen und den sie begleitenden Soldaten bereits gefüllt. Auf der Station, auf der ich jenes Chorgeschrei gellen hörte, hatte ein Trupp andalusischer junger Bauern- und Bürgersöhne, überwacht von einigen Gensdarmen und begleitet von einer das Fünffache ihrer Zahl betragenden Menge alter und junger weiblicher Verwandter jedes Grades, den Zug erwartet. Kaum rollte derselbe vor das Bahnhofsgebäude, so schien diese ganze Frauen- und Mädchenschar von wahnsinnigem Schmerz ergriffen und jedes Restes von Vernunft, jeder Fähigkeit der Selbstbeherrschung beraubt zu sein. Sie umringten und umklammerten die zwischen ihnen befindlichen Männer, welche ihrerseits zuvor schon durch unausgesetztes Trinken sich in einen Zustand stumpfsinniger Bewußtlosigkeit versetzt hatten. Und indem die Mütter, Frauen, Schwestern und Bräute aus ihren Leibern einen undurchdringlichen Wall um diese Opfer der Dienstpflicht bildeten, stießen sie bald in kurzen Intervallen, bald minutenlang auf den höchsten Noten verharrend, eben jenes wüthende Jammer- und Verzweiflungsgekreisch aus. Wenn eine Mutter ihr Liebstes unmittelbar aus ihren Armen in den gräßlichsten Tod

entlassen müßte, könnte sie in den Zügen des Gesichts, in den Bewegungen ihrer Hände und Arme das Entsetzen, die Angst, den Schauder, die Wuth gegen seine und ihre Henker nicht mit grauenvollerer Energie ausdrücken, als diese Frauen ihren Schmerz und Zorn über die Trennung von den zum Friedensdienst in der Provinzialhauptstadt eingezogenen Burschen. Ich sah alte und junge Weiber und halberwachsene Mädchen von Convulsionen ähnlich den afrikanischen Issianis ergriffen, sich die Brust schlagen, das Gesicht zerkratzen, die Haare ausraufen und schließlich neben dem Schienenwege zusammenstürzen. Während immer zwei Soldaten, Gensdarmen oder besonnenere bäuerliche Kameraden den Taumelnden fest unter den Armen gefaßt hielten und ihn so den Zug entlang führten, um unter den schon überfüllten Rekruten-Waggons den herauszufinden, in welchen der neue Vaterlandsvertheidiger wider Willen noch hineingeschoben werden könnte, ließ der Schwarm der heulenden Weiber keinen Moment von ihm und seinen Wächtern ab, zeterte ihr Wehgeschrei unausgesetzt durch die Luft. Die durch die kurze Eisenbahnfahrt hierher gegen dergleichen Sentimentalitäten und Familiengefühle bereits abgehärteten Schicksalsgenossen und die ältern Soldaten in den Waggons streckten lachend ihre braunen verstaubten Köpfe zu den kleinen Fenstern heraus und riefen unter allgemeinem Gelächter den armen Weibern derbe Spott- und Hohnworte zu. Keine achtete darauf. Der furchtbarste Moment trat aber dann erst ein, wenn der nöthige Platz endlich gefunden oder durch Zusammenpressen der Insassen eines Waggons frei gemacht war, und nun das Opfer gewaltsam auf das Trittbret gehoben und hineingestoßen wurde. Die Gensdarmen und Schaffner hatten ihre Noth, die wie von Krämpfen gepackten, zuckenden Weiber, die sich an die Wagen anklammerten, von denselben abzustreifen, sie zurückzureißen und die Bahn zur Abfahrt des Zuges von ihnen zu entleeren. Als die Räder sich in Bewegung setzten, erreichte das Gekreisch den höchsten Grad durchdringender Tonstärke und leidenschaftlicher Verzweiflungswuth, bis es von dem Tosen und Rasseln des in die Ferne dampfenden Zuges verschlungen wurde.

Von hier ab wiederholten sich dieselben Scenen und diesel-

den Jammerschreie auf jeder Station bis Sevilla. Die spanischen Mitreisenden wandten kaum den Kopf danach um: das sei hier einmal so die Sitte bei den Weibern, zumal des Landvolks; trotz alles täuschenden Anscheins einer innerlich wahren Empfindung sei dieser sich so wahnsinnig geberdende Schmerz aber von ebenso geringer Tiefe wie Dauer.

Ueber die traurige Sumpf- und Fiebergegend von Las Cabezas de San Juan (einst, in alter sarazenischer Zeit ein blühender, durch ein trefflich angelegtes und unterhaltenes System von Kanälen entwässerter Landstrich) und durch die damit aufs schärfste contrastirende reiche fruchtprangende Landschaft von Utera geht unser Weg weiter. Endlose Olivenbaumpflanzungen, ähnlich wie an der Ostküste Süditaliens, wechseln mit öden sandigen Ebenen, mit Feldern, auf denen nur die wilde Mohrrübe mit den großen weißen runden Blüthentellern üppig wuchert und alles bedeckt, wie in den unbebauten Prairien Marokkos. Gegen $9\frac{1}{2}$ Uhr sehe ich über die graugrünen Wipfel der weiten Olivenwälder des Guadairathals das herrliche Wahrzeichen der gepriesenen Hauptstadt Andalusiens, den Thurm der Giralda, neben dem Dachgiebel des Domes aufsteigen. Auf hoher Brücke rollt der Zug über den Guadaira, dann im Flußthal des Guadalquivir in den, nahe der Hauptpromenade der Stadt an dem von Platanen-Alleen beschatteten Ufer des vielbesungenen Stromes gelegenen, Bahnhof ein.

XXIV.

Die Stadt der Schönheit und der Liebe.

Der Zauber Sevillas und sein Geheimniß. — Die Straßen. — Der Patio. — Die Damen von Sevilla. — Abend- und Nachtstunden. — Wozu ein Gitter gut ist.

Es gibt Orte, bestimmte Gegenden und Städte der Welt, deren Namen man von Personen, die sie aus eigener Anschauung, durch längern oder kürzern Aufenthalt darin kennen, nie ohne ein leises Beben der Stimme, ein unwillkürliches Lächeln der stillen Freude, der tiefen Befriedigung aussprechen hört, das auf die Erinnerung an glücklich verlebte Stunden deutet. Zu diesen Städtenamen gehört Sevilla. Wenigstens ist mir noch niemand begegnet, bei dem ich, falls er aus Erfahrung davon erzählte, diese Beobachtung nicht gemacht hätte. Wenn man aber diesen ganz besonderen Tonfall hört und diesen Gesichtsausdruck des Erzählers und Schilderers sieht, so ist man durchaus berechtigt, wie ein menschenkundiger Criminalrichter bei der Nachricht von Verbrechen mancher Art, die Vermuthung, ja die Ueberzeugung zu hegen: es stecken Frauen dahinter. Selten wird man mit dieser Annahme fehl gehen. Am wenigsten da, wo von Sevilla in solcher Weise gesprochen wird. Beruht doch der Zauber kaum eines andern Orts für die Mehrheit der sie Besuchenden so überwiegend auf ihren Bewohnerinnen, wie gerade der Reiz dieser, von den Poeten aller Zungen und den zärtlichen Männerseelen aller Nationen seit

Jahrhunderten gepriesenen, verherrlichten, mit Schmeichelnamen überschütteten, gleichsam mit Sammthändchen liebevoll gestreichelten, Stadt des spanischen Südens.

Und selbst der, welcher längst schon gelernt hat, auf den Wink der Gunst zu verzichten und weibliche Schönheit und Anmuth frei von der Trübung durch die Wünsche persönlichen Glücks objektiv, begehrungslos wie andere reizende Gebilde der Natur und der Kunst zu betrachten, empfindet die unwiderstehliche Macht des eigenartigen Zaubers dieser Stadt kaum minder innig und stark wie jene, die noch nicht daran denken, in solchem Ruhehafen Anker zu werfen.

Bei der ersten Einfahrt an einem hellen sonnenheißen Sommervormittag allerdings wird auch der Eindruckfähigste diesen Zauber Sevillas kaum an sich empfinden. Eine lange gerade Platanen-Allee, deren Blättergrün vom Staube der Straße mit einer dichten weißen Kruste bedeckt ist, führt ihn an dem kolossalen kasernenähnlichen Gebäude der berühmten Tabakmanufactur und an Reihen weißgetünchter, zwei Stockwerk hoher Häuser, mit verhängten kleinen Balkons vor jedem Fenster, vorüber, welche keineswegs durch architektonische Schönheit oder besondern Geschmack sich auszeichnen.

Diese Straßen und ebenso auch die in der innern Stadt sind um diese Tageszeit meist ziemlich still und menschenleer. Die südländische Scheu vor der Sonne hält dann auch die Sevillaner in ihren kühlen verdunkelten Gemächern und ihren geliebten luftigen „Patios" zurück, trotzdem hier mehr als anderwärts Vorsorge getroffen ist, die Gassen vor den heißen Mittagstrahlen zu schützen. Die Häuserreihen und öffentlichen Gebäude, welche die freien Plätze umgeben, sind, wenigstens die ältern darunter, im Erdgeschoß mit Arcaden versehen, deren Bogenhallen immer schattige Wege bilden. Die meist ziemlich engen und ziemlich launisch gewundenen Gassen aber haben noch aus den alten sarazenischen Zeiten her die anmuthige und vortreffliche Eigenthümlichkeit der Bazarstraßen afrikanischer Städte bewahrt, daß sie mit Zelttüchern und Matten von Dach zu Dach überspannt werden. In eine dieser tiefschattigen Gassen eintretend, über deren Boden und Häuserfaçaden nur hier und

da die von oben her durch die Zwischenräume der Bedeckung einfallenden Sonnenstrahlen lustige hellleuchtende Streifen und Flecken hinstreuen, könnte man sich in die Straßen von Fez und Mikenäs oder in die „große Muskie“ von Kairo versetzt meinen, wenn sie nicht so sorglich und sauber mit wohlgefugten Granitfließen gepflastert wäre. Von Haus zu Haus hinüber ist ein ganzes Netzwerk feiner Seile oder starker Fäden gezogen, auf welchem die leinenen Zeltdächer aufliegen. Da die Höhe der übrigens im allgemeinen ziemlich niedrigen Häuser sehr verschieden und willkürlich wechselnd ist, so kommt auch in diese beweglichen Bedachungen der Gasse eine reizende Unregelmäßigkeit, welche jedes langweilige Einerlei der Anordnung aufhebt, wenn auch im einzelnen all der malerisch zerfetzte Matten- und Teppichplunder ausgeschlossen ist, welcher denselben Dienst in den afrikanischen Städten leistet.

An dieser allgemeinen Beschattung der Straßen von oben her läßt es sich natürlich kein einziges Haus genügen. Jedes Fenster der Façade mit dem dazu gehörigen, der Breite des Fensters entsprechenden umgitterten Balkon wird durch einen lang heruntergelassenen, über dies Gitter hinüber wallenden äußern Vorhang noch besonders geschirmt: ein Gebrauch, der sich bekanntlich auch in manchen Städten Italiens häufig wiederholt, besonders in den ehemals unter spanischer Herrschaft gestandenen Provinzen: im Mailändischen, Neapolitanischen und Sicilianischen.

Künstlerischen Stil oder Schmuck an den Façaden dieser Wohnhäuser würde man in Sevilla überall vergebens suchen. Dieselben zeigen vielmehr durchweg nur mit weißer Kalkmilch, seltener mit Gelb oder Rosa übertünchte, mit Thüren und Fenstern durchbrochene höhere oder niedrigere, breitere oder schmälere steinerne Kastenwände. Kunstgestalt und Ornamentation, Schönheit oder Pomp und Pracht der Verhältnisse, des Stils, der plastischen und malerischen Decoration der Außenseite bleibt allein einigen öffentlichen architektonischen Monumenten vorbehalten, Schöpfungen des arabischen und christlichen Mittelalters und der spanischen Spätrenaissance.

Auch das ist noch unverfälschtes sarazenisches Erbtheil Sevillas: das Wohnhaus nach außen hin, die Façade, mit

völliger Gleichgültigkeit zu behandeln, es nüchtern und schmucklos zu halten, um dafür alle Anmuth, alles trauliche Behagen, alle heitere Formengrazie und gefällige Zier in seinem wohlgeborgenen Innern zu entfalten. Der große Unterschied und liebenswürdige Fortschritt gegen die ursprüngliche orientalisch-mohammedanische Sitte liegt aber darin, daß diese Häuser — wie ihre Façade, wenn nicht geschmückt, so doch mit zahlreichen Fenstern zum freien Ausschauen in die Gassen durchbrochen ist — den Einblick in das Heiligthum ihres Innern dem draußen Wandelnden willig gewähren, ja ihn durch zierliche Mittel sogar veranlassen, denselben ja nicht zu versäumen.

Die schmucken, leichten, mit dem noch unverlorenen Geschmack und Geschick der sevillanischen Kunstschmiede ausgeführten Gitterthüren, welche einzig die verschlossene Pforte des Hauses nach der Straße hin bilden, entziehen dem Blick eben nichts, sie üben nur eine um so stärkere Lockung für ihn. Hinter dem Gitter befindet sich ein kleiner kühler, mit Fliesen gepflasterter Flur; auf diesen aber folgt nicht das Treppenhaus, sondern der Patio.

Der Patio ist der directe, kaum wesentlich verwandelte Abkömmling des maurischen Brunnenhofes, wie dieser wol der des antiken Atrium. Ob es Moschee, Fundac, Palast, Serai oder Wohnhaus zu bauen gilt, das architektonische Genie der Araber und Mauren hat nie vermocht, sich von dem für die Gestaltung aller geschlossenen Räume vorgeschriebenen Recept und Grundschema zu entfernen: das ist der viereckige Licht- und Brunnenhof, welcher häufig zugleich den Garten bildet, von dem Gebäude mit Arcaden im Erdgeschoß, mit Galerien im obern Stockwerk umgeben, auf den hin sich alle Räume öffnen, von dem her sie Licht und Luft empfangen. Nur bei der Moschee ist an die eine Seite des Brunnenhofs, der somit für sie nur als Vorhof dient, der „vielsäulige Saal“, der unverkennbare Abkömmling des Polystilos der altägyptischen Tempel, die Stätte des Gottesdienstes, angefügt.

Im und um den Brunnenhof des Palastes wie des Wohnhauses concentrirt sich das Leben der Familie. Dort verbirgt es der Mohammedaner ängstlich und eifersüchtig vor jedem frem-

den Auge; dort stellt es sein christlicher Ueberwinder und Erbe mit Behagen, mit frohem Stolz, mit der reizenden Unbefangenheit und natürlichen Ungenirtheit des romanischen Südländers halb öffentlich aus. Die modische „Cour d'honneur" unserer großen Hotels (siehe Kaiserhof in Berlin) ist nur der erweiterte sevillanische Patio, dem sie auch in der Art der Benutzung nicht unähnlich ist. Den Patio, in welchen sich von oben her das mild gedämpfte Licht ergießt, stattet die das Haus bewohnende Familie mit allem Besten und Liebsten aus, was sie an Mobiliar und Wohnungsschmuck besitzt. Er bildet den Empfangsalon, die „gute Stube", den Musiksaal, den beständigen Lieblingsaufenthalt bei Tag und Abend, das bevorzugte Museum des etwaigen Kunstbesitzes, das Gewächshaus, das Gärtchen. Im Patio liegt eins von den Hauptmotiven jenes Zaubers, welchen Sevilla auf seine Besucher und, wie man weiß, auch auf seine Bewohner übt, denen keine Stadt der Welt der ihrigen gleichwerthig erscheint. An den Häuserreihen derjenigen Gassen vorübergehend, in welchen Erdgeschoß und Flur nicht bereits ganz von Läden, Waarenmagazinen oder Werkstätten eingenommen sind, genießt man einer ununterbrochenen Folge von gefälligen, oft überraschenden, immer wechselnden Bildern, indem man durch die Gitterthüren in ihr unverborgenes Innere, in Flur und Patio hineinblickt.

Hinter dem halbdunkeln schattigen Flur leuchtet der helle freundliche Raum, von lichten, meist Rundbogen tragenden Säulen umrahmt; der Boden mit Marmor- oder bunten Majolikafliesen gepflastert und mit schönen gemusterten Matten belegt; häufig von dem frischen Blättergrün und den farbigen Blüten der dort aufgestellten Gewächse, mehr noch von spielenden Kindern, von Frauen- und Mädchengestalten heiter belebt, welche hier emsig mit einer Haus- und Handarbeit beschäftigt sind, dort bequem in die Sessel zurückgelehnt das süße Behagen der Ruhe und Kühle genießen. Der Strahl des Brunnens plätschert in das Marmorbecken und stäubt seine feuchten blitzenden Perlen über die Blätter und Blüten, die es umgeben. Hier und da gesellen sich dem leisen Klang der steigenden und fallenden Wassersäule die Läufer und Accorde eines mit

leichter kundiger Hand gespielten Flügels. Die, welche seine Tasten so zierlich und virtuos, so zart und empfindungsvoll, oder so energisch und leidenschaftlich zu rühren weiß, verbirgt wol das blühende Gebüsch oder die Seitenwand des Vorflurs unserm Auge, es unserer Phantasie überlassend, sich ihr Bild nach dem Eindruck ihres Spiels auszumalen.

Hier ist der Patio winzig und eng, dem bescheidenen Umfang und Gepräge des kleinbürgerlichen Häuschens angemessen. Ein paar niedre Gesträuche, ein paar Blumentöpfe müssen hinreichen, ihn zu schmücken. Die Bewohner haben nur simple Stühle mit Sitzen von geflochtenem Schilf oder Palmblatt hineinzustellen. Statt der Musik ertönt hier nur das Schnurren der Nähmaschine, oder der Lärm der Kinderstimmen. Die fleißigen Mädchen, die von ihrer Arbeit kaum aufblicken, tragen dürftige Kattun- oder schwarze Camelotkleidchen, und der einzige fremde Schmuck ihrer liebenswürdigen Person ist die Rose an der Seite des Kopfs im hochgewundenen blauschwarzen Haar. — Dort ist der Patio zum prächtigen Mittelding von Salon, Garten und Prunkhof erweitert. Zwischen breitschattigem Palmen- und Bananengebüsch, zwischen duftenden Rosen und dunkeln Cypressen stehen Abgüsse von Antiken und moderne Statuen. Um die weißen und farbigen Marmorschäfte der Arcadensäulen winden sich üppig blühende Schlinggewächse; farbige Teppiche hängen vor den Bogengängen des Umgangs, reiche arabische Laternen und Ampeln von der Decke des Raums. Alle die kleinen und großen unentbehrlichen Ueberflüssigkeiten, welche modernes Luxusbedürfniß erzeugt, die Eleganz erheischt und nothwendig gemacht hat, stehen und liegen in gefälliger Unordnung umher verstreut. Frauengestalten von schlankem und delicatem Wuchs und andere von prächtiger stolzer Fülle der Formen, in schwarzen Seidenroben und darüber geworfenen schwarzen Spitzenmantillen, ruhen plaudernd oder träumend und Cigaritos rauchend, unaufhörlich ihre großen Fächer bewegend, auf den Causeusen und in den Schaukelstühlen nahe dem Brunnenbecken in der Mitte des Raums. In den großen weitgeschnittenen schwarzen Augen, welche von den langen dunkeln Wimperfransen der breiten Lider mit weichem Schatten bedeckt werden, scheint all das

eingesogene Sonnenfeuer zu schlummern, welches ihrer Haut den gleichmäßigen klaren warmen lichten Tizian'schen Goldton gab, den sie sämmtlich nun in unseliger Verblendung mit dicken Lagen von Poudre de Riz, weißer und rosiger Schminke zu übertünchen und zu zerstören mit traurig bestem Erfolge beeifert sind. Daß man diese Details von draußen her durch das Gitter zu erkennen vermöge, wird allerdings wol niemand erwarten.

Je reizvoller die unregelmäßigen echten Straßen Alt-Sevillas durch die geschilderten Eigenthümlichkeiten ihrer Häuser und durch ihre Schattendächer, die alten Plazas an den grandiosen und originell prächtigen Monumenten der einstigen Herrlichkeit, Größe und Kunst durch diese Architekturwerke und durch die der Natur des Orts so wohl angemessenen Arcaden erscheinen und wirken — um so häßlicher contrastiren mit deren charaktervollen Physiognomien einige anspruchsvolle moderne Platz- und Straßenanlagen der Stadt. So vor allen die zur Alameda eingerichtete große quadratische „Plaza nueva" an der Rückseite des hochinteressanten Renaissancebaues der Casas Capitulares oder der Casa de Ciudad, des Stadthauses, gelegen. Auf den andern drei Seiten von neuen, unerträglich nüchternen und wie aus Einer Form gepreßten, gelbgestrichenen Gebäuden umgeben, welche größtentheils die besten Hotels und Casas de Huespedes (ungefähr unsern Hôtels garnis entsprechend) und im Erdgeschoß arcadenlos sind, nimmt seinen freien Raum eine große Pflanzung von Orangenbäumen mit zahlreichen doppelsitzigen Bänken zwischen ihren Stämmen ein. Aber es ist ein künstlicher Garten, der schlechterdings nicht gedeihen will, dessen Pflanzungen trotz aller Sorgen und Mühen nur ein kümmerliches Dasein fristen. Ihn bei Tage, im Sonnenschein zu überschreiten, gilt jedem Eingeborenen für eine Aufgabe, von der er sich schaudernd abwendet. Vor der erbarmungslos auf diesen weiten öden Platz herniederbrennenden Sonne gibt es nicht Schutz und Rettung, auch nicht unter seinen dürftigen Orangenbäumen. Mit der beginnenden Dämmerung freilich, wo jene Schrecken schwinden, ist sein Aussehen bald genug gänzlich verändert; dann bedeckt er sich mit einer wachsenden Menge von Lustwandelnden und von Gruppen, die sich auf seinen

langen Marmorbänken mit der gemeinsamen mittlern Rücklehne und auf den eisernen Gartenstühlen installiren, und bis lange nach Mitternacht wird er nicht mehr leer, hört hier das heitere Summen, Singen, Plaudern, Rauschen nicht auf, so wenig wie auf all den andern Plätzen und Straßen Sevillas.

Der eigentliche Abendcorso aber bewegt sich nach dem Westen der Stadt, zu den Quais am linken Ufer des Guadalquivir und hinab zu den Platanenalleen, wo der alte achteckige Sarazenenthurm, der Toro d'Oro, sich hart an dem mit Fahrzeugen dicht besetzten Strome erhebt. An ihrem östlichen Ende mündet diese Allee, etwas von letzterem sich abwendend, in die großen stattlichen Gartenanlagen des Paseo de Cristina. Hier, auf dem breiten Mittelwege zwischen hohen mächtigen Pappeln, Ulmen und Platanen, und weiter jenseits am Palast de San Telmo hin, dem für den Herzog von Montpensier prunkvoll ausgebauten barocken Schlosse aus dem Ende des 16. Jahrhhunderts, promenirt während der ersten Abendstunden hauptsächlich die elegante Welt zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß. Ein dichter Menschenstrom flutet dann bald langsamer, stockend, gehemmt, bald in schnellstem Tempo diese baumreichen Straßen entlang, die Scenen und Bilder vom londoner Rotten-Row, vom pariser Bois, vom wiener Nobelprater und vom römischen Monte Pincio ins Spanische übertragend. Und sie verlieren durch die Uebertragung wahrlich nicht an Glanz und Anmuth. Die Männer (nirgends gibt es schönere als unter den Söhnen Spaniens, zumal unter denen im Offizier- und Soldatenkoller), die Frauen und Mädchen, und auch die Pferde sorgen dafür mit gleichem Erfolg.

Nicht minder lustig und charakteristisch als hier am Strom und in dem Paseo gestaltet sich während der Abend- und Nachtstunden das Volkstreiben in der innern Stadt, in der ganz eigenartigen „Calla de las Sierpes“ (Schlangenstraße), und den auf sie mündenden Nebengassen und Vicoli. An der Nordwestseite des Constitutionsplatzes, nahe dem Stadthause, in etwas größerer Breite als die Mehrzahl der andern Straßen Sevillas beginnend, zieht sie sich in leichten Windungen und

Krümmungen nach derselben Richtung weiter bis ins Herz der Altstadt, an beiden Enden durch je zwei eiserne Prellpfähle gegen das Einfahren von Wagen gesichert, und in ihrer ganzen Länge durch querüber von Haus zu Haus gespannte Leinenzelttücher bei Tage gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Wie in einer großen langen, durchweg mit Fliesen gepflasterten Galerie wandelt man bequem, durch nichts gestört und nie zum Ausweichen gezwungen, in diesem schattig kühlen Raume zwischen zwei ununterbrochenen Reihen der elegantesten, bestassortirten Läden mit Luxuswaaren oder Literatur- und Kunsterzeugnissen, der größten und glänzendsten Cafés, Restaurants, Clubs und Bäder Sevillas, und zwischen den Verkaufsstellen der fliegenden, gleich ihren Collegen auf dem Toledo zu Neapel häufig den Ort wechselnden, kleinen Händler und Hausirer.

Während der Tagesstunden freilich ist es auch hier still und leer. Erlischt aber der Sonne Feuer und ist der große Corso am Guadalquivir beendet, dann richten alle, die nach dem harmlosen Vergnügen des Promenirens, des Sehens und Gesehenwerdens einen guten kühlen oder heißen Trunk begehren oder auch wol, wie Schumann's Hidalgo, auf Abenteuer ausgehen, sicher ihre Schritte nach der Sierpes-Straße. Bald ist sie in ihrer ganzen Breite und Länge von Menschen gefüllt. Fächer- und schleppenrauschend, plaudernd, lachend, singend, rauchend, wogt die Menge in ihr auf und ab wie in einem luftigen, magisch beleuchteten Saal. Auf jedem Balkon sitzen Frauen und Mädchen. In jedem Café und jeder sonstigen Erfrischungsstation drängen sich die Besucher, und aus den weit geöffneten Thüren und Fenstern ertönt zum Gläser- und Tassenklirren Vocal- und Instrumental-Musik in die Straße hinaus. Zu verwundern ist nur, daß bei diesen Klängen das schöne glatte Fliesenparket nicht als improvisirter Tanzsalon benutzt wird. Wie sehr es den reizenden Frauen und Mädchen „aus dem Volke" und aus allen Ständen, mit der Rose im Haar, mit Fächer und Mantille, die sich hier mitten unter den Scharen der Männer in vollem Sicherheitsgefühl, in Unbefangenheit, anständiger Freiheit, harmloser Lust und vollendeter natürlicher Grazie bewegen — nie von einer Roheit, Unhöflichkeit oder Zu-

dringlichkeit, weder in Worten noch Geberden, belästigt und erschreckt — wie sehr es ihnen bei dem Takte dieser Orchesterweisen elektrisch in den kleinen zierlichen spannkräftigen Füßen zuckt, und nicht blos in diesen, das können und wollen sie nicht verbergen.

Die nordische ängstliche Scheu vor der Oeffentlichkeit, das Verheimlichen der Thatsache, daß warmes Blut in ihren Adern rollt und daß für sie leben vor allem lieben heißt, liegt dem südlichen Temperament der Spanierinnen fern. Wenn sie ihr Herz verschenken, so gehen sie nichts weniger als heimlich dabei zu Werke. Jenseit des halbdunkeln, nur matt von einer hängenden Laterne erhellten Vorflurs sieht man den Patio noch in den späten Abendstunden lustig erleuchtet und belebt. Hinter dem Gitter der Hausthür aber steht eine junge Schöne, die Tochter des Hauses; sie drückt Stirn und Wangen an die Eisenstäbe, die sie mit den Händen gefaßt hält, und spricht, im schnellen Wechsel der Stimmung lachend und weinend, zärtlich und schmollend („und immer verliebt"), zu dem kecken jungen Burschen mit den heißen lustigen schwarzen Augen unter den schwarzen Brauen, der von der Straßenseite her sein braunes Antlitz gleichfalls an das Gitter preßt, zu dem sein Lockgesang oder der Schlag der festgesetzten Stunde die Liebste gerufen hat. Zum Glück sind die Zwischenräume zwischen den Stäben nicht so eng, daß man sich nicht die Hände und auch, wenn es recht angefangen wird, die Lippen hindurchreichen könnte, um sie das Ziel ihres dunkeln Dranges finden zu lassen. Die Alten drin im Hause sehen kein Arges darin: das Gitter ist ja fest verschlossen. Mag der Liebhaber da draußen um die Kleine werben, er wird die Eisenstäbe nicht durchsägen.

Mich dünkt indeß diese Sicherheit, ohne die Solidität der sevillaner Schlosserarbeit bezweifeln zu wollen, doch eine ziemlich precäre. Die Brandmauer zwischen Pyramus' und Thisbe's Hause war trotz ihrer einen Spalte im ganzen noch stärker und dichter: und wir wissen nicht erst vom letzten berliner Künstlerfest her, wie wenig sie die beiden vor ihrem Schicksal bewahrt hat! Auch in Andalusien wird es nicht anders

sein als in Alt-Babylon und in Schleswig-Holstein. Die tröstliche und besorgliche Wahrheit, die der liebenswürdige schleswig-holsteinische Poet mit so inniger Empfindung und Ueberzeugungskraft ausspricht:

> Keen Graff is so breet un keen Muer so hoch:
> Wenn Twe sik man gut sünd, da brapt se sik doch.
> Dar finnt sik en Ledder, en Stegelsch un Steg:
> Wenn Twe sich man leef hebbt, keen Sorg vaer den Weg —

sie bleibt nicht weniger wahr wol auch in spanischer Zunge.

XXV.

Maurische Monumente und Herrschaftsspuren auf sevillanischem Boden.

Der Platz des Triumphes. — Die Lonja. — Der sarazenisch-spanische Königspalast. — Ausgesperrt. — Die Giralda. — Der Brunnen- und Orangenhof der Moschee.

Die wichtigsten und großartigsten Denkmäler der Geschichte und der Kunst in Sevilla hat man auf der Plaza del Triunfo und rings um dieselbe zu suchen, wie manches bedeutende Monument der Architektur und wie viele der schönsten Schöpfungen der Malerei auch noch in andern Gegenden der Stadt verstreut sind. Auf jenem Platz und in dessen Gebäuden stehen die großen Daten der Stadt- und Provinzgeschichte in gewaltigen steinernen Lettern verzeichnet. Der Königspalast des Alcazar und die Kathedrale erzählen beredter, als es Chronik und Heldengesang vermögen, das historische Epos von der Blüte und dem Untergang der maurischen Herrschaft und Cultur auf diesem gesegneten Boden des alten Vandalenreichs, sowie von dem Siege und der stolz aufstrebenden Macht des spanischen Christenthums, der königlichen Schirmer und Ausbreiter des reinen katholischen Glaubens, welche das Kreuzespanier auf den Trümmern des niedergeworfenen Sarazenenthums aufpflanzten. Die Hauptmoschee mußte ihren Platz dem Riesenbau der Kathedrale räumen, und in dem reizenden üppigen Herrschersitz der mau-

rischen Könige Sevillas nahm der heilige Ferdinand, der Eroberer ihres Reiches, seine Residenz, drittehalb Jahrhunderte bevor Granada, die letzte Burg der Maurenherrschaft auf spanischem Boden, durch die Waffen seines gleichnamigen Nachfolgers, Ferdinand des Katholischen, bezwungen wurde. Und der sehr unheilige Pedro der Grausame machte dieselben Hallen, Patios und Gemächer zum Schauplatz seiner blutigen Gewaltthaten und seines üppigen Genußlebens; — beide Neigungen vertragen sich ja bekanntlich ganz wohl in derselben Menschenseele.

Was die arabische Cultur hier und auf so vielen andern Stellen der Pyrenäischen Halbinsel geschaffen hatte, bewies eine erstaunlich zähe Lebenskraft. Wie das siegreiche Rom sich von dem unterworfenen Hellas dessen Kunstgesetze dictiren und von dessen künstlerischer Formensprache für alle Zeit beherrschen ließ, so haben die katholischen Besieger der Mauren in Spanien noch lange unter dem Bann der arabischen Kunstformen verharrt, indem sie diese theils direct zu ihren Neuschöpfungen entlehnten, theils unbewußt, ja wider ihre Absicht in die neuen christlich-gothischen Bauwerke mit aufnahmen und verwandten.

Einerseits das nur gezwungene Nebeneinanderbestehen des arabischen, des gothischen und des Renaissance-Stils, andererseits das Verwachsen und Verschmelzen fremder, sogar feindlicher und widerstrebender Elemente zu seltsamen Neubildungen, wie wir es hier so oft an denselben oder doch von Einem Mauercirkel umspannten Monumenten finden, macht deren Erscheinung so außerordentlich interessant, so eminent malerisch und das Studium derselben reizender und fesselnder fast als das architektonischer Denkmale von strenger Einheit und Reinheit der Formen. Auf der Plaza del Triunfo zu Sevilla drängen sich Architekturen sowol gewaltsam wie unbewußt gemischten Charakters, Schöpfungen von der graziösesten wie von der kühnsten und der erhabensten Conception uud von staunenswerther Ausführung, Werke aus allen Cultur- und Kunstepochen vom 11. bis zum 17. Jahrhundert, der arabischen wie der christlichen, mit dem Stempel ihres Ursprungs an der Stirn, zu einer grandiosen Gruppe zusammen, die wol an keinem Orte der Welt ihresgleichen hat.

Hier die ungeheure Masse des Doms mit der sarazenischen Moscheenmauer in unlöslichem Zusammenhange mit dem herrlichen sarazenischen Thurm der Giralda als Glockenthurm, mit gothischer Façade, gothischen Portalen, mit dem System von Strebe-Pfeilern und Bögen, und doch wieder halb verdeckt von daran genisteten und geflickten theils vollendeten, theils nach kurzen Anläufen wieder aufgegebenen, groß angelegten Gebäuden im Palaststil der Spätrenaissance.

An der Nordostseite der Plaza steht der erzbischöfliche Palast, ein barocker Bau, Façade, Säulen, Portalumrahmung mit gemeißelten Reliefornamenten bis zur Wüstheit überladen, aber mit einem schönen Arcaden- und Brunnenhof im Innern. Vor der Südseite der Kathedrale, von dieser durch breiten Zwischenraum getrennt, allseitig freistehend, erhebt sich die würfelförmige Masse der Casa Lonja, von dem berühmten Baumeister Herrera in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Sitz handelspolitischer Behörden und Körperschaften und Aufbewahrungsort der „Indischen Archive" errichtet. Der Bau gleicht in Anlage und Durchführung durchaus römischen Palästen derselben Epoche. Zwei Stockwerke über dem Sockel hoch, wird jede seiner Façaden durch dorische Pilaster gegliedert, zwischen welchen sich je elf Fenster, entsprechend den Thüren im Erdgeschoß, öffnen. Das Dachgesims krönt eine kräftige Balustrade, an deren vier Ecken je eine kolossale groteske Pyramide mit dem Kreuz auf der Spitze emporsteigt. Der quadratische Brunnenhof, mit seinen rundbogigen von dorischen Säulen getragenen Arcaden im Erdgeschoß und der Säulengalerie im ersten Stockwerk, gleicht in allen Stücken, in der ruhigen Vornehmheit der Totalwirkung, den großen und wohlabgestimmten Verhältnissen, auch in der bei spanischen Palastbauten so äußerst seltenen Mäßigkeit und Zurückhaltung in Bezug auf ornamentale Decoration, den schönsten Höfen altitalienischer Paläste.

Hinter der Lonja führen ein paar breite unregelmäßige Gassen, theils mit Baumreihen bepflanzt wie ein Theil der Plaza selbst, zum Guadalquivir-Quai hinab. An der Südostseite des Platzes aber wird sie von einer hellen mit Zinnen gekrönten und von Thoren durchbrochenen Mauer in mehrfach zu

Winkeln gebogener Linie begrenzt. Hinter dieser liegen die Gebäude und Höfe des Alcazar.

Von seiner ursprünglichen Gestalt und seinem Aussehen, als er Palast und Citadelle der maurischen Könige war und sich bis zum Strom hinab und bis zum Toro d'Oro erstreckte, hat der Alcazar sicher in keinem seiner Theile noch viel in die Gegenwart hinüber gerettet. Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ließ Pedro eine so umfassende und gründliche Restauration der Gebäude ausführen, daß er in der großen Inschrift an dem wunderbar schönen Hauptportal zum ersten Hofe, dem der „Monteria", deren altspanische Schriftzüge dem reizenden Arabeskenspiel der gemeißelten, stukkirten und gemalten maurischen Ornamente aufs glücklichste angepaßt sind, sich rühmen konnte: „Der allerhöchste, edelste, großmächtigste, allerobernde Herr, Pedro, durch Gottes Gnade König von Castilien und Leon, hat diese Alcazars, diese Paläste und diese Portale erbauen lassen." Die maurische Kunst stand eben damals noch in voller Blüte. Die That des tyrannischen, bigoten Wahnsinns von Isabella und Ferdinand dem Katholischen, die Austreibung der Mauren vom spanischen Boden, war noch nicht geplant, geschweige denn ausgeführt. So war es möglich, daß unter einem, noch dazu als „der Grausame" bezeichneten, Christenkönige und für diesen die unverfälschte Kunst der Araber eins ihrer bewundernswürdigsten Werke, an Reichthum, Grazie und Schönheit wol der Alhambra vergleichbar, schaffen durfte und konnte.

Was jenes Hauptportal nebst den nächstangrenzenden Theilen der Façade, den Hufeisenbogen-Arcaden zu beiden Seiten, der Flächendecoration, den Zwickelfeldern, Bogen, Vordächern darüber dem Auge darbietet, erschien mir an Fülle der Erfindung des phantastischen, üppigen, theils geometrisch construirten, theils ineinander verflochtenen Linien- und Rankenspiels, an feinem Geschmack in der Vertheilung, im Hervorheben und Unterordnen, in Anwendung der Vergoldung der zarten wie der energischen, der matt gedämpften wie der frischen entschiedenen Farben, in dem zierlichen Mosaik von glasirten bunten Majolikaplättchen, von Stuck, Marmor, Metall

allerdings von einer in seiner Art nicht zu übertreffenden Vollendung, dem Besten gleich, was ich an Altem und Neuem in der gleichen Gattung von Architektur und Decoration in Fez und Mikenäs gesehen hatte. Die in dem weiten Vorhof postirten militärischen Wachtposten ließen mich in der Betrachtung dieser verwirrenden und doch überall so rein, zierlich und harmonisch ausklingenden Linien, Formen und Farbencombinationen nach Belieben verweilen. Die hohe, im gleichen Stil in Holz geschnitzte Pforte zu den nächst dahinter liegenden Galerien stand offen. Stuckateure und Maler waren dort mit den neuerdings wieder angeordneten Restaurationen beschäftigt. Was sie bereits an Bogen, Capitälen, Stalaktitenwölbungen geleistet hatten, schien mir nicht gerade erbaulich. Die maurischen Modelleure und Maurer drüben in Tanger machen es nicht schlechter, roher und geschmackloser, wenn sie die kreideweißen in Gips ornamentirten Architekturtheile mit hellblauen, grellrothen, grasgrünen und goldgelben Säumen, Ranken und Schnörkeln bepinseln. Möglich, daß gerade der sich hierin verrathende Geschmack dem der gegenwärtigen königlichen Bewohnerin des Alcazar, der für Spanien glücklich wiedergewonnenen Königin-Mutter, der tugendsamen Isabella, am besten entspricht. Ihr immer liebebedürftiges Herz hat jetzt, nach Marfori's Scheiden, hier in Sevilla wieder gefunden, was es gesucht; und so genießt sie, alt und zu einer der massivsten, gewichtvollsten Damen Spaniens geworden, fern von den Aufregungen und Gefahren der praktischen Politik, ein still beschauliches Leben der Frömmigkeit und des bescheidenen Familienglücks an der Seite des Letzterwählten und zwischen den lebendigen theueren Andenken an ihre vor- und vorvorletzten Freunde.

Aber dieser ihr Aufenthalt im Alcazar wurde in den Tagen meines Verweilens in Sevilla zum traurigen Verhängniß für mich. Kaum in die Galerie hinter dem Portal Don Pedro's eingetreten, wurde ich von einem heraneilenden Offizier der Wache höflich, doch mit unabweislicher Entschiedenheit bedeutet, daß ein weiteres Eindringen in die innern Räume des Alcazar schlechterdings nicht gestattet sei, solange die Majestät Isabella darin residire. Alle meine Vorstellungen und Bitten scheiterten.

Und so habe ich von allen übrigen Theilen dieses hochgepriesenen Wunders der arabischen Kunst gerade so viel, das heißt nicht ein Stück, kennen gelernt wie von dem einzigen, welches dieses noch übertrifft, von der Alhambra! Die geretteten Reste des ursprünglichen Baues, die unter Karl V., Philipp II., III. und selbst V. angeordneten und noch im echten alten Sinn und Stil durchgeführten Restaurationen, Erweiterungen, Neugestaltungen des Maurenpalastes kenne ich daher auch nach den Besuch von Sevilla nur aus den allerdings sehr guten Photographien und aus manchen genauen, beredten und anschaulichen Schilderungen. Nicht den berühmten, unter Karl V. restaurirten Patio de las doncellas, so genannt, weil in ihm einst der Usurpator Mauregat den in hundert auserwählten Jungfrauen bestehenden Jahrestribut des Königreichs Leon entgegenzunehmen pflegte; nicht den Saal Karl's V., nicht den Saal der Gesandten, nicht den Patio de las Munecas, den Apendero, den Garten, die mit verborgenen Wasserkünsten zum Schreck der dort Wandelnden so reich ausgestatteten Spaziergänge der schönen Geliebten des „Grausamen“, Maria de Padilla; nicht ihre Bäder, welche vordem die der Sultaninnen gewesen waren — habe ich in Wirklichkeit, dank Isabel II., zu sehen bekommen; ich mußte mich mit den blassen farblosen Abbildern dieser Herrlichkeiten begnügen.

An die Bäder der schönen Herrin Don Pedro's, des Brudermörders, knüpft sich eine ebenso pikante wie für dessen Zeit und Sinnesart charakteristische Legende, die genau so aussieht, als wäre sie eine Erfindung des (nach seiner Ueberzeugung) „größten Romandichters seit dem Verfasser der Leiden des jungen Werther“, des Herrn Sacher-Masoch. Wenn es nach ihm in Deutschland zu den „Idealen unserer Zeit“ gehört, den Champagner zu trinken, in dem sich gefeierte Königinnen der Haute-Cocotterie gebadet haben: so galt es am Hofe jenes allerchristlichsten, allerblutigsten und allergalantesten Königs Don Pedro für ein höfisches Gesetz, daß die Cavaliere des Fürsten das Wasser auszutrinken hatten, welches der anspruchslosern Gebieterin ihres gnädigen Herrn in diesen lauschigen arabischen Gemächern zu dem gleichen Zweck

gedient hatte. Einmal bemerkte Don Pedro einen Hofjunker, der sich in Bezug auf diesen Genuß einer gänzlich unerlaubten Enthaltsamkeit schuldig machte. Finstern Auges und mit drohender Miene fragte er ihn um den Grund dieser verwegenen Abstinenz. „Oh, Majestät", antwortete, auf die Knie sinkend, der Schuldige, „ich verdiene nicht Euern Zorn, sondern Eure Gnade. Kenne ich doch nur zu wohl die Schwäche meines Herzens, und mußte ich doch fürchten, wenn ich einmal die Sauce gekostet hätte, ewig verzehrt zu werden von der Begierde nach — dem Rebhuhn!"

In Rücksicht auf diese Legende vielleicht hat die gute Isabel II., trotz aller Pietät und Vorliebe für die Sitten und Gebräuche ihrer frommen Vorfahren, davon Abstand genommen, das betreffende Gesetz der Ritterlichkeit neuerdings wieder ihrem kleinen Hofstaat im Alcazar in Erinnerung zu bringen und den Cavalieren zur Nachachtung einzuschärfen.

Weit ältern Entstehungsdatums und in der Hauptsache von viel unberührter und reiner erhaltener Gestalt und Erscheinung als der Alcazar ist das andere kunstvollendetste Denkmal der arabischen Zeit Sevillas, der Thurm der Giralda.

Um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung erbaute der sarazenische Meister Huever, derselbe, der die Alhambra geschaffen hat, dieses graziöse und imponirende Werk, das zugleich als Observatorium und als Minaret der Moschee diente, deren Mauern und Arcaden unmittelbar daranstießen. Es ist ein Backsteinbau der vollkommensten Art, von einer Trefflichkeit des Materials und einer Präcision und Solidität der Ausführung, daß noch heute, nach bald 900 Jahren kein Ziegel ausgebröckelt ist, keine Fuge sich erweitert, keine Lage gesenkt oder verschoben hat, trotzdem 560 Jahre später auf seiner Plattform, die 250 Fuß über dem Boden liegt, zur vermeintlichen Verbesserung und Christianisirung des Heidenthurms, ein starker vierseitiger Aufsatz von 100 Fuß Höhe mit dreistöckigem kokett geformten Thürmchen als Abschluß errichtet wurde. In diesem Aufsatz, der seiner ganzen Höhe nach in regelmäßigen Abständen von hohen schmalen Schalllöchern durchbrochen und an den Zwischenpfeilern viefach mit grün glasirten

Thonplatten oder Verblendziegeln bekleidet ist, hängen jetzt die Glocken der Kathedrale. Eine Inschrift in kolossalen Buchstaben zieht sich rings um seinen Sims, weithin aus der Tiefe noch lesbar: „Nomen domini fortissima turris“. Auf der letzten, bronzenen Kuppe des obersten Thürmchens balancirt goldig blitzend die 2800 Pfund schwere Statue des Glaubens, ein großes bronzenes Segel als — Windfahne, „el Giraldillo“, in der Hand haltend.

Gewiß, der christliche Zu- und Aufsatz paßt nicht genau zu dem Plane des arabischen Thurms, und seine Hinzufügung bleibt immerhin eine Gewaltthat. Aber das müßte ein wunderlicher Purist sein, der ihn hinweg, der ihn abgetragen zu sehen wünschte! Das ganze Denkmal, wie es geworden ist und heute dasteht, bildet eine Totalität von ganz absonderlichem Reiz und höchst charaktervoller Physiognomie.

Wie bei jedem Werke arabischer Kunst fehlt auch an dem echten ursprünglichen untern Theil der heutigen Giralda jeder Schmuck durch plastisches Bildwerk. Schon das allein sollte genügend davor bewahren, daß man ihn als künstlerische Schöpfung, wie es wol geschehen ist, Giotto's Campanile zu Florenz gleichstellt, welchen außer seiner architektonischen Schönheit und seiner prachtvollen mehrfarbigen Marmorbekleidung viele formen- und inhaltreiche eherne Reliefbilder der biblischen Legende so herrlich verzieren. Bei der Giralda sind die bis zu 3 Meter dicken Mauern aller vier Seiten in regelmäßigen Abständen, aber in je zwei angrenzenden Wandflächen immer an andern Stellen, nach der Höhe hin von kleinen mit Balkons versehenen Fenstern mit Hufeisen-Doppelbogen, die von schmalen Säulchen in der Mitte gestützt werden, durchbrochen und aufs gefälligste belebt. Die geschickte und discrete Anwendung verschiedenartig getönter Ziegel in der Grundfläche der Wände sowie in den Eckstreifen, den Fensterbogenumrahmungen und Balkons erhöht und bereichert noch die Wirkung. Die vierseitige schwere, im ganzen doch wenig gegliederte Masse des Backsteinthurms erhielt, dank dem hohen Kunstverstand und Geschmack des Meisters, einen leichten, schwungvoll aufstrebenden, elancirten Wuchs, der an den einer

graziösen Riesensäule erinnert. Das Geheimniß dieses Eindrucks liegt neben jener Belebung der todten Flächen durch Formen und Töne übrigens auch darin, daß der Thurm sich im Aufsteigen nach der Höhe fort und fort unmerklich an Umfang veringert, indem seine Flächen und Kantenlinien sich leise einander zuneigen. Es ist auch das wol einer der von dem feinsten Gefühl für die Wirkung eingegebenen „Witze" oder Kunstgriffe, wie sie moderne Forscher auch in manchen Linien des Parthenon nachweisen wollen.

Von der Moschee, zu welcher der Thurm gehörte, steht noch ein stattlicher Theil der Umfassungsmauer, die große Nordwestecke. Die eine Wand derselben schließt sich an die mit ihr verbaute Giralda, die andere endet an dem Sagrario, dem Renaissance-Anbau an der Westseite der Kathedrale. In dieser gelblich angestrichenen, mit arabischen Zackenzinnen gekrönten Mauer öffnet sich im Norden ein weites Hufeisenbogenthor, im ganzen von täuschend echtem arabischem Formencharakter. Sieht man jedoch näher zu, so entdeckt man sehr bald, wie viel von spätgothischen und Renaissance-Bildungen sich hier mit sarazenischer Ornamentik unbefangen verbunden und verschmolzen hat. Zwischen den phantastischen Arabesken derselben lösen sich Reliefbilder der Madonna und vieler Heiligen, unter letztern auch die der Patroninnen der Stadt und der Giralda insbesondere, Santa Justa und Rufina, zu beiden Seiten des von ihnen gestützten Thurms von dem Grunde ab, und reliefgeschmückte Pilaster umrahmen manche Felder, ähnlich wie an den Pforten italienischer Kirchen aus dem 15. Jahrhundert.

Diese malerische Pforte, die Puerta del Perdon, bildet im Innern einen prachtvollen, maurisch überwölbten hohen Thorweg; ein Heiligenbild ist in das Gemäuer des Pfeilers zur Linken eingelassen, ein Altar und ein Betstuhl davor angebracht. Durch das Thor hindurch gelangt man in den weiten, stillen, gepflasterten Brunnenhof der alten Moschee, deren Hufeisenbogen-Arcaden in die ihn umgebenden Gebäude hinein vermauert sind. Im Schatten seiner dichtlaubigen, in regelrechten Reihen gepflanzten Orangenbäume plätschert träumerisch der Wasserstrahl in das Marmorbecken, in welchem

vor Jahrhunderten die gläubigen Moslim ihre frommen Waschungen vollbrachten, ehe sie das Heiligthum der Moschee zu betreten wagten. Längst ist diese vom Angesicht der Erde vertilgt. Statt ihrer steigt hinter den Baumreihen und über deren dunkelgrüne, glänzende dichte Kronen in überwältigender Mächtigkeit der altersgraue, herrlich gegliederte steinerne Koloß des Langhauses der Kathedrale auf, die glorreiche Schöpfung des abendländisch christlichen Genius, welchem Macht, Geist und Kunst des Mohammedanismus nnd des Orients auf diesem wie schließlich auf jedem Boden erliegen und weichen mußten.

XXVI.

Die Kathedrale von Sevilla.

Außenansichten. — Portale. — Inneres. — Kapellen. — Schnitzkunst. — Murillo's Antonius von Padua.

Durch die großen Meisterschöpfungen der gothischen Kirchenbaukunst in Deutschland und Frankreich sind wir an eine ganz andre Geschlossenheit und Einheit (trotz häufiger Stilverschiedenheiten innerhalb desselben Bauwerks) der äußern Gesammtform gewöhnt, als sie die Kathredale von Sevilla darbietet. Da diese hier durch die Mauer des alten Moscheenhofs, an ihren andern Seiten durch Anbauten, palastartige Nebenkirchen, Bisthums-, Verwaltungs- und Kapitelgebäude bis hoch hinauf zu den Strebepfeilern und Kapellendächern ihrer Seitenschiffe gegen die umgebenden Plätze und Straßen hin verdeckt wird, ist es von keinem Punkte her möglich, einen großen Totaleindruck von ihr zu gewinnen. Die Westfaçade, eingeklemmt zwischen solchen Anbauten, die in der gleichen Fluchtebene mit ihr liegen, ohne Thurm oder Thürmepaar über und neben dem Giebel, wirkt durchaus nüchtern und unbefriedigend. Die aufstrebende Bewegung endet eben mit diesem, auch decorativ sehr wenig belebten Giebel, an den sich zu beiden Seiten die Pfeiler der daran gelehnten Schiffe ansetzen, ohne ein rechtes Ausklingen, ohne eigentlich organischen Abschluß. Der des hohen Chors mit den drei von Halbkuppeln überwölbten Absiden aber, deren nördlichste in den Thurm der Giralda hineinverbaut ist, trägt so sehr die For-

men der spanischen Hochrenaissance, daß er kaum zu demselben Bauwerk zu gehören scheint. Von der Südseite des Langhauses läßt ein nicht über das Erdgeschoß hinaufgeführter Anbau wenigstens die westliche Hälfte, vom Querhause bis zur West-façade, überblicken und zur Wirkung kommen, während man die Nordseite desselben, oder wenigstens ihren untern Theil, nur aus zu großer Nähe von dem schon erwähnten Patio de los Naranjos her, dem mit Orangenbäumen bepflanzten Brunnen-hofe hinter der alten Moscheenmauer, zu übersehen vermag.

Die Leichtigkeit, die Zierlichkeit, den jeder Schwere spottenden, die steinernen Massen gleichsam auflösenden Aufschwung aller Formen, wie er unsern gothischen Domen eigenthümlich ist, würde man hier ebenso vergeblich suchen, wie das überreiche Geflecht des Maßwerks, wie die Menge phantastischer Sculpturen, auf Kragsteinen kauzender Monstra und der Heiligen-Statuen und Statuetten in Nischen und unter den Baldachinen der Fialen. Der Antheil der plastischen Kunst an der Gestaltung der Außenseite der Kathedrale von Sevilla ist ziemlich gering. Das Süd- und das Nordportal des Querschiffs sind unvollendet und gänzlich statuen- und relieflos geblieben. Die einzigen bedeutendern plastischen Decorationen schmücken die Thürwangen und Superportenfelder des nördlichen und südlichen der drei Portale der westlichen Hauptfaçade; das große mittelste derselben blieb ebenfalls vollkommen leer.

In jenen beiden schmalern aber hat die Kunst des Lope Marin, eines Meisters des 16. Jahrhunderts, ungemein erfreuliche und interessante Werke geschaffen. Ihr Material ist auffallenderweise nicht Stein, sondern gebrannter Thon, dessen Haltbarkeit sich übrigens im allgemeinen wohl bewährt hat. Die lebensgroßen Statuen von Heiligen der Kirche, unter denen reichgewandete Bischöfe am zahlreichsten sind, zeichnen sich durch edle Würde, großartig disponirten Faltenwurf sowie durch energische nicht vergebens angestrebte Lebenswahrheit und scharf individualisirende Charakteristik aus. Das Schönste aber ist im Giebelfelde über dem südlichsten dieser drei Façadenportale geleistet, in einer Hochrelief-Darstellung der Anbetung der Hirten. In der Auffassung und Schilderung des Vorgangs, in der

Bewegung, im Geberden- und Gesichtsausdruck der einzelnen Gestalten herrscht ein köstlicher naiver Realismus. Die Innigkeit der herzlichsten Freude kann nicht treffender, kräftiger, überzeugender in einem durch die Sculptur geschaffenen Menschenantlitz ausgedrückt werden, als es hier in dem des alten Hirten und des jungen Weibes, welche sich dem göttlichen Kinde anbetend nähern, geschehen ist. Von dem reinen, die Gegenstände aufs schärfste modellirenden Sonnenlicht beschienen, gewinnen diese altersgrauen Figuren dort oben ein so erstaunliches Leben, wie es der Sculptur nur äußerst selten ihren Gebilden einzuhauchen gelingt. Im Giebelfelde der nördlichen der vier Thürme bildet die Taufe Christi den Gegenstand des Reliefbildes: eine tüchtige Arbeit, die sich indeß mit dem eben beschriebenen nicht messen kann.

Wie sehr auch das Aeußere des Doms unsre Erwartungen täuscht, wie unleugbar es durch die Bedingungen seiner Lage, die Einschachtelung in die verschiedensten Annexe um die Größe seiner Wirkung gebracht wird: sein Inneres überbietet dafür jede Vorstellung; es ist von so überwältigender Größe der Verhältnisse, der Disposition, des Eindrucks auf Phantasie und Gemüth, von so unerschöpflichem Reichthum an Kunst und Schönheit jeder Art im Einzelnen, daß meine Erinnerungen an alles Erhabenste, Gewaltigste und Schönheitsvollste, das ich je in den verwandten Schöpfungen des Genies und der frommen Begeisterung einer großen Vorzeit geschaut und verehrt habe, anfangs nicht die Empfindung zu besiegen vermochten: alles das sei hier noch überboten. Das Ungeheure der Dimensionen dieser 198 Meter langen, 79 Meter breiten fünfschiffigen Halle, deren Mittelschiffpfeiler sich bis zur Höhe von 39 Metern aufschwingen, hat allerdings einen wesentlichen Antheil an diesem Eindruck. Aber einen nicht geringern hat der Ton der geheimnißvoll farbig und goldig durchglühten Dämmerung, die uns hier überall umfängt, in den wolkenhohen Wölbungen, in den Kapellen und Altarwerken, hinter den kühn geschweiften Gittern webt und nistet, bald von dem magischen, fast überirdischen Schimmer der unbeschreiblich farbenprächtigen alten Fenster der Seitenschiffe und des Querhauses, bald von dem, einem innerlichen Ausstrahlen

vergleichbaren Leuchten matt erhellter Altargemälde von göttlicher Schönheit, bald vom Widerschein jenes Lichts auf vergoldetem Altarschnitzwerk, auf buntem und weißem Marmor, auf riesenhaften silbernen und goldenen Candelabern und Geräthen, auf prunkvollen Altar- und Sarkophagdecken und edelmetallnen Bekleidungen verklärt. Wundervolle perspectivische Durchblicke öffnen sich auf allen Punkten des einschiffigen Querhauses und des fünfschiffigen Langhauses zwischen den je sieben Riesenpfeilern jeder Reihe hindurch auf die Kapellen, den Chor, zu den Gewölben hinauf. Gehemmt und unterbrochen freilich wird das Ueberblicken des innern Gesammtraums leider auch hier durch die in allen Kathedralen Spaniens gebräuchliche Verlegung des Chors mitten in das Hauptschiff, wo er den Raum von zwei vollständigen Pfeiler-Zwischenräumen und Gewölben in Anspruch nimmt. Nach der Hauptpforte mit einer dorischen Marmorfaçade und an zwei Seiten gegen die übrigen Schiffe hin durch feste Wände abgeschlossen, welche in ihrem untersten Theil eine schwerfällige Architektur aus farbigem, besonders prachtvollen rothem Marmor zeigen, darüber die kolossale Orgel mit dem üppig wüsten Holzschnitzwerk, das die riesigen Pfeifen einfaßt, öffnet sich dieser Chor nur von der Ostseite gegen die unter und zunächst hinter der Vierung befindliche umgitterte Hochaltarkapelle, die Capilla mayor. Durch einen schmalen, von einfachem messingnen Stabgitter umhegten mittlern Gang steht die Kapelle mit dem Chor in directer Verbindung, die aber nur der Priesterschaft zur Benutzung vorbehalten ist. In der warmen Schattendämmerung seines Raumes erkennt man ringsum das kunstvoll und überschwenglich reich geschnitzte Gestühl, die „Silleria", mit ihren 27 Sitzen, und in der Mitte das prächtige Meisterstück der Schnitzkunst von Bartolomeo Morel (1517), das große Pult für die mit Miniaturen geschmückten Folianten der alten heiligen Meßgesänge. Das hohe vergoldete Gitter, welches den Altar drüben nach dem Chor und nach beiden Seiten hin umschließt, prunkvoll und zugleich von graziöser Leichtigkeit und Eleganz, ist eine der in dieser Kathedrale so häufigen glänzenden Proben des Geschmacks und der vollendeten Technik der alten sevillaner Kunstschmiede.

Hinter seinen Goldstäben schimmert das fast bis zum Gewölbe hinansteigende Hochaltarwerk hervor, dessen ganze Wand bedeckt ist mit in Holz geschnitzten und vergoldeten Hautrelief-Darstellungen der Geschichten des Heilands von überladener Composition, aber außerordentlicher dramatischer Lebendigkeit und realistischer Wahrheit in den einzelnen Gestalten und Gruppen, meist von bewundernswürdigem Geschick und Fleiß der Durchführung. Die Altarwand birgt die zur Hochaltarkapelle gehörige besondere Sakristei, welche wieder gegen Osten hin von fester Umwandung geschlossen ist. In den östlichsten Abschluß des Langhauses, die Tribuna, welche bei den meisten deutschen, französischen und italienischen Domen der Platz für den Chor und den Hochaltar zu sein pflegt, ist hier in der Kathedrale von Sevilla die Königskapelle, „Capilla real“, verlegt. Diese Absis des Doms, einer der spätesten Theile des Gebäudes, kann erst im 16. Jahrhundert zur Vollendung gelangt sein. Von den Formen der gothischen Baukunst, in welchen Lang- und Querhaus ausgeführt wurden, ist hier keine Spur mehr. Ein mächtiger Rundbogen von 23 Meter Höhe, mit den Statuen von zwölf biblischen Königen geschmückt, wölbt sich über dem Eingang, den in seiner ganzen Höhe und Breite ein riesiges Gitter von kunstreichster Arbeit gegen die Kirche abschließt. Letzteres wird durch ein flach gearbeitetes freistehendes Reiterbild gekrönt, den heiligen König Ferdinand darstellend, wie er die Schlüssel der Stadt Sevilla empfängt.

Die von einer Halbkuppel überwölbte Kapelle, strahlend von ernster feierlicher Pracht, beherbergt außer den Grabmälern Alfons' X., Beatricens, der Gattin des heiligen Ferdinand, und Maria de Padilla's, der schönen Geliebten Pedros des Grausamen, einen Schatz von höchstem materiellen und mystisch-heilig-idealen Werth: den wohlerhaltenen Körper des frommen Eroberers von Sevilla, des Königs Ferdinand, der hier, mit seiner vollen Rüstung vom Helm bis zu den Sporen bekleidet, in einem mit Reliefdarstellungen seiner Thaten geschmückten Prunksarge von Gold, Silber, Bronze, und Krystall aufbewahrt wird. Dieser reiche Schrein steht vor dem Altar auf marmornem, von einem bronzenen Ge-

länder umschlossenen Sockel. Da ich nicht das Glück hatte, am 30. Mai, am 22. August oder am 22. November Sevilla und seine Kathedrale besuchen zu können, so blieb der königliche heilige Leichnam und sein kostbares Lager für mich unter den Vorhängen verborgen, welche nur während der an jenen drei Tagen in der Capilla real celebrirten Gedächtnißmessen hinweggezogen werden, um den Gläubigen und den vorbeidefilirenden Truppen den Anblick dieser nationalen und religiösen Reliquie zu gewähren.

In den übrigen 36 Kapellen, welche längs der äußersten Seitenschiffe und der innern Westwand der Kathedrale einander folgen, ist eine Welt von Kunstwerken verstreut. Architektur, Sculptur in Holz, Marmor und Metall, Malerei, decorative Plastik, Gold-, Silber-, Bronze- und Eisen-Schmiedekunst wirkten hier drei Jahrhunderte lang zusammen, um diese ungeheure Masse von Altären, Statuen, Gemälden, Gittern, Gestühlen, Schreinen, Truhen, heiligen Geräthen und Reliquarien zu schaffen. Gerade die fast grenzenlose Mannichfaltigkeit der Formengebung, die Verschiedenheit der in den einzelnen Kapellen vorherrschenden Stile, im Verein mit dem altspanischen Hange zur prunkvollen Ueberschwenglichkeit und zur schweren barocken Ueberladung auf Kosten feinerer Bildungen in der decorativen Kunst, gerade das ist es, was diesen Kapellenreihen ihre so außerordentlich malerisch reiche Wirkung gibt. Nie hat hier zum Glück jener eine Zeit lang, zumal in Süddeutschland, herrschend gewesene, den Köpfen gewisser Aesthetiker entsprungene, widerwärtige Purismus Eingang gefunden, welcher an alles, was unsre alten Kirchen von Geräthen und Denkmalen besaßen, plötzlich die Forderung stellte, der Stil desselben müsse genau zu der Architektur des Gebäudes stimmen, und mit der barbarischen Rücksichtslosigkeit, die eine fixe Idee verleiht, alles davon Abweichende, jedes, ob auch noch so interessante, bedeutsame und pittoreske Erzeugniß späterer Epochen daraus zu entfernen und durch die armseligen Producte der modernen nachahmenden Gothik zu ersetzen beeifert war. Das von diesen kunstweisen Barbaren in solcher Manier wahrhaft verwüstete und verhunzte Innere der münchener Frauenkirche kann als eins der

abschreckendsten Beispiele für die Resultate des aus ihrer Einseitigkeit hervorgegangenen Verfahrens gelten.

Die Kunstschule von Sevilla nennt keinen großen Namen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert, der nicht hier in diesen Kapellen der Kathedrale durch seiner würdige Werke jeder Art vertreten wäre: Marin, Montañes, Alonzo Cano, Fernandez Roldan als Sculptoren; Murillo, Zurbaran, Campaña, Valdès, Vargas, die Herreras und Cano als Maler. Und nicht minder als jene gepriesenen Meister hat hier ein Heer von ungenannten Kunsthandwerkern rühmliche und glanzvolle Zeugnisse hochentwickelter Technik und reich quellender Erfindungskraft hinterlassen. Allerdings haben sie alle, nach der selbstlosen Art jener Zeiten der großen Kunstblüte, ebenso wie ihre Collegen der italienischen Renaissance, sich nur sehr geringe Sorge darum gemacht, daß ihre Schöpfungen auch genau ins rechte Licht zu stehen kämen — eine Sorge, die bekanntlich bei uns dem miserabelsten Pinsler keine Ruhe läßt und zur Quelle nie endender Plagen jeder Ausstellungs-Hänge-Commission wird. So sind in das dunkle oder im günstigen Fall dämmernde Innere dieser Kapelle Arbeiten von staunenswerthester Kunst wahrhaft „hineingeheimnißt", sodaß man sie erst nach langem vergeblichen Bemühen überhaupt nur gewahr werden kann; und viel später erst mag es gelingen, und auch dann immer nur ausnahmsweise, einen Standpunkt der Betrachtung zu gewinnen oder das Auge so zu gewöhnen, daß man den intimern Schönheiten eines Werks gerecht zu werden, zu dessen wirklicher Erkenntniß zu gelangen im Stande ist.

Noch vor dem Beginn der Kapellenreihe an der Nordseite des Langschiffs, deren erste, das Baptisterium, den köstlichsten unter allen der Kathedrale gehörigen Schätzen, Murillo's Bild des heiligen Antonius von Padua, einschließt, zeigt sich in der Nordwand des westlichsten Theils des Langhauses ein hohes, für gewöhnlich verschlossenes Portal. Durch das geöffnete blickt man nicht in eine Seitenkapelle nur, sondern in eine besondere Kirche, einen einschiffigen Bau der Spätrenaissance, wieder mit zahlreichen Kapellen, Seitenaltären und einem Hochaltar am Ende der Halle, sämmtlich ebenfalls reich mit Bildwerken geschmückt.

Es ist der „Sagrario", die von einem eigenen geistlichen Collegium verwaltete Nebenkirche der Kathedrale; sie nimmt den palastartigen Bau ein, der sich unmittelbar an die nördliche Kante der Westfaçade anlehnt und den westlichen Abschluß des Orangen-Patios bildet.

Im Vergleich zu der gewaltigen Architektur des Domes selbst erscheint die durchaus antigothische und, soweit dies in Spanien möglich ist, classisch-akademisch stilisirte Halle des Sagrario ziemlich nüchtern. Dagegen besitzt sie eine hohe Zier und Auszeichnung in den Holzbildwerken mehrerer ihrer Altartafeln. Die altspanische Holzsculptur und Schnitzkunst, die man nur hier an Ort und Stelle in den alten Kirchen des Landes kennen lernt, da meines Wissens bis jetzt weder Abgüsse noch Copien die Anschauung derselben unter den andern Culturnationen verbreitet haben, ist der größten Beachtung, eingehenden Studiums und oft der wärmsten Bewunderung werth. Meister wie Montañez und Alonzo Cano haben hier Werke von strenger edler Schönheit, gepaart mit dem glücklichsten naiven Naturgefühl, geschaffen. In der Verschmelzung dieser beiden Vorzüge erinnern manche der Gestalten und Gruppen an die wunderbaren Thongebilde des Luca della Robbia. In späterer Zeit freilich, schon in den Arbeiten des letzten berühmten Schülers von Montañez (gestorben 1649), Roldan's, der bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts wirkte, macht sich eine gewisse Verwilderung und Geschmacklosigkeit in der Composition bemerkbar: der feinere Natursinn muß einem oft brutalen Naturalismus weichen; statt edler Wahrheit der Bewegungen und des Seelenausdrucks sucht man durch crasse Uebertreibungen packendere dramatische Wirkungen hervorzubringen. Das beweist unter andern Roldan's meistgepriesenes Hauptwerk, von dem ich noch zu reden gedenke: Die Grablegung Christi, am Altar der berühmten kleinen Kirche des Hospitals der Caridad.

Aber was den meisten dieser Bildwerke erst ihre volle Schönheit verleiht, ist die wahrhaft künstlerische Bemalung derselben mit den natürlichen Farben. Sehr wahrscheinlich ist sie von den Bildschnitzern selbst ausgeführt worden, von denen ja mehrere, wie Alonzo Cano, die Kunst der Malerei ebenso meisterlich übten

wie die der Sculptur. Die den Ton verschönernde und veredelnde Patina der Jahrhunderte mag viel dazu beitragen, jene herrliche Harmonie, Weichheit und Feinheit der Farbe zu bewirken, welche namentlich den ältern Bildwerken jeden Schein der Roheit, des bloßen Anstrichs nimmt, der bei bemalten Holzfiguren sonst selten vermieden ist. Genug, ihr Colorit wirkt heute wie feingestimmtes Email an schönen alten Thonarbeiten. Daß neben und zwischen Werken von so künstlerischer Vollendung in aller Naivetät auch solche moderne spanische Kunstschöpfungen sich breit machen, deren Figuren eigentlich nur die Mannequins für die möglichst bunten, prachtvollen, goldgestickten, juwelenverzierten Prunkkleider sind, womit frommer Ungeschmack die heiligen Personen zu drapiren liebt und zu ehren meint, wird niemanden wundernehmen. Das wiederholt sich überall, wo noch der rechte ungebrochene Kinderglaube in den Herzen sitzt und von den heiligen Hirten der Heerde gehegt und gehütet wird, in Tirol wie in Spanien, in Frankreich wie in Rußland.

Aber wie viel Kunstwerke auch in allen Räumen, Winkeln, Kapellen und Annexen der Kathedrale sichtbar und verborgen sein mögen: jenes bereits genannte Bild Murillo's wird doch immer die süßeste und gewaltigste Macht auf jede Menschenseele üben, welche gegen den Strahl der Schönheit nicht undurchdringlich gepanzert ist. Die Leinwand ist von kolossalen Verhältnissen. Mit dem reich geschnitzten breiten Prunkrahmen, der oben noch durch ein kleineres Medaillonbild, eine Taufe Christi, überhöht wird, reicht das Gemälde vom Altartisch bis nahe zur Decke der Taufkapelle hinauf. Dort empfängt es — eine seltene Ausnahme unter den Altarbildern —, da der Tisch des Herrn in dieser Kapelle rechtwinkelig gegen die Fensterwand gerichtet ist, ein sehr schönes und wohlthuendes Seitenlicht von links, also von Norden her.

Tritt man davor, ja nähert man sich nur dem hohen Gitter der Kapelle, so scheint dort auf der Altarwand in Wahrheit der Himmel selbst sich aufgethan zu haben, eine breite Flut überirdischen Lichts aus seinen Sphären hervorzubrechen und sanft hinabzuströmen in die arme kalte düstre Zelle des heiligen

Mönchs, der von überseligem Entzücken übermannt auf die Knie gesunken ist und die Arme ausgebreitet hat, um das holde Wunder, das auf jenen Lichtwogen ihm entgegengetragen wird, an seinem Herzen zu empfangen. Es ist das göttliche Kind in eigener sinnlicher Gestalt, wie es der Mutter einst am Herzen ruhte. ein reizender goldlockiger kleiner nackter Knabe, der, allerdings in etwas ungelenker Bewegung der Beinchen, daher und abwärts schwebt. Ihn umflattern nahe bei ihm und in weiterer Entfernung Scharen von Engelsknaben, Flügelbübchen und holden schlanken Genien: die einen mit ihm abwärts schwebend, die breite Lichtstraße säumend, die Wolken zur Seite wälzend und sich auf ihnen wie auf einem wonnigen Lager wiegend; andere ihm entgegen gaukelnd im goldigen Lichtäther, mit dem ihre zarten göttlichen und doch so menschlich-kindlich-schönen blühenden Leiber oft zu verschmelzen scheinen: so lichtgetränkt, so „aus Morgenduft und Sonnenklarheit“ gewebt sehen sie selbst aus. Auf allen jenen weltbekannten Murillo'schen Bildern: den verschiedenen „Concepcionen“, der Himmelfahrt Mariä, den Visionen anderer begnadigter Heiliger, sieht man diese christlichen Amoretten ihr frohes Spiel treiben, die Himmel mit ihrem Jubel durchklingen, mit ihrer lachenden Kindesanmuth durchleuchten. Unerschöpflich ist ihr Maler in der Erfindung immer neuer reizender Bewegungs- und Ausdrucksmotive; und wie sie selbst die irdische Schwere nicht kennen, so kennt er keine Schwierigkeit im Wurf und Schwung dieser gaukelnden Körper und schwebenden Lichtgestalten. Das Bild der Vision des heiligen Antonius aber, 1656 gemalt, ist wol das erste, in welchem die Befreiung von seiner frühern so viel kältern trocknern und zeichnerischern Manier sich vollzogen zeigt, die errungene unbedingte Meisterschaft und die durchaus coloristische Auffassung und Behandlung jeder Aufgabe sich triumphirend und glorreich offenbart. Wenn die Lichtwirkung hier noch die in seinen andern uns bekannten Darstellungen solcher himmlischen Schauspiele zu überbieten scheint, so liegt das wol hauptsächlich in dem starken Gegensatz der beiden Haupttonmassen, den er aufs sorglichste ausgenutzt und in höchst bewundernswürdiger Weise durchzuführen gewußt hat. Die düstre Klosterzelle mit ihrem schlichten rohen Geräth und dem Ausblick

auf den durch gedämpftes Tageslicht von frappanter Wahrheit erhellten Klosterhof, diese ganze untere Partie des Bildes verdoppelt die Leuchtkraft und den verklärten Glanz der überirdischen visionären Erscheinung darüber. Bekanntlich ist es dieses Gemälde, an welchem vor einiger Zeit der infame Raub und die barbarische Zerstörung geschah, indem ein Besucher der Kapelle den Kopf des knienden Heiligen herausschnitt. Der Beraubte hatte indessen sein Haupt nicht gar zu lange zu entbehren. Das absonderliche Diebstahlsobject wurde aus Amerika zurückgebracht und der Leinwand wieder eingefügt, und zwar so geschickt, daß heute kaum eine Spur das Geschehene verräth.

Man wird in Sevilla, nachdem das Auge einmal die himmlische Lichtflut dieses Bildes eingesogen hat, so Murillo-durstig, daß man jede Stunde des Aufenthalts am besten verwendet meint, wenn sie zum Aufsuchen und zum Studium der sonst noch in der Stadt seiner Geburt und seiner glänzendsten Wirksamkeit zahlreich vorhandenen Werke dieses großen Freudenspenders und Beglückers benutzt wird. Leider habe ich von ihnen allen, wegen der Kürze meines Verweilens am Gnadalquivir, außer den in der Kathedrale befindlichen nur diejenigen kennen gelernt, welche die Kirche der Caridad und das Provinzialmuseum beherbergen. Es sind allerdings die wichtigsten nächst dem heiligen Antonius.

XXVII.

Die Caridad, ihr Gründer und ihre Schätze.

Zwei Don Giovanni. — Ein bekehrter Sünder. — Seine guten Werke und diejenigen Murillo's. — Eine Stierkampf-Affiche.

Daß die wahre Heimat der typischen Gestalt des Don Juan keine andere Stadt als Sevilla sei, ist nie bestritten worden. Wo in aller Welt gäbe es auch einen naturgemäßern Boden für sie, einen Boden, der wie dieser alle Bedingungen in sich vereinigt, um den Helden der raschen, heißen, wechselvollen Liebe zu erzeugen und zu seiner vollen Höhe erwachsen zu lassen? Zu diesen Bedingungen gehört als erste und hauptsächlichste jener über die ganze weibliche Bevölkerung verbreitete Zauber der Schönheit und der noch mächtiger bestrickende, noch unwiderstehlichere der Grazie und Anmuth, welcher einem zärtlichen liebebedürftigen Temperament und Empfinden erblüht. Und wo wäre letzterer ein so allgemeines Gut der Frauen und Mädchen, wo schwimmt er so gleichsam in der Luft, daß man ihn einzuathmen meint mit deren weichem lindem Wehen, wie hier in Sevilla?

Don Juan, für die übrige Welt ein Geschöpf der Poesie und der Musik, Molière's, Da Ponte's, Mozart's, und mehr ein Symbol, ein Gattungsbegriff, wenn auch ein zum kräftigsten Fleisch und feurigsten Blut gewordener, ist für Sevilla ein durchaus realer historischer individueller Mensch, der in der schönen Hauptstadt Andalusiens geboren ward, dort gelebt und in seiner

Weise gewirkt, „en rendant — wie Mérimée sich zart und graziös ausdrückt — suspecte la généalogie des plus nobles familles", der sicher die größere Hälfte seiner spanischen „tausend und drei" für Leporello's Register dort geworben hat und schließlich entweder vom Teufel geholt wurde, oder, mit der heiligen Kirche ausgesöhnt, selig gestorben ist und in geweihtem Boden begraben liegt.

Dieses Dilemma, diese Ungewißheit über des großen Sünders Ende entspringt aus dem Umstande, daß Sevilla sich nicht eines, sondern zweier Don Juan rühmen zu dürfen meint. Sehr wahrscheinlich hat es sogar eine noch viel größere Zahl ähnlicher Hidalgos gegeben, die an jedem Gitter sangen, jeden Ritter höhnten und schließlich des Morgens Blumen oder Wunden nach Hause trugen. Ihre vielköpfige Gesammtheit verdichtete sich aber im Laufe der Zeit zu diesen zwei Gestalten.

Der eine von ihnen ist Don Juan de Tenorio, dessen Schicksal Tirso de Molina und nach ihm Molière in ihren Dramen, Da Ponte in seinem Libretto bearbeitet haben, der die wahrhaft unsterbliche Zauberkraft aber, die er auf alle Generationen ausüben wird, erst unserm Wolfgang Amadeus verdankt. Der andere ist der Graf Don Juan de Maraña, der Gründer des Hospitals der Caridad; hier, in der durch Murillo's Wunderwerke geweihten kleinen Kirche liegt der bußfertig und absolvirt als ein heiliger weltentsagender Mann von hinnen Geschiedene begraben. Er hat die Demuth zuletzt so weit getrieben, daß er, obgleich gerade an dieser Stätte tausend Zeugnisse von seinem gottseligen Leben und Wirken während der seinem gottseligen Ende nächstvorangegangenen Zeit erzählen, auf seinen Grabstein die Inschrift zu setzen befahl: „Aqui yace el peor hombre que fué en el mundo" (Hier liegt der schlechteste Mensch, den es in der Welt gegeben hat). Die wahre Historie seiner wundersamen Liebes- und Ritterabenteuer, seiner Verbrechen wie seiner Bekehrung erzählt uns Mérimée in der Novelle „Les âmes du Purgatoire" (1834) mit einer vortrefflich durchgeführten Miene feierlichen Ernstes, die freilich über sein wirkliches geistvolles skeptisches Schalksgesicht nicht ganz zu täuschen vermag. Aber für das Volk und die Fremden-

führer Sevillas verschwimmen die beiden Don Juan-Gestalten noch immer in ihren Umrissen, decken sich häufig oder gehen ineinander über, und dem einen wird mit auf sein Sündenregister gesetzt, was der andere verbrochen hat. So heißt es z. B. von dem Grafen Maraña, er habe an die bronzene Glaubens-Windfahne auf der Spitze der Giralda eine formelle Einladung zum Nachtessen gerichtet, und diese sei von ihr angenommen worden, — was doch sicher nur eine Variante der bekannten frevelhaften Anrede des Don Juan de Tenorio an die Statue des Comthurs ist, mit der er sie einlud, sein Gast zu sein.

Jedenfalls hat die Menschheit den beiden Helden Sevillas, sowol dem bekehrt zum Himmel aufgestiegenen wie dem unter Feuerregen und Furientanz in den Höllenrachen geworfenen, herrliche Segnungen zu verdanken. Der letztere ist, wenn auch ohne Willen und Absicht, Stoff und Anlaß der zugleich holdesten und gewaltigsten dramatischen Musikdichtung geworden. Der andere hat die Caridad gegründet und so mittelbar Murillo's Mosesbrunnen, die Speisung der Fünftausend und die Kinderfiguren des Christus und Johannes ins Leben gerufen, welche das Kirchlein dieses Hospitals schmücken. Und so mögen denn auch jenem um Mozart's willen seine Sünden vergeben sein, und er im ewigen Leben mit seinem noch zur rechten Stunde fromm und weise gewordenen Namensbruder und Landsmann an dem, wenn auch unverdienten, Orte der Seligen sich zusammenfinden, statt im Höllenpfuhl heulend und zähneklappernd den andern zu beneiden, der es hienieden doch auch nicht viel besser getrieben als er und nun dennoch im Paradiese bei den heiligen Männern und Frauen auf weichen Wolkenbetten dem Concert der lieben Engelein lauschen darf!

Der Graf von Maraña ist übrigens alles Ernstes eine reale historische Persönlichkeit des 17. Jahrhunderts (gestorben 1679). Sein Vorname war nicht Don Juan, sondern Don Miguel. Er war Calatrava-Ritter, besaß kolossale Reichthümer und führte bis zum reifen Mannesalter ein so wüstes Leben, daß die Verwechselung mit Tenorio sehr erklärlich wird. Dann aber ging ihm die Erkenntniß über seine Verworfenheit auf, ich weiß nicht ob durch die Vision, welche von Mérimée als erster Beweggrund

seiner Umkehr zu dem schmalen Dornenpfade, der zum Heile führt, angegeben wird. Er trat in die Brüderschaft der Caridad, der Barmherzigkeit, ein.

Diese spanischen katholisch geistlichen Brüderschaften haben die größte Aehnlichkeit mit den Sauhas im mohammedanischen Afrika. Wie bei diesen faßt der Begriff der Brüderschaft zugleich den des Gotteshauses, des Hospitals, des Karavanserai für arme Pilger, der Pflicht zur Verbreitung des wahren Glaubens durch Lehre sowie zur praktischen Uebung desselben durch fromme Werke in sich zusammen. Die Brüderschaft de la Caridad ist von alters her eine der berühmtesten in Sevilla. Ihre Mitglieder müssen keineswegs nothwendig Kleriker sein, sie gehören vielmehr den verschiedensten Ständen an. In ihrem frommen Bunde wirkt der Grande neben dem Kleinkrämer und dem Arbeiter. Zu den freiwilligen Demuthspflichten der Brüder gehört auch die, jedem zum Tode Verurtheilten das traurige Geleit zum Richtplatze zu geben, den Leichnam des Gerichteten aufzuheben und auf ihren Schultern zur Begräbnißstätte zu tragen. Dies Amt mag die Thätigkeit des Ordens ehedem sehr häufig in Anspruch genommen haben, denn schwerlich ist der Boden der öffentlichen Plätze Sevillas weniger mit dem Blute martervoll Hingerichteter, zumal der Ketzer, Mauren und Juden, gedüngt worden, als die Stätten dieser erbaulichen heiligen Schauspiele zur größern Ehre Gottes in andern spanischen Hauptstädten. Heute dürfte sich das öffentliche Auftreten der Brüderschaft, zu deren Hermanos mayores auch der Herzog von Montpensier gehört, auf die großen religiösen Festlichkeiten, besonders die berühmten Processionen während der heiligen Woche beschränken.

Das ist die Brüderschaft der Werke der Barmherzigkeit, in welche der zum Paulus gewandelte Saulus-Don Juan, Miguel de Maraña, eintrat. Sein frommer Eifer, seine grenzenlose Demuth, der keine Erniedrigung niedrig genug erschien, um die alte Hoffart seiner wilden Seele zu büßen, ließ ihn bald zum Hermano mayor der Corporation aufsteigen. Als solcher hat er derselben ein vorzügliches Statut gegeben, ihre ganze Verfassung erneuert, das heut noch in voller Blüte stehende Hospital mit der prächtigen Georgskapelle errichtet, ungezählte gute Werke ge-

than und gestiftet und mehr als nur die classischen „sieben" der christlichen Barmherzigkeit geübt. Im Kapitelsaal, in welchem die Bildnisse aller Hermanos hängen — übrigens fast durchweg Pinseleien elender Pfuscher —, sah ich auch das seine in ganzer Figur, ein echtes Meisterwerk der Porträtmalerei großen Stils; ich konnte nicht erfahren, von wem gemalt. Es hat die Wucht des Tons, die Breite und Markigkeit des Vortrags und die gesunde Lebensfülle eines Velasquez. Der Graf sitzt in der schönen ernst-prächtigen Tracht seines Amtes an einem mit langem dunkelm sammtenen Teppich bedeckten Tisch, auf dem das Pult mit dem Buch steht, deren Originale noch hier in diesem Saale gezeigt werden. Am untern Ende der Tafel sitzt ein Knabe mit einem Andachtsbuch in den Händen. Ueber die Beziehungen dieser zweiten Person des merkwürdigen Bildes zu der ersten konnte man mir keine Auskunft geben. Der lange spanische Stoßdegen des frommen Grafen, am Heft mit großem Stahlkorb und Stichblatt versehen, hängt als Reliquie neben seinem Bildniß an der Wand. Man sieht es dem kühnen stolzen Antlitz, dessen natürliches Gepräge die christliche Demuth nicht mehr umzuwandeln vermochte, wohl an, daß er diese mörderische Klinge während der Jahre seiner Unbußfertigkeit mit Lust und Meisterschaft zu führen verstanden hat. Von derselben Waffe erzählt sein romantischer Chronist Prosper Mérimée, „Don Juan" habe sie bei einem letzten Rückfall in die menschlichen Leidenschaften, welcher, allen frommen Absichten und Gelübden der Demuth zum Trotz, durch die seinen Stolz und seine Ehre aufs tiefste kränkenden Provocationen des Don Pedro de Ojeda herbeigeführt wurde, bis an das Heft in seines Beleidigers Brust gebohrt. Aber letzterer war als der berechtigte Rächer seines Vaters gekommen, welchen der Sünder getödtet, und seiner Schwester, die er durch Verführung, Schmach und Untreue in den Tod getrieben hatte. Maraña's Reue war daher grenzenlos, als er das Opfer todt zu seinen Füßen sah. Bis zu seinem eigenen Tode hing der Degen über seinem Bett, und nie betrachtete er ihn, ohne heiße Gebete für seine arme sündige Seele zu sprechen. In der Entäußerung seines Stolzes soll er fortan so weit gegangen sein, daß er an jedem Morgen

den Klosterkoch aufsuchte, um sich von diesem eine — Ohrfeige auf die Wange geben zu lassen, und zwar nicht ohne ihm dafür zu danken und nach des Heilands Gebot auch die andere zum Streiche darzubieten. Als er starb, habe er verlangt, unter der Schwelle der Kirche begraben zu werden, damit jeder Ein- und Hinausgehende ihn symbolisch mit Füßen trete. Aber in Anbetracht der vielen guten Werke, welche der heilige Mann während seiner letzten Lebensperiode geübt, habe man diesem seinem letzten Willen nicht willfahren zu dürfen geglaubt, sondern im Gegentheil sein Grabmal neben dem Hauptaltar errichtet. Und wenn in dasselbe auch nach des Verblichenen Wunsch jene oben citirte Inschrift eingegraben wurde, so fühlte man sich doch veranlaßt, genügende Worte des Lobes und Ruhmes auf den Bekehrten hinzuzufügen, durch welche seine Selbstschmähung paralysirt wird. Aber wie gesagt, in seinem Gesicht, seiner ganzen Erscheinung noch als Hermano der Brüderschaft auf jenem Bilde ist kaum eine Spur von seiner Demuth zu entdecken.

Die Gebäude der Caridad liegen, von Bäumen beschattet, dem Guadalquivir zugekehrt, nahe der großen Alameda, dem Paseo de la Reina Cristina, gegenüber dem alten maurischen Toro d'oro, und nicht sehr entfernt von der Arena für die Stierkämpfe. Zur Rechten des langen zweistöckigen ziemlich kasernenmäßigen Hospitalhauses, durch dessen große Hauptpforte man in den gepflasterten Flur und zu dem Patio dahinter gelangt, befindet sich der interessante Giebelbau, welcher die Façade der St. Georgskapelle bildet.

Sowol bezüglich der Formen wie der Decoration wüßte ich diesen Giebeln, die an Sevillas spätern Kirchen sich nicht eben selten finden, kaum etwas in einer andern Stadt Gesehenes zu vergleichen. Die offen hängenden Glocken, die launenhaften Ausladungen und Einziehungen ihrer Umrißlinien, besonders auch die stellenweise Belegung mit farbigen glasirten Ziegeln, ja mit einfarbig, meist blau bemalten großen Majolikaplatten geben ihnen eine ganz eigenthümlich krause und lustige Gestalt und Wirkung.

Die in Sevilla immer noch in großer Ausdehnung geübte und gepflegte Kunsttöpferei und Majolikamalerei scheint ein unverlornes Erbe aus der alten maurischen Zeit der andalusischen

Königsstadt zu sein. Drüben am linken Ufer des Guadalquivir zieht sich die weite Vorstadt Triana, der Wohnsitz der Zigeuner und der Töpfer, hin. In ihren ziemlich ärmlichen Gassen fand ich zahlreiche Lager, meist große offene Räume, vom Boden bis zur Decke gefüllt mit den mannichfachen, oft sehr primitiven, aber in Formen und Farben dennoch sehr originellen Erzeugnissen dieses nationalen Kunstgewerbes. Die Gestalt der unglasirten Terracotta-Flaschen und Krüge ist von auffallend edelm Geschmack und unverkennbar noch durch altsarazenische Traditionen bestimmt. Dagegen ist die malerische Decoration der glasirten Krüge, Schüsseln und Teller meist noch roher als die derselben Geräthe in den marokkanischen Bazars, während sie nicht entfernt den feinen, vornehmen und decorativ so außerordentlich wirksamen Gesammtton erreicht, noch jenes eingeborne Stilgefühl in den Ornamenten zeigt, wodurch das maurische Geschirr oft für die naive Roheit des Machwerks entschädigt und diese Erzeugnisse oft einen so bestechenden Reiz erhalten. Nur in den kleinern glasirten Fliesen und Kacheln, in deren gemaltem Ornament man auch heut noch die maurisch-altspanischen Ueberlieferungen unverändert bewahrte und die alten Muster in Farben und Formen getreu wiederholt, ohne sich viel Mühe mit Erfindung und Einführung neuer zu geben, ist auch jetzt das alte Geschick und der alte Geschmack zu erkennen. Ganz eigenthümlich und aufs angenehmste überraschend wirkt es, wenn man dort drüben in der Triana auf dem durch Wände, nach Art der „Fleischbänke" in unsern ältern Städten, einzeln abgetheilten Fischmarkt nahe dem Ausgang der großen hochgewölbten prächtigen Guadalquivirbrücke, welche die beiden Stadthälften miteinander verbindet, sämmtliche Verkaufsstände, Tischplatten, Vorder- und Rückwände bis zum Boden mit den schönen, durch blaue Muster decorirten, immer sauber gehaltenen Kacheln belegt sieht.

Solche Kacheln größten Stils und Maßstabs, wie man sie in England heute wieder mit Vorliebe zu Wandbekleidungen verwendet (ich erinnere an das unvergleichliche Speisezimmer im Restaurant des Kensington-Museum mit den einfach in Blau gemalten reizenden Gestalten der Monate des Jahres), sind es auch, welche außer den farbigen glasirten Ziegeln der Kanten des

krausen Giebelaufsatzes die Höhe der Façadenwand an dem Gebäude der Caridad schmücken. Die großen Gestalten von vier Heiligen, unter denen ich den heiligen Martinus und den Patron der Kapelle, den heiligen Georg, erkannte, Arbeiten des 17. Jahrhunderts, sind einfarbig in Blau darauf gemalt: ein munterer und eigenartiger Anblick.

Das Hospital mag wol immer noch seinen alten Ruf als einer Musteranstalt und einer Musterschöpfung werkthätiger Barmherzigkeit verdienen. Man führte mich durch die Krankensäle und die Refectorien der männlichen Insassen, durch den gewaltigen Küchenraum, durch mehrere Patios mit Gärten zwischen den säulenreichen Bogengängen zum Kapitelsaal. Die dienenden Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vincenz de Paula, in blauen Kleidern und großen weißen Flügelhauben, scheinen freundliche, behagliche weibliche Wesen zu sein, ohne eine Spur von frömmelndem, kopfhängerischem, weltfeindlichem Wesen. Sie luden uns sogar ein, in ihren eigenen halbdunkeln, mit allerlei Heiligen- und profanen Bildchen geschmückten, Stübchen auszuruhen. In echt spanisch-maurischer Manier ist in allen Räumen jede freie Wand- und Bogenfläche mit weißem Kalkanstrich überzogen. Die weißen Arcaden und Säulencapitäle der verschiedenen Patios haben durch die darauf gepinselten kornblumblauen Linien und Streifen jedenfalls keine Verschönerung erfahren.

Das Sehenswürdigste, ja eigentlich das einzige, was uns überhaupt zum Besuche des Hauses veranlaßte, ist die Georgskapelle. Hier, in deren Innerm tritt allerdings an die Stelle der nüchternen Einfachheit die schwülstige Pracht, wie sie dem Geschmack der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht blos in Spanien entspricht. Der Hochaltar, dessen von Roldan geschnitztes großes farbiges Reliefbild, die Grablegung, ich bereits erwähnt, wird von gewundenen schwerfälligen vergoldeten Säulen eingefaßt, und eine aus Rand und Band gerathene geschnitzte, gemeißelte und gegossene vergoldete Ornamentik überwuchert jede Fläche, auf welcher sie nur irgend Platz zum Wachsthum und zur Ausbreitung findet.

Die beiden Werke von Murillo, welchen die kleine Hospitalkirche mehr als allen heiligen frommen Werken des gebesserten Don Juan ihren Weltruhm verdankt, hängen an den Langwänden des einschiffigen Raumes einander gegenüber: Das Wunder der Brote und Fische, und: Moses schlägt die Quelle aus dem Felsen. Sie haben sehr langes und ziemlich niedriges Format. Das letztere Bild ist dem erstern in jeder Hinsicht überlegen, obgleich beide derselben Periode seiner höchsten Meisterschaft (1670—72) entstammen. Mit der Fisch- und Brotvermehrung wußte selbst eine schöpferische Phantasie wie die seinige doch nichts Rechtes anzufangen. Auch er konnte es nicht vermeiden, in die — bei vielen hochberühmten Gemälden der ganzen classischen Epoche der Malerei viel häufiger, als man zu gestehen wagt, angewendete — gemalte Phrase zu verfallen; ein ziemlich unbedeutender Christus im Vordergrund ist mit einigen gleichgültigen Figurengruppen und mit Brot- und Fischkörben umgeben, den „Fünftausend" aber ward der weite Hintergrund mit sehr hohem Horizont angewiesen, wo sie sich als ein Gewimmel kleiner Gestalten ausbreiten. Licht und Farbenstimmung des Ganzen und ein paar naive Züge im Einzelnen müssen das compositionelle Manco decken und dem Bilde das Interesse des Beschauers gewinnen und erhalten.

Ganz anders stellt sich sein Gegenüber, die Mosesquelle, dar. Der Wunderthäter selbst ist allerdings auch hier das am wenigsten Imponirende im Bilde. Das Allgemeine und Herkömmliche in der Erscheinung dieses fast „classisch" feierlich drapirten, zum Himmel aufblickenden Propheten empfindet man um so stärker, als ringsum in allen Gestalten die naivste Lebenswahrheit des Ausdrucks, der Action und Bewegung herrscht. Es ist die glücklichste Schilderung der frohen Scenen, welche das Auffinden lebendigen klaren frischströmenden Wassers durch eine Karavane von durstleidenden kinderreichen Familien im Gefolge haben muß, das heißt von Menschen, in deren Brust wildfeindliche egoistische Leidenschaften nicht Platz haben, und deren körperliche Blüte, Gesundheit, Kraft und liebliche Anmuth durch die vorangegangenen Qualen jenes tyrannisch gebieterischen Bedürfnisses nicht die geringste Einbuße oder gar

Zerstörung erlitten haben. Entzückende Buben und kleine Mädchen, reizende Mütter, Säuglinge an der vollen Brust, schöne Dirnen, prächtige Männer- und Jünglingsgestalten drängen sich um die Quelle, das erquickende Naß schöpfend, schlürfend, willig den andern zum Trinken reichend, die Alten und Leidenden damit stärkend und erquickend. Jeder Zug ist mit freudigem Auge dem Leben abgelauscht; nur den düstern häßlichen Aeußerungen der Menschennatur hat das Auge des Künstlers sich verschlossen.

Aber wie vorzüglich das auch alles erfunden, bewegt, gruppirt, in Mienen und Stellungen ausgedrückt ist, die treueste farblose Nachbildung gibt (man kann die Probe in jedem Kunstladen machen) doch bei weitem keine volle Vorstellung von dem Zauber des Bildes, keinen Begriff von der Größe und holden Kraft seines Eindrucks. Diesen bringt eben erst die Malerei, die Farbenhaltung, die ganze Musik des Tones hervor. Die Scala der Localfarben ist hier gar nicht besonders reich und prachtvoll, wie etwa auf Murillo's Bilde: Die Geburt der Jungfrau, in der pariser Louvregalerie. Der wunderbare Accord wird vielmehr durch neutrale zart gebrochene Einzeltöne erzeugt. Aber von unbeschreiblicher Wirkung ist der Gesammtklang von Licht, tiefer Glut, edelstem Schmelz, welcher dadurch geschaffen wurde.

Zwei sich gegenüberstehende Seitenaltäre haben durch denselben Meister einen andern unschätzbaren künstlerischen Schmuck erhalten: der eine das Medaillonbild eines blonden Christusknaben; der andre das eines bräunlichen Johannesbuben: jedes ein gleich außerordentliches Meisterwerk der Darstellung herrlich blühender echt kindlicher Natur, bei der auf jede Absicht einer Steigerung ins überkindlich, das heißt übermenschlich Göttliche durchaus verzichtet ist.

Es wäre wunderbar und unerhört, wenn uns in einem spanischen religiösen Heiligthum der Anblick des Gräßlichen und Scheußlichen, welches dieser romanischen Gottesverehrung nun einmal zur Vermehrung der nöthigen Gottesfurcht unentbehrlich zu sein scheint, erspart bleiben sollte. Hier hat denn auch Murillo's gefeierter Zeitgenosse Valdès in einem vielgepriesenen Bilde für dieses Bedürfniß und für den nöthigen physischen Schauder

gesorgt. Man sieht auf demselben ich weiß nicht welchen heiligen Bischof in allem Pomp seiner Würde im offenen Sarge liegen und zwar gänzlich überwimmelt von dem an seinem Leichnam zehrenden ekeln Gewürm des Grabes. „O, etwas Bisam, guter Apotheker!“ Der Anblick ist noch ekelhafter als der jener berühmten furchtbaren Gruppe der drei Cadaver auf dem so lange dem Orcagna, neuerdings dem Lorenzetti von Siena zugeschriebenen Gemälde: Triumph des Todes, im Campo Santo zu Pisa, weil dem Valdès'schen Bilde die fürchterliche herbe Größe und alterthümlich ernste Strenge des letztern fehlt.

Die Freude am Gräßlichen liegt eben zu tief in der spanischen Natur. Mit demselben fast berauschenden Genuß wie ehemals dem Brennen und Schlachten von Ketzern, Mauren und Juden, sieht dieses Volk heute noch, nicht nur die Schauspiele kühnsten Mannesmuths, höchster Kraft und Gelenkigkeit an, wie sie ihm die Stierkämpfer bieten, sondern ebenso auch den scheußlichen Todeskampf der unglücklichen Pferde, wenn ihnen der Stier sein Horn in die Weichen gebohrt, die zum Tode getroffenen Thiere dann mit lang heraushängenden Eingeweiden durch die Arena taumeln, in das eigene blutende Gekröse tretend, bis sie straucheln und qualvoll verenden.

Gerade in jenen Tagen lag den Cortes in Madrid der Antrag auf Abschaffung der Stiergefechte vor. Man zuckte in Sevilla nur die Achseln und lachte spöttisch. Spanien müßte nicht mehr Spanien sein, wenn ein derartiger Antrag die geringste Chance der Annahme haben sollte. (Er hat denn auch bald darauf das ihm prophezeite Schicksal erfahren.) An allen Hauswänden und Straßenecken, in allen Cafés und den Patios aller Hotels prangten, von Lesern umlagert, die riesigen gelben Anschlagzettel, welche für den nächsten Sonntag die auf der Plaza de Toros stattfindende „Corrida de Toros“ ankündigten und durch ein großes lithographirtes Bild illustrirten, darstellend den Aufzug des ganzen Personals: der berühmten Espadas José Cineo Cirineo und Manuel Diaz Lavi, der Picadores, Reservas und Banderilleros sammt den Stieren und Pferden. Sie sangen das Lob der berühmten Stiere aus der „Ganaderia“ des Señor José Antonio Adalid, von deren Kraft und Gesundheit die

Señores „Aficionados“ (die Kenner, die Raffinirten) sich am Tage vor der Corrida überzeugen könnten; und als schönstes Lockmittel eröffneten sie, allerdings zart und bedingungsweise, den Sevillanern folgende Aussicht: „La plaza será presidada por la Autoridad competente — si S. M. la Reina Donna Isabel II. y sus augüstas hijas no se dignasen hacerlo al honrar el espectaculo con su presencia.“ (Die competenten Behörden werden in der Arena präsidiren — falls nicht Ihre Majestät Donna Isabel II. und Dero erlauchte Töchter geruhen sollten, das Schauspiel mit ihrer Gegenwart zu beehren.)

Und sicher haben sie es damit beehrt. Ihre Majestät versagt sich dieses Lieblingsvergnügen außerhalb der Mauern ihres Alcazar ebenso wenig oder doch ebenso ungern, wie innerhalb derselben — „heimlicher Freuden übermüthiges Offenbarsein“.

Epilog.

Noch überreich an Zahl und Art sind die Monumente und Kunstwerke, welche die Hauptstadt Andalusiens schmücken; die Gemäldegalerie des Museo provincial allein umschließt eine Welt von Schönheit. Und nicht geringer ist die Fülle der Anmuth, des Reizes, der interessantesten eigenthümlichsten Züge und Erscheinungen, welche das Leben der Bewohner bietet. Man findet kein Ende, wenn man Sevilla in seiner Gesammtheit würdig und erschöpfend schildern will. Wie lange man auch in der unvergleichlichen Stadt verweilte: immer wird man schwer und ungern von ihr scheiden. Wie weh aber erst das schnelle Scheiden nach kürzestem Aufenthalt thut — ich hab' es erfahren und empfinden müssen!

Eine mir damals unabweislich erscheinende Nöthigung, bis zu einem bestimmten nahen Termin in der Heimat einzutreffen, gestattete keine Rast. Nach kaum dreitägiger Anwesenheit verließ ich Sevilla. Meine Schilderungen von dieser Stadt blieben somit zur Lückenhaftigkeit verurtheilt. Dieselbe Nöthigung trieb mich im Fluge nach der alten Khalifenstadt Cordoba. Nur einen halben Tag konnte ich ihr und jenem Wunderwerk der sarazenischen Kunst, der Moschee, widmen, in deren Innerm eine stattliche gothische Kathedrale Platz gefunden hat, ohne daß der Raum dadurch merklich verringert wurde! Und weiter trieb es mich nach Madrid, und nach kaum dreitägigem Aufenthalt in Spaniens Hauptstadt in rastlosem Jagen über Paris nach Berlin zurück.

Ob auch gewohnt, schnell zu sehen, aufzufassen und das Gesehene mir einzuprägen, und keineswegs müßig oder unaufmerksam selbst während der hastigsten Reisetage, schienen mir doch Studien und Beobachtungen, die von und an Monumenten und Kunstwerken, Landschaften und Städten bei einer so flüchtigen Fahrt im günstigsten Falle gemacht werden können, in keinem Fall genügend, die Grundlage von Schilderungen zu bilden, welche sich denen in den vorstehenden Kapiteln dieses Buchs anreihen dürften.

Der letzte Theil meiner marokkanischen Reise, die Heimfahrt durch Spanien, muß also Fragment und ohne Abschluß bleiben, wenn auch, wie meine Leser sehen, nicht ohne

Ende.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


VE
RI
TAS

